UC-NRLF
$B 260 208

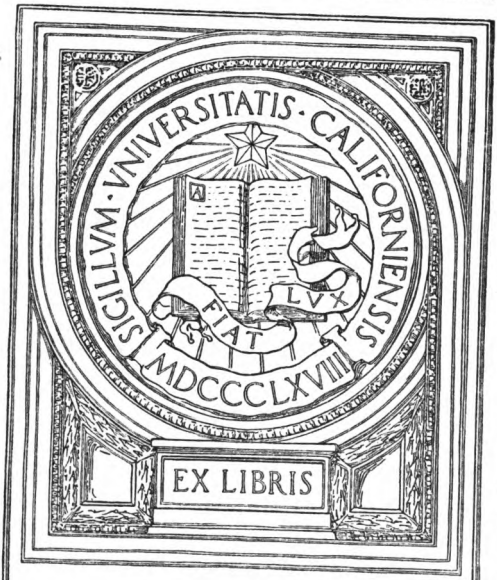
Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Mein Sohn.

Von

Salvatore Farina.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Engelhorns

ek.

ölker.

5 Pf.

k erhoben
terarisches
Teil darin
lgemeinen
n vielen
en Muße-
möchten,
zu einem
Bibliothek

theken,

name aller
öner und

Stoff eines
kostet.

In einem bis zwei, höchstens drei Bänden wird je ein voll-
ständiger Roman ...ige „Fortsetzung
folgt" wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von

C. v. Glümer, Baron A. v. Roberts, Richard Voß, E. v. Wolzogen, A. Daudet, H. Gréville, Guy de Maupassant, G. Ohnet, A. Theuriet, Hamilton Aidé, Ouida, F. C. Philips, A. Kielland, S. Farina.

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.

Wassiliffa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Vornehme Gesellschaft. Von S. Aidé. Aus dem Englischen.

Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Bradden. Aus dem Englischen.

Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau. Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Halevys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses

Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Die Fortsetzung von „Gift“

Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Sie ist nicht nur „hübsch“, diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich verzaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat.“ Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Dieselben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.
„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit.“ Athenäum.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Salvatore Farina.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 21.

Mein Sohn.

Von

Salvatore Farina.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen
von
Ernst Dohm und Hans Hoffmann.

Mit einer biographischen Einleitung
von
A. Spier.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

PQ 4688
F3 M44
1879

Einleitung.

„Immer tapfer voran," sagte der Advokat Placidi zu seiner treuen Evangelina, als er noch von Zeit zu Zeit seine goldne Uhr versetzen mußte, sehnsüchtig Tage, Wochen und Monate auf den ersten Klienten wartete und denselben erst dann begrüßen durfte, als der später berühmte Sohn August von dem Landaufenthalt bei der Amme heimkehrte und der Held des poetischen Elternpaares wurde, der Held des Farinaschen Romanes: „Mein Sohn".

Der Haupthelb dieses Werkes, das zu seiner Schar von Freunden auch in dieser Ausgabe neue und wieder neue erobern wird, ist eigentlich Salvatore Farina. Was sich hinter diesen so lange vorhanglosen Fenstern der jungen Eheleute Placidi vollzog, was der „Herr Rechtsanwalt" fühlte, litt und leistete, scheint zum großen Teil den heilsamen Weg durch das eigne Herz des Dichters gegangen zu sein; über den Weg zum Pfandhause, über die Trennung vom Erstgeborenen aus Sparsamkeitsrücksichten, über das Blumenkörbchen, das anstatt einer noch unerreichbaren Hängelampe im Salon hängt, wirft dessen Schilderung den Glanz einer reizvollen, sinnigen Poesie. Das Stillleben in der Familie, das Aufgehen in der Welt der bescheidensten vier Wände, die seelische Entwickelung der Eltern durch die eignen Kinder — diese Momente alle sind fesselnd dargestellt, humoristisch, herzvoll und herzerfreuend.

Ohne jede Reklame zog Farina vor einem Jahrzehnt in Deutschland ein. Ernst Dohm entdeckte ihn insofern, als er ihn den Deutschlesenden übersetzte, die „Rundschau"

M323857

nahm die Uebersetzungen auf, und ein gesunder Beifall aus allen Kreisen Deutschlands ward den Farinaschen Leistungen zu teil. Man staunte über diesen italienischen Humoristen, der das Familienleben und die Familienliebe ohne italienisches Tempo, ohne italienische Glut schilderte, so, wie es unter jedem Himmel bei seltenen Gemütsmenschen, die im Genügen ihren Reichtum finden, gedeiht. Farina hat den internationalen Ton getroffen, den allgemein menschlichen, der über alle Grenzen dringt und überall verstanden wird. Wo ein junges Ehepaar sehnsüchtig auf den Dritten im Bunde wartet, ohne über allzu reiche Mittel für dessen feierliche Aufnahme zu verfügen, wo das Büreau des jungen Advokaten lange leer bleibt und vorerst die Hoffnungen die Klientel bedeuten, wo das erste Lachen des ersten Sohnes bejubelt wird, ehe es nur andre Sterbliche als solches erkennen, wo Eltern um das Wohl des Kleinen zittern, weil nebenan und ein Haus weiter eins krankt, wo diese Eltern erstaunt erkennen, es gäbe noch Götter neben ihnen, erst der Lehrer, der doch manches weiß, was der Vater nicht weiß, dann die Geliebte, dann die Welt — wo alle diese Entwickelungsmomente sich abspielen und die Herzen beschäftigen und erregen: da ist der Band „Mein Sohn" ein erheiterndes, tröstliches, stärkendes Buch. Man schlägt es auf und hört gute Kollegen plaudern. Da kann man lernen, wie man den Kopf oben und den Humor zu behalten hat. „Immer tapfer voran!"

Und wer keine Kollegenschaft sucht, der sieht mit Teilnahme in diese liebenswürdige Gemeinschaft, welche materielle Mißlichkeiten lustig bezwingt und poetisch betrachtet.

Salvatore Farina, der zu diesem internationalen Familienbilde die Farben mischte und ganz gewiß da und dort in reiner Freude am Wahren zum Signor Placidi Modell saß, wurde am 10. Januar 1846 zu Sorso auf der Insel Sardinien geboren. Seine Mutter verlor er früh.

Seinen Vater, der jetzt als Senator in Rom lebt, führte eine Versetzung während Farinas Knabenjahren an den Appellhof von Piemont. Farina besuchte in Casale Monferrato das Lyceum, studierte während vier Jahren in Pavia und Turin die Rechte und promovierte im Jahre 1868. Kaum einen Monat im Besitz der Doktorwürde, heiratete er eine Witwe mit einem Kinde und genoß dreizehn Jahre das Eheglück eines Placidi; sie starb im Jahre 1882. Bald nach seiner frühen Verheiratung desertierte Farina der Jurisprudenz, ließ sich in Mailand nieder und, wie er selbst in einer anmutigen Selbstbiographie sagt, „er wollte nur Novellendichter und Vater sein." Er kannte Jahr für Jahr kein Eckchen Außenwelt, das er nicht an der Seite seiner Frau betrat. Seine litterarischen, musikalischen und ästhetischen Interessen teilte er mit ihr, und sein ganzes Innenleben war mit ihr verwachsen. So blieb er im wahrhaften Sinn ein trauernder Witwer, der außer dem Sohn aus der ersten Ehe seiner Frau noch den eignen Sohn, den Helden seiner Erzählung in unserm Roman und zwei Töchter, Antonietta und Laurina, besitzt. In Mailand lebt Farina, wie er selbst erzählt, das Leben eines „Bären", zurückgezogen, nur der Aufgabe seines dichterischen Berufs und dem Wohle seiner Familie, die er hingebend liebt, sich widmend.

In dem Roman „Mein Sohn" ist dem Gang des wirklichen Farinaschen Schicksals weit vorgegriffen. Der Sohn August, der die kaufmännische Karriere wählte, liegt gegenwärtig seinen militärischen Pflichten ob, die beiden Töchter sind noch im Pensionat.

Die Hauptentwickelung des Farinaschen Geisteslebens bezeichnen seine Werke, die in beträchtlicher Anzahl vorliegen. Er debütierte mit der Erzählung „Due Amori" („Zwei Lieben"), die er selbst mittelmäßig nennt; ihr folgten Romane und Novellen, von denen wir die hauptsächlichsten anführen: „Il romanzo d'un vedovo" („Der Roman eines

Witwers"), „Frutti proibiti" („Verbotene Früchte"), „Il tesoro di Donnina" („Der Schatz des Frauchens"), „Fante di picche" („Pikbube"), „Amore bendato" („Blinde Liebe"), „Capelli biondi" („Blonde Haare"), „Dalla spume del mare" („Schaumgeboren")*), „Un tiranno ai bagni di mare" („Ein Tyrann im Seebad"), „Oro nascosto" („Verborgenes Gold"), „Mio Figlio" („Mein Sohn"), „Il signor Io" („Der Herr Ich"), „Amore ha cent occhi" („Die Liebe hat hundert Augen").

Mit dem Roman „Der Schatz des Frauchens" erwarb Farina 1873 den ersten wirklichen Erfolg, dem sich Beifall auf Beifall anreihte. In seinen gesamten Werken hat Farina die Weite und Tiefe seines Einblicks in die menschliche Seele bewiesen. Er, der am lautesten die Segnungen des Familienglücks preist, kennt alle Schmerzen und Kämpfe innerhalb und außerhalb desselben.

Im „Pikbuben" schildert er die verführerische Leidenschaft des Spiels, niedergezwungen und ertötet durch die Macht wahrer, gütiger, geduldiger Liebe; in der „blinden Liebe" die Gewalt einer großen Pflicht, die zwei gleichgültige, bis zum Scheidungsentschluß entfremdete Gatten durch das Unglück des Mannes in Liebe vereinigt; dieser erblindet, seine Frau pflegt ihn, und in der Stille des Krankenzimmers vermählt die beiden ein neues Gefühl. Ergreifend stellt Farina diese Entwickelung dar und ein kurzes Citat gebe eine Probe der feinen Schilderung: „Unter dem Druck der grenzenlosen Melancholie jenes von Krankheit heimgesuchten Hauses erblühte gleichwohl eine unzerstörbare Heiterkeit, eine stille Harmonie, eine Art verborgener Freude, und tausend namenlose, liebliche Empfindungen gelangten zum Durchbruch. Zwei Herzen, welche vormals nur irdischen Dingen zugänglich waren, hatten sich nun von allem abgeschlossen, das

*) Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek II. Jahrg. Bd. 15.

nicht von oben kam. In die ehemals durch Aerger und Nörgeleien verbitterten Seelen war eine neue Empfindung eingezogen, welche zum Frieden drängte. Dem aufs Aeußerste getriebenen Zwiespalt folgte der heilige, durch die Dankbarkeit geweihte Ritus mitleidsvoller Pflege; je tiefer das Schweigen, desto lauter ertönte das erhabene Wort, das die bitterste Trübsal versüßt und vom Himmel herabzusteigen scheint, wenn die irdische Tröstung verstummt: ‚Mut!‘ und jenes andre, das aus dem Herzen entspringt und unter Thränen sich Bahn bricht: ‚Wir sind unglücklich, laß uns einander lieben!‘

„Der Schmerz wirkt Großes, denn er verleiht der menschlichen Kreatur einen schwachen Abglanz der Gottheit.“

In dem Romane „Schaumgeboren“ will sich der Fehler einer ungebundenen Leidenschaft eines romantischen Liebesverhältnisses am Kinde rächen, und wahre Mannesliebe erringt die Versöhnung und die Harmonie.

In dem Roman „Blonde Haare“ ist der Held eine Gestalt aus der Gruppe der großstädtischen Lebemänner, die, von der Oberflächlichkeit ihres Genußlebens gelangweilt, den Reiz sittlicher Beziehungen empfinden, ihm nicht widerstehen, aber doch dem bessern Zug nicht treu bleiben können. Dieser Graf Gaminati liebt ein blondes Mädchen, das er, als es für seine sterbende Mutter seine blonden Haare beim Friseur verkaufen will, kennen lernt; er sorgt für diese Verlassene, begegnet ihrer Schwester, die der Halbwelt angehört, verliert sich, von beiden geliebt, an sie, und seine Untreue trifft beide Frauen tödlich; ihm bleibt ein Sohn, dem er den Rest seines Lebens opfert. — In diesem Werke zeichnet Farina mit kühnen Strichen die frivole Seite des Kavalierlebens, das die moralische Widerstandskraft schwächt und schließlich dem verspäteten edlen Wollen das edle Können versagt.

Der Inhalt der übrigen verschiedenen Farinaschen Bände ließe sich in dieser kurzen Fassung anführen. Alle seine Arbeiten

gipfeln, ohne schönfärberisch zu sein, in einer edlen Tendenz. Sie sind von einer ausführlichen Breite, wie sie der Humorist braucht, der mit jedem Vogel, jeder Blume, jeder Wolke lächeln will und in jedem Menschenantlitz etwas liest, was er noch rasch erzählen muß. Wer wollte sich nicht für alle interessieren, für die sich ein Farina interessiert?

Alle angeführten Bände und außer denselben noch eine Anzahl kleinerer Arbeiten wurden in die verschiedensten Sprachen übertragen. In seinem Vaterlande ward Farina schnell ein Berühmter; er wurde Ritter des Ordens der Corona d'Italia, wie er in seiner echten Bescheidenheit kommentiert, „weil einer meiner frühern Lehrer der Litteratur, Ferdinando Rosio, einmal Sekretär des Ministers Coppino war. Jener ließ mich ohne mein Wissen ‚kreuzigen' (crocifiggere), nicht etwa, weil man im Ministerium meiner litterarischen Thätigkeit Rechnung trug. Letztere Annahme wäre eine allzugroße Illusion und hieße von einem Minister zu viel verlangen."

Auch die Politik winkte dem Poeten im Jahre 1883. Er war für Sardinien als Kandidat für die Deputiertenkammer, ohne jedes Zuthun seinerseits, aufgestellt. Die tausendvierundsechzig Stimmen genügten nicht. Einen weitern Ausdruck ihrer Verehrung fanden seine Landsleute, indem sie in seinem Geburtsort Sorso die Straße, in der das Haus seiner Mutter steht, Farinastraße nannten. Auch über diese Thatsache äußert sich Farina in seiner liebenswürdigen Weise: „Gegenüber dieser liebevollen Kundgebung bin ich nicht gleichgültig geblieben und ich teile dies nicht mit, ohne zugleich Stolz und Scham zu empfinden. Scheint es mir doch, als ob ich diese Ehre nicht verdiene, nichtsdestoweniger macht sie mir Freude. So beschaffen ist die menschliche Seele."

Von diesem Dichter, der so aufrichtig beichtet und in seinem Wesen keine Pose und keine Aufgeblasenheit kennt, erschien Ende des Jahres 1887 das jüngste Werk: „Pe'

belli occhi della gloria“ („Um die schönen Augen des Ruhmes“ oder „Um den Glanz des Ruhmes“)*); er nennt dasselbe weder Roman noch Novelle, sondern: Scene quasi vere (Fast nach dem Leben). Wir lernen einen siebzigjährigen Maler kennen, den seine gütige Frau Jahr für Jahr mit der Gloriole eines Scheinruhms zu umgeben wußte, ein frommer Betrug, der zu seinem Lebensglück gehört und den nach dem Tode der Frau ein liebender Sohn fortsetzt. Dem erblindeten Greise gewährt die Tochter eines Kollegen einen Trost, indem sie ihm in seinen einsamen Stunden gute Musik vorspielt. Dem Sohne, der an bittern Enttäuschungen in der Liebe krankt, wird das stille Mädchen teuer und es beglückt ihn schließlich als Braut und Frau. Der aus rührender Pietät getäuschte Künstler entdeckt die lange gelungene Ruhmeskomödie, und das neu erfüllte häusliche Glück ersetzt ihm den Glanz des Ruhmes. Was sich von dieser friedlichen Lösung an psychologisch fesselnd geschilderten Konflikten in allen mitbeteiligten Herzen abspielt, ist skizzenhaft nicht wiederzugeben, kaum anzudeuten.

In der „Nationalzeitung“ besprach Hermann Grimm dieses Werk, und zwar mit begeisterter Anerkennung; am Schlusse seines Berichts äußert er: „Es gibt eine liebevolle Beobachtung der Menschen und der Dinge, die nicht veraltet. Der klar geschliffene Spiegel einer Künstlerseele fängt Menschen und Dinge auf, und aus dem Abbilde dieses Bildes entsteht ein Kunstwerk. Ein Künstler, der Bleibendes schafft, hat keine Absicht. Er ist kein Professor, der etwas erklären oder beweisen will. Ein Drang und eine Befähigung unbekannter Herkunft nötigen ihn zur Arbeit und gewähren die Mittel dazu. Die Resultate solcher Arbeit, die in bester Qualität nur wenigen vergönnt sein kann, gehören zum allgemeinen nationalen Reichtum und ihr innerer Besitz ist für jeden vorteilhaft.

*) Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek IV. Jahrg. Bd. 19.

„Mir scheint, als würden Salvatore Farinas Arbeiten unter die Zahl dieser Arbeiten später einmal aufgenommen werden."

Wenn man dem bescheidenen Manne, dessen ganze Physiognomie die wahrhafte Güte seines Wesens ausspricht, diese Stelle übersetzt, wird er sich wie ein beschenktes Kind freuen und für die gute, wohlthuende Meinung danken. Aber seinen Kopf erfüllt ihm diese Apotheose aus dem Munde einer Autorität nicht. Er bleibt still in seiner „Höhle", arbeitet weiter an der Niederschrift dessen, was er sieht, erfährt und fühlt, und sagt wohl zu sich selbst mit der heitern Innigkeit unsres Helden Placidi: „Immer tapfer voran! O, wie viel Gutes haben mir diese herrlichen Worte gebracht!"

Diese Stärke und Freudigkeit des Wollens und Hoffens beseelt auch den Dichter Farina. Auf seiner jüngsten, diesjährigen Reise durch Deutschland lernte er die Verbreitung seiner Gemeinde kennen. Staunend und erfreut sah er, wie heimisch er im fremden Lande geworden war!

Wir nennen das allgemein Menschliche, das uns besonders sympathisch und gemütlich scheint, mit Vorliebe „deutsch" und so hat man auch Farina schon oft und gern eine deutsche Natur genannt.

Streiten wir nicht um den Namen! Alle, die ihn in und außerhalb seines Vaterlandes verstehen und schätzen, freuen sich seines sieghaften Einzugs in der deutschen Familie, an welchem der ebenso gefühlvolle als humoristische Roman „Mein Sohn" den Löwenanteil hat, und rufen ihm freudig zu: „Immer tapfer voran!"

H. Spier.

I.

Vor seiner Geburt.

Erstes Kapitel.

Wir erwarteten ihn nicht mehr; wir hatten, ehrlich gesagt, ihn niemals erwartet. Wir hatten uns verheiratet, ohne weiteren Zweck, als — uns zu verheiraten, und unser Hochzeitstag erschien mir als der schönste meines ganzen Lebens, weil mit ihm unser Leben eigentlich erst begann. Wir betrachteten alles nur unter dem Gesichtswinkel einer großen Liebe und vermochten uns keine andre Wonne zu denken, als Arm in Arm miteinander die Welt zu durchwandern. Jeder Gedanke an eine andre Freude wäre uns, Evangelina und mir, wie eine kecke Herausforderung eines Zwerges an den Riesen erschienen, den wir in unsern Herzen nährten. Ich sage: „in unsern Herzen", denn auch Evangelina liebte mich sehr, sonst hätte sie niemals eingewilligt, Signora Placidi zu werden.

Damals war das Standesamt noch nicht durchgedrungen und die Praxis des Advokaten Placidi nur wenig mehr als ein frommer Wunsch. Dazu trug ich damals und trage ich noch heut einen Taufnamen, dessen Drolligkeit wohl im stande wäre, das heißeste Liebesfeuer zu löschen. Mein Weibchen nannte mich Onda. Das war schon eine gewaltsame Umtaufe; denn mein wirklicher Name — es wird's mir niemand glauben — ist: Epaminondas.

Ich sagte schon, daß wir ihn nicht mehr erwarteten, oder vielmehr, daß wir ihn niemals erwartet hätten, da wir uns ohne weitern Zweck verheiratet hatten. Ja wohl! Wenn nicht andre Dinge mitgespielt hätten!

Bei unsrer Rückkehr von der Hochzeitsreise wurden wir von Verwandten, Freunden und Freundinnen auf dem Bahnhof erwartet. Sie empfingen uns mit einem gewissen spöttischen Lächeln, das mich hätte in Verlegenheit setzen können, wenn ich mir nicht schon vorgenommen hätte, zu lachen. Meine arme Evangelina aber stand wehrlos da, und je mehr ich lachte, desto mehr errötete sie. Das eben wollten die Freunde und zärtlichen Verwandten, als hätte nur dies zu ihrer Glückseligkeit gefehlt!

„Wie geht's? Ist schon was los?"

Sie faßten mein Weibchen scharf ins Auge und unterwarfen sie einem Examen mit allerlei Anspielungen, von denen die Aermste nur wenig verstand. Dann betrachteten sie mich mit verständnisinnigem Blick oder stießen mich mit den Ellbogen in die Seiten, indem sie dabei ein Auge halb zukniffen. Mein Schwiegervater, ein kleiner Knirps, aber voll Humor und Ausgelassenheit, lief fortwährend um sein Töchterchen herum und fragte sie: „Bringst du mir was mit?" — als müßte sie's im Koffer liegen haben.

Zum Ueberfluß war noch ein Professor der Arithmetik zugegen, der seine Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu nichts Besserm zu gebrauchen wußte, als meiner Evangelina in unverschämtester Weise vorzurechnen, daß, da wir im Juli geheiratet hätten, „er" im März mit den ersten Veilchen kommen müsse. Natürlich verriet niemand — und das war der ganze Witz bei diesem Scherz — von wem die Rede war; allein es war nicht schwer zu erraten, daß es sich um meinen Sohn handelte.

Nun kam die Frage nach dem Geschlecht aufs Tapet. Ueber dieses Thema gingen die Meinungen völlig ausein-

ander: mein Schwiegervater war fest überzeugt, daß es ein Knabe (und zwar ein Ingenieur) werden würde, während die alte Base Simplicia, die sich erbot, das Kind über die Taufe zu halten, behauptete, es müsse ein Mädchen sein; zugleich gab sie, ohne es auszusprechen, auf jede Weise zu verstehen, daß die künftige kleine Simplicetta am besten thun würde, der Liebenswürdigkeit und Anmut ihrer Patin mit der Zeit nachzustreben. Um keinem zu nahe zu treten, antwortete ich auf alle Fragen, mein Sohn sei ein Neutrum. Ich sagte dies lachend und ohne an die Qual aller Väter in spe zu denken, welche in der Lage sind, viele Monate lang sich auf eine geschlechtslose Nachkommenschaft freuen zu müssen. Allein während ich meinte, auf gute Art meiner armen Frau Ruhe vor jenen verschafft zu haben, fand sich ein viel schlauerer Ratgeber, welcher als das beste Mittel, beide, den Papa und die Base, zufriedenzustellen, ihr sagte: „Laß es doch ein Pärchen sein, wenn dann Friede im Lande ist!"

Um Gotteswillen nicht, bester Freund! Dann hätten wir erst recht den Spott jener guten Leute zu ertragen, daß wir uns kein Gewissen daraus gemacht hätten, sie zu täuschen; sie hätten sich für verpflichtet gehalten, das arme Geschöpf zu erwarten, welches um jeden Preis mit den Veilchen kommen sollte u. s. w.

Die Arithmetik des Professors begann auch uns nützlich zu werden, aber ohne Angst und Pein. Wir sagten uns: „Die Veilchen werden eher kommen als er" — und hatten uns schon darein ergeben, ihn mit den Maiblümchen oder der Lindenblüte ankommen zu sehen.

Und mit jedem weitern Monat, in dessen Verlauf wir die wachsende Besorgnis meinem Schwiegervater, der Base Simplicia, den Verwandten, Freunden und Freundinnen mit aller Steigerung der Liebe und des Mitleids von der Stirn lesen konnten, ward es immer deutlicher, daß es nichts sei mit dem Pärchen.

Wir harrten und harrten. — Alles umsonst. Die Veilchen kamen, es kamen die Maiblümchen; sie brachten nichts, als ihren Duft. Es kam die Lindenblüte; wehe! auch sie brachte nichts mit.

Dieses Kind, das sich nicht entschließen konnte, zur Welt zu kommen, begann schon unsern Frieden zu stören. Ich merkte wohl, daß unter dem heitern Lächeln meiner Frau eine geheime Angst sich barg, und nur selten gelang es mir, die trüben Wolken von ihrer Stirn zu küssen.

Oft überraschte ich sie, in einer Ecke sitzend, auf eine Näharbeit gebückt, aber ohne einen Stich zu thun, das Auge an den Boden heftend. Dann nahte ich ihr leise und küßte ihren Nacken; sie aber fuhr zitternd zusammen und sagte zu mir: „Du Schelm! Warum hast du mich so erschreckt?“ — und dann zeigte sie mir ihr lächelndes Antlitz. Allein sie mochte thun und sagen, was sie wollte, immer ahnte ich eine Thräne in ihren guten Augen, und durch ihr süßes Lächeln sah ich einen trüben Gedanken fliehen.

Welchen?

Eines Tages sprach sie mit mir: die Aermste fürchtete, sie sei nicht im stande, mich so recht glücklich zu machen; sie schämte und grämte sich, weil sie mir noch kein rosiges Bürschchen geschenkt. Und wie ich ihr auch versicherte, daß mir das gar nichts ausmache, und daß ich durchaus nicht ungeduldig sei, fuhr sie dennoch, mit einem Seufzer mir tief ins Auge blickend, fort: „Ich sehe es wohl, die Ehe ist nicht das, was wir uns von ihr versprechen; und wenn du meinst, die unsre könnte besser sein . . .“

Ich ließ sie den Satz nicht zu Ende sprechen. Ich schloß ihr den Mund durch einen Kuß, zwang sie, mit mir durch das Zimmer zu walzen, und damit noch nicht zufrieden, nahm ich sie wie ein kleines Mädchen auf den Arm und trug sie durch sämtliche Zimmer unsrer Wohnung — wir hatten deren vier, ungerechnet die Kammer

für das Dienstmädchen. Die Scene endete mit einem heitern Lachen.

Meine Frau war nicht leicht, und als ich sie niedersetzte, beteuerte ich ihr, daß für einen Mann, wie ich bin, ein Gewicht wie das ihre gerade genügte, und daß es wahrhaftig für mich nichts sei, ein, obendrein mir noch unbekanntes Bübchen auf die Schultern zu nehmen.

In heitrer Weise scherzte ich über meine künftige Nachkommenschaft: ich würde sie schlecht behandeln; es würde mir gar nicht darauf ankommen, mich als einen entmenschten Vater zu zeigen, um zu beweisen, was für ein musterhafter Gatte ich bin.

Mit solchen Scherzen gelang es mir, ihr klar zu machen, das beste, was sie thun könne, sei, mir ein freundliches Gesicht zu zeigen und mein Leben durch das Licht ihrer heitern Augen zu erhellen.

Einmal sagte sie zu mir: „Ist es wirklich wahr, daß du ihn dir nicht gewünscht hast?"

„Wen?"

„Deinen Sohn."

„Ja!" antwortete ich feierlich.

Sie that, als ob sie erschrecke; dann fuhr sie fort: „Ich hatte mir durchaus in den Kopf gesetzt, daß du ihn erwartest, daß du ohne ihn nicht gut leben könntest, daß du ihn mehr liebtest als mich, und — ich war eifersüchtig auf ihn."

„Oho!" rief ich aus, „wie könnte ich einen lieben, der noch gar nicht existiert?"

„Das habe ich auch gedacht: wie sollte er dazu kommen, einen noch Ungeborenen, der gar nicht geboren werden will, zu lieben, bloß weil derselbe, wenn er geboren würde, sein Sohn wäre? Die Sache war mir unbegreiflich. Dennoch beobachtete ich dich im stillen; ich sah dich traurig und sagte mir: Er ist nachdenklich, er kann sich nicht zufrieden geben, er liebt ihn!"

Arme Evangelina! Sie liebte mich wirklich.

Sie liebte auch die Ordnung und, um mich genauer auszudrücken, noch mehr die Symmetrie. Man muß zwischen diesen beiden häuslichen Tugenden wohl unterscheiden: die Ordnungsliebe kann eine Gewohnheit sein; der Sinn für Symmetrie ist eine Empfindung, und zwar eine scharf und klar ausgesprochene.

Um zu begreifen, wieviel kleine Opfer die Tyrannei dieser Symmetrie mir kostete, muß man sich in die Lage eines Menschen versetzen, der mit magerm Geldbeutel sein Haus einrichten soll und vier Wände vor Augen hat, an denen, genau gerechnet, vier oder acht Bilder angebracht werden müssen, während er gerade ein halbes Dutzend besitzt.

Meine Frau liebte zunächst mich, erst nach mir die Symmetrie, und ich bewunderte in allem, was sie anordnete, ihre Neigung, wenigstens eine gewisse Achtung für die Symmetrie. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich geheimnisvoll in ein Zimmer; darauf überließ sie mich meinem Erstaunen, indem sie sprach: „Schau' dorthin!" — Ich aber schaute hin und sah — nichts; endlich jedoch bemerkte und staunte ich, wie sie ein Mittel gefunden hatte, eine ganz vollkommen erscheinende Symmetrie noch zu verbessern. Da konnte ich nicht unterlassen, ihr ein „Bravo!" zuzurufen.

Das wiederholte sich öfters. Bisweilen fügte ich hinzu: „Ich finde diese sechs Sessel sehr gut aufgestellt, zwei zu Häupten des Tisches, vier einander gegenüber an den Wänden; scheint es dir nicht so auszusehen, als läge eine Absicht zu Grunde und als gehorchten sie irgend einem stummen Befehl? Stelle einen von ihnen um, und der Geist, der sie zu beleben scheint, verschwindet, die Sessel werden wieder einfache Sessel, und während sie jetzt aus kostbarem Holz gefertigt und mit Damast überzogen scheinen, zeigen sie bald wieder ihr Nußbaumholz und ihren strohernen Sitz."

Evangelina lächelte befriedigt und ich fuhr fort: „Wenn der Schelm, der jetzt schon in der Welt sein müßte, sich noch ernstlich entschließen sollte zu kommen, weißt du, was er mit der Zeit Schönes lernen würde? Deine ganze Symmetrie zu zerstören und zum Hause hinauszujagen, wie gewisse, mir bekannte Künstler thun, die, anstatt schöne Bilder zu malen oder gute Bücher zu schreiben, es bequemer finden, für Genies zu gelten, indem sie den Empfindungen und Anschauungen der bürgerlichen Gesellschaft, dem ‚Konventionalismus' und dem gesunden Menschenverstand den Krieg erklären."

„Du denkst noch daran?" fragte mich Evangelina mit liebenswürdiger Angst. Sie meinte: „an jenen Schelm".

Sie veranlaßte mich, ihr zum hundertstenmal zu wiederholen, „daß ich ganz glücklich wäre, daß ich nichts begehrte, und daß vielmehr . . ."

„Sprich es aus! Sprich es aus, daß vielmehr . . ."

Soll ich's gerade heraus sagen? Ich war nicht nur glücklich und begehrte nichts: es schien mir vielmehr, als würde ein Sohn mir mehr Verdruß als Freude bereitet haben. Was sollte mir ein Erbe, bevor ich meine Advokatenpraxis einigermaßen in Gang gebracht, um sie ihm in meinem höhern Alter zu übergeben? Mit einer gewissen Ungeduld wartete ich auf Kundschaft, gewiß; aber an meine Nachkommenschaft habe ich nie ohne eine gelinde Furcht denken können.

Oft schwatzten wir von unsern Ersparnissen, indem wir siebenmal täglich gegen unsre besten Absichten sündigten, und bauten uns gewisse Schlösser, welche in der keckſten Weise gegen alle Gesetze des Gleichgewichts verstießen. Wir beide arme Teufel, Evangelina mit ihrer spärlichen Mitgift und ich mit meinen Büchern, mit meinem Doktordiplom, waren seelenvergnügt und malten uns eine herrliche Zukunft aus.

Recht überlegt, mußte es wohl jedermann einleuchten,

daß ein Sohn für uns ein verderblicher Luxus gewesen wäre, und ich begreife nicht, wie mein Schwiegervater, der gute Kerl, der im Schweiße seines Angesichts die Mitgift meiner Frau zusammengeknausert und über mein Vermögen sich nie der geringsten Täuschung hingegeben hatte, sich so hartnäckig darauf steifen konnte, daß die Ankunft eines Sohnes zu unserm Glück unentbehrlich sei.

„Die Kinder," sagte ich in meiner Weisheit, „kommen nackt und hungrig zur Welt."

Und dieser einfache und tiefe Grundsatz führte meine Frau zu andern, weniger einfachen, aber nicht minder tiefen Betrachtungen, und in allen Dingen war sie meiner Meinung.

„Ein Kind," sagte sie, „wäre vielleicht ein schönes Ding; aber ich dürfte dann des Abends nicht mehr ins Café noch ins Theater gehen."

„Was das betrifft," antwortete ich, „so brauchte ich nur das Rauchen zu lassen. Es ist ein Opfer, aber für meinen Sohn würde ich es bringen."

Und ich kam mir wie ein Held vor, so oft ich mir eine Cigarre anzündete.

Zweites Kapitel.

Wir nahmen unsre Mahlzeiten im Speisehaus, und zwar jeden Tag in einem andern.

„Wie angenehm ist das!" sagte meine Frau ganz offenherzig. „Ich brauche mich nicht um den Einkauf zu kümmern, mich nicht zu ärgern, wenn die Magd die jungen Gemüse zu teuer bezahlt hat; ich quäle mich nicht mit dem Feuer, das nicht brennen will, wenn mich hungert, und habe nicht zu befürchten, daß mir das Fleisch anbrennt oder die Suppe nach Rauch schmeckt. Unser Tisch ist immer gedeckt; im

Winter in einem schönen Saal, der größer ist als unsre vier Wohnzimmer zusammen, an einem Plätzchen am Fenster, durch welches man die Vorübergehenden sieht; im Sommer im Garten draußen, in frischer Luft, und man braucht nur mit der Gabel an das Glas zu klopfen, um alles, was man wünscht, zu bekommen — ganz wie in einem Zauberpalast."

„Nur daß man zuletzt bezahlen muß," bemerkte ich lachend.

Aber da wollte Evangelina, auf ihre Erfahrung als gute Wirtin sich stützend, mir, so klar wie zweimal zwei vier ist, beweisen, daß eine Mahlzeit wie die im Speisehaus uns daheim viel teurer zu stehen käme; und es blieb mir nichts übrig, als mich vor ihrer Weisheit zu verneigen und lächelnd zu bitten, meiner groben Unwissenheit mein unverdientes Glück zu verzeihen.

Als Musterbild für unsre spätre Zukunft hatten wir uns ein altes verrunzeltes, aber fröhliches Ehepärchen erwählt. Diese Leutchen kamen täglich in das Speisehaus. Sie nahm ihr trichterförmiges Hütchen ab, er beeilte sich, dasselbe mittels der Bänder an den Nagel zu hängen; darauf setzten sie sich nieder, während wir die Fülle ihres grauen Haares bewunderten. Leise und bedächtig überlegten sie, bevor sie sich entschlossen, dasselbe Gericht für beide zu bestellen. Leichten Herzens bestellten sie dann; lächelnd sahen sie es kommen, und mit Andacht verzehrten sie es, zufriedenen Blicks der gescheiten Wahl sich freuend, die sie getroffen. Wenn sie dann Arm in Arm gingen, waren sie so recht ein Bild geteilter Freude. Schweigend schauten wir, Evangelina und ich, den beiden nach; darauf sagte einer von uns: „Wir wollen es einst ebenso machen; da weder Kinder noch andre Hindernisse es uns verbieten, werden wir immer zusammen ins Speisehaus essen gehen."

In Summa: wir fühlten uns sehr wohl und hatten die Empfindung, als müsse die Welt bei uns anfangen und enden.

Man brauchte uns nur zu sehen, wenn wir, Arm in Arm, das Speisehaus verließen: ich, den Zahnstocher im Munde, hochaufgerichtet und stolz; meine Evangelina heiter und lächelnd, beide uns erfreuend an der schönen Abendsonne oder der schwülen Gewitterluft, die uns eilends nach Hause trieb, oder den prächtigen Schneeflocken; man brauchte uns nur zu sehen, um das wohlige Gefühl einer gemeinsamen Verdauung zu begreifen.

Wir hatten nicht zu fürchten, daß während unsrer Abwesenheit unsre Kinder im Haus das Unterste zu oberst kehren, sich wie gute Brüder prügeln oder das Betttuch mit einem Streichholz in Brand stecken würden.

Was ist das? Ein Junge, der wie eine Primadonna schreit — oder am Ende gar eine Primadonna? Nein, unzweifelhaft ist es ein Junge! Und dort, etwas weiter, ein andrer Bube, der die ersten Gehversuche macht — ein lieber Schatz! Wie er watschelt! Und immer muß man hinter ihm her sein, ein Kissen in der Hand, um es ihm vor die Füße zu werfen, damit er sich beim Fallen nicht wehe thue. Sieh da, nun bleibt er stehen und will nicht von der Stelle! Mutter, Vater, Kindermädchen reden ihm gut zu. Umsonst! Man versucht, ihn an der Hand fortzuziehen. Der kleine Kerl erhebt ein Geschrei, daß man es bis in den dritten Stock hört. Die Nachbarn kommen herbei: „Was ist denn los?“ — Nichts Besondres, nur ein kleines Familienereignis. — Aber die arme Mutter errötet, der Vater läuft wie ein Rasender auf und ab, das Kindermädchen rafft alles zusammen und steht sprachlos da, die Dienstmagd eilt nach Hause, alles lacht, endlich verläuft sich der Haufe.

Stumm sahen wir einander an; darauf sagte ich scherzend: „Das sind so die ersten Tröstungen, zu denen ein wohlerzogener Junge sich dem Papa und der Mama gegenüber verpflichtet glaubt.“

„Und vielleicht sind sie noch nichts,“ erwiderte Evan-

gelina, „gegen diejenigen, die er ihnen für ihr Alter aufbewahrt."

„Wenn er erst in Pavia studiert," fuhr ich fort, „und die Bekanntschaft einer gewissen Signora Rosa macht, welche die Studenten gern hat und zwanzig Prozent per Monat."

„Und wenn er um einiger im Café zu laut gesprochener Worte willen mit einem Kollegen, wie sie's nennen, auf die Mensur und am Ende ins Gras beißen muß!"

„Oder wenn ... nein!" — von einem trübseligen Gedanken erfaßt, konnte ich kaum weiter reden — „wenn der arme Vater für allen Kummer, den der Schlingel ihm bereitet, sich schließlich genötigt sieht, ihm das Leder voll zu hauen ... doch nein, nicht jetzt," fügte ich hinzu, „jetzt nichts davon! Denken wir an Bessres!"

„Warum jetzt nicht!" fragte Evangelina.

Ich lachte. Sie verstand mich und begann ebenfalls zu lachen, und zwar so laut, daß die Vorübergehenden nicht nur uns ansahen, sondern stehen blieben und sich umwendeten, um uns nochmals anzusehen. Wir merkten, wie einige von ihnen zu einander sagten: „Das sind Neuvermählte, die sind glücklich!" Auch ich wandte mich um, schaute sie freundlich an und hatte große Lust, ihnen zuzurufen: „Ja, meine Herrschaften! Das ist meine Evangelina; wir sind erst seit kurzem vermählt, es geht uns gut und wir sind glücklich!"

Drittes Kapitel.

In unserm Egoismus hatten wir uns in sehr verständiger Weise einen Gefährten erwählt. Es war ein zuverlässiger und bescheidener Freund, der den ganzen Tag unser Hochzeitslied sang und an allen unsern Freuden teilnahm, ohne für sich mehr zu beanspruchen, als wir ihm ge-

währen konnten. Er war nicht etwa, wie man vielleicht glauben könnte, ein Phönix; dennoch gehörte er zu der Familie. Und wie er hieß? Er hieß Amsel, ohne jedoch eine wirkliche Amsel zu sein. Er war kein Star, noch weniger ein einsamer Spatz. Er sang wie ein Tenor von Beruf und pfiff wie ein Virtuos. Nach der Höhe unsrer ornithologischen Wissenschaft erklärten wir, mein Weibchen und ich, ihn für eine Wachtel, und er mußte sich, wohl oder übel, diesen Namen gefallen lassen und demselben Ehre zu machen suchen.

Noch denke ich an jenen Schreckenstag. Schon am Morgen stand unser Gefährte — man könnte sagen: unser Kind — unbeweglich, mit halb geschlossenen Augen in einer Ecke seines Bauers; trotz aller Versuchung blieb er lust- und regungslos den verlockendsten Regenwürmern gegenüber, welche sonst eine Amsel glücklich gemacht hätten. Meine Frau wußte nicht, was sie davon denken sollte; nah und fern fragte sie, was ihrer Amsel wohl fehlen und was man für ihre Genesung thun könne. Bei dieser so schmerzlichen Gelegenheit zeigte sich so recht ihr wahrhaft mütterliches Herz; tausend Zärtlichkeiten verschwendete sie an das arme Tierchen, mit hundert Schmeichelnamen versuchte sie es zu liebkosen. Alles umsonst! Nachdem das gefiederte Geschöpfchen im Leben mit Unrecht den Namen einer Wachtel getragen, mußte es in der Blüte seiner Jahre sterben, ohne einmal seinen wahren Namen erfahren zu haben. Niemand wird meinen Verdacht widerlegen können, daß das arme Tierchen sich freiwillig den Tod gab, um sich einer Welt voll Ungerechtigkeit und Unwissenheit zu entziehen; wenigstens hat der Hausmeister, welcher ihn in den letzten Tagen in Pflege und versprochen hatte, ihn wiederherzustellen, bei der Leichenschau entdeckt, der Verstorbene habe eine Nähnadel verschluckt; das mörderische Eisen hatte den Magen quer durchbohrt. Der Hausmeister schauderte, auch ich

schauderte, und wir kamen beide überein, dem Toten ein anständiges Begräbnis zu bereiten, ohne meiner Frau das dunkle Trauerspiel zu enthüllen, dessen grausame Katastrophe wir heimlich erlebt hatten.

Ich möchte keinen meiner Nebenmenschen durch einen falschen Verdacht kränken; allein, wie ich schon damals gethan, so möchte ich es heut noch wiederholen: durch ein gewisses verlegenes Benehmen des Hausmeisters, durch eine verräterische Feder, welche wie eine Anklage an einem Saume seiner Jacke klebte, und mehr noch durch die auffallende Beflissenheit, mit welcher er mich wissen ließ, daß unsre Amsel im Garten begraben sei, kam ich unwillkürlich auf den Gedanken, daß er selber das lebendige Grab sei, und es war mir, als ob ich die Grabschrift auf seinem Magen läse. War der Tote nicht feist? Und hatte er nicht bis zu dem Tage, an welchem er den schwarzen Entschluß faßte, sich mittels einer meiner Frau entwendeten Nähnadel zu töten, die Insekten und Fleischstückchen mit jener der Amsel von Natur angebornen Freßgier aufgepickt? Wohl wünschte ich, daß ich irrte, und ich würde eine Art Trost darin finden; allein ich fürchte, gerade weil sie keine Amsel war, dürfte sie die schmackhafteste aller Amseln gewesen sein.

Später, als der erste Eindruck der Katastrophe überwunden war, fühlte ich mich stark genug, darüber zu lachen und eine Grabschrift zu verfassen, und es war mein einziger Verdruß, dieselbe nicht auf dem wirklichen Grabe anbringen zu können.

Der Verlust dieses unbekannten Geschöpfchens, das uns jeden Morgen aus voller Kehle grüßte, so niedlich sein Futter aufpickte und uns nie die kleinste Unannehmlichkeit bereitete, hatte auch mich tief ergriffen. So oft ich in jener Zeit ein leeres Bauer sah, dachte ich an den Gefährten unsres einsamen, aber glücklichen Schlafgemachs. Und sah ich einmal meine Evangelina in weicher und gerührter Stim-

mung, gleich suchte ich sie mit dem Gedanken zu trösten, daß mittels der Seelenwanderung unsre Amsel jetzt schon mindestens ein Schoßhündchen sein müsse und vielleicht mit der Zeit der Ehre würdig befunden werden dürfte, als Mensch zur Welt zu kommen, und zwar — als Sohn der Signora Evangelina, Gattin des Advokaten Placidi.

Der Einfall war ja närrisch; allein er erfüllte seinen Zweck, sie in heitere Stimmung zu versetzen.

„Denk einmal," sagte meine Frau mir öfters, „wenn wir nun statt einer Amsel ein Kind verloren hätten!"

Ich folgte ihr und dachte daran. Da sah ich im Geiste zehn über den Tod ihrer Kleinen verzweifelnde Mütter, einen in Wahnsinn verfallenen, einen andern, aus demselben Grunde zum Selbstmörder gewordenen Vater. Und ich schloß daraus: das einzige, durch die Erfahrung bewährte Mittel, niemals ein Kind zu verlieren, ist, daß einem nie eins geboren werde.

Und lachend rieb ich mir die Hände und war zufrieden, und ich fühlte, daß auch die Gefährtin meines Lebens zufrieden war, da wir gescheit genug waren, zwischen uns und unserm Glücke nichts aufkommen zu lassen als ein ebenso lebhaftes als bescheidenes Verlangen: das Verlangen nach — dem ersten Klienten.

Ach! Der erste Klient!

Vom Morgen bis zum Abend harrte ich sein. Ich stöberte in meinen Handschriften, um bereit zu sein, ihn würdig zu empfangen; ich brachte meine Bücher und Papiere in Ordnung, damit sie, so wohl geordnet, einem geübteren Auge zeigten, daß ich kein Mensch sei, der sich mit alten, abgedroschenen Kunststückchen abgibt. Mitunter kam mein erster Klient. Er hatte einen verwickelten Fall. Ich empfing ihn in einer sehr ernsten Audienz, redete ihm zu, den Prozeß zu beginnen, und schlug ihm vor, die Sache ohne große Eile durch alle kompetenten Instanzen zu schleppen.

Bei dieser Gelegenheit suchte ich ihn in alle Geheimnisse des Zivilrechts einzuweihen.

Aufmerksam hörte er mir zu. Bei jedem schwierigen Fremdwort, das meinen Lippen entströmte, riß er die Augen sperrangelweit auf, und als er fortging, war er niedergeschmettert von meiner Gelehrsamkeit und geneigt, mir die Vollmacht zur Führung seines Prozesses auszustellen. Schöne Träume, aus denen ich bald genug erwachen sollte!

Meine Evangelina war leidend. Seit einer Woche hatte sie fast nichts mehr gegessen; sie klagte über Schmerzen, Uebelbefinden und eine gewisse Mattigkeit. „Es wird nichts sein," sagte sie; und um sie zu beruhigen, wiederholte auch ich: „Es wird nichts sein."

Eines Morgens aber erwachte sie kränker als bisher.

„Mein Gott! Wenn sie mir stürbe!" sagte ich zu mir, und ich eilte die Treppe hinab, einen berühmten Arzt zu holen, der im ersten Stock wohnte, seine Patienten zu Wagen besuchte und an einem Tage mehr als ich in einem ganzen Monat verdiente.

Unterwegs dachte ich bei mir: es wird schwer halten, ihn zu bezahlen; allein damit hat's ja keine Eile, und zunächst kommt es darauf an, meine Evangelina zu retten. Ehe ich sein Haus betrat, fiel es mir ein, den berühmten Mann mit den Worten anzureden: „Um Gotteswillen, retten Sie mir meine Evangelina!" Allein ein gewisses Gefühl meiner Manneswürde, die ich auch in diesem Unglück wahren wollte, hielt mich zurück.

Der Arzt besuchte meine Frau, ließ sich ihre Zunge zeigen, fühlte ihr den Puls und richtete einige Fragen an sie, welche sie ihm schüchtern beantwortete. Schließlich lächelte er und meinte, es habe nichts zu sagen.

„Also gar keine Gefahr?" fragte ich mit zitternder Stimme.

„Nein, mein Herr, wenigstens augenblicklich nicht."

Dabei zog er mich ins Nebenzimmer; dort flüsterte er mir mit pfiffiger Miene zu: „Sie können Ihrer Frau Gemahlin nur immer mitteilen, daß sie ..."

„Also wirklich?"

„Ganz sicher."

Anstatt den Arzt, wie ich beabsichtigte, bis zur Treppe zu geleiten, brachte ich ihn, wie ich glaube, sehr höflich bis zur Straße hinaus, worauf ich, ohne einmal die Thür zu schließen, an das Lager meiner Kranken eilte.

„Weißt du, wie deine Krankheit heißt? Wirklich nicht? Willst du's wissen?"

„Nun, wie heißt sie?"

„‚Auguste' heißt sie ..."

Evangelina schlang ihren Arm um meinen Hals, bedeckte mich mit Küssen und flüsterte unter Thränen: „Das also war es, weshalb ich fühlte, daß ich dich noch mehr liebe! Und doch waren wir zu zweien so glücklich!"

Viertes Kapitel.

„Ich bin wieder gesund," sagte Evangelina zu mir.

„Das sehe ich. Aber was nun?"

„Jetzt stehe ich auf; ich kann es nicht mehr im Bett aushalten ..."

Ich hob sie sanft empor, legte ihr die Kissen unter dem Kopf zurecht, zog ihr die Decke bis ans Kinn, streichelte ihr die Falten aus der Stirn und stand einen Augenblick still, um mein Werk zu betrachten.

Evangelina ließ mich ohne Widerstand gewähren, weil es ihr Vergnügen machte, meine zärtliche Geschäftigkeit zu betrachten; als sie mich aber gerade und unbeweglich vor ihr stehen sah, ersuchte sie mich zunächst, sie nicht so an-

zuſehen, dann wiederholte ſie ganz entſchieden, daß ſie nicht im Bett bleiben wollte, und da ich unerbittlich blieb, kehrte ſie mir mit der ungezogenen Miene eines eigenſinnigen Kindes den Rücken, wandte ſich aber ſofort wieder um und lächelte.

Ich ſagte ihr ganz ernſthaft, ſie ſolle keine ſchlechten Scherze machen. Die Zeit der Thorheiten ſei für uns vorbei und komme nicht wieder; wir müſſen vernünftig ſein und an die Familie denken.

„Meinſt du?“ rief Evangelina aus. „Die Zeit der Thorheiten wäre auf ewig vorbei? Jene ſchöne Zeit des leichten Sinns, da wir ſo glücklich waren und der Herr keine andern Gedanken hatte, als mich zufrieden zu ſehen!“

Mit einem Kuß wollte ich ihr den Mund ſchließen. Es gelang mir nur zur Hälfte; mit der andern Hälfte des Mundes ſprach ſie: „So? Alſo der Herr ſagt es mir ganz offen: wenn er erſt ſeinen Sohn hat, wird er mich nicht mehr anſehen! Aber noch hat er ihn nicht, und ich bin im ſtande . . .“

Du lieber Gott! Was wäre meine blaſſe, kleine Hexe nicht im ſtande geweſen zu thun!

„Schweig!“ — rief ich ihr leiſe zu — „ſchweig! Man muß nicht mit ſolchen Scherzen das Schickſal herausfordern. Du weißt wohl, wie ich dich liebe; und haſt du nicht dennoch geſagt, es käme dir vor, als liebteſt du mich jetzt noch mehr, ſeit . . .“

Evangelina ſchwieg und lächelte über ihre erſten Mutterempfindungen; dann ſagte ſie, halb gedankenlos: „Ja, liebe ihn nur, liebe ihn nur; ich bin nicht eiferſüchtig auf ihn.“

Ihre Gedanken weilten anderswo, die meinen ſchweiften über Feld und Wald.

In dieſem Augenblick brachte die Magd uns den Kaffee. Wir blickten uns flüchtig an, ſchlürften gleichgültig den braunen Trank und ſprachen kein Wort, bis unſre Hauselſter ſich anſchickte, in die Küche zurückzukehren.

„Sei so gut und bleibe noch ein wenig hier," sagte meine Frau zu dem Mädchen, „der Herr muß fortgehen, ich bin nicht ganz wohl und möchte nicht gern allein bleiben."

„Was fehlt Ihnen?" fragte das Mädchen.

„Ich habe etwas Magenschmerzen; es hat aber nichts zu sagen."

„Wie, mein Schatz? Du hast Magenschmerzen?" fragte ich ängstlich, als wir wieder allein waren. „Sag doch die Wahrheit!"

„Hab' ich's vielleicht nicht recht gemacht? Sollte ich's etwa in Gegenwart dieser Schwätzerin sagen, damit in einer Viertelstunde das ganze Haus, von unten bis oben, und alle, die darin wohnen, von den Doktorpferden im Stall bis zu den Spatzen auf dem Dache, wissen, daß ich ..."

„Nein, du hast ganz recht. Je weniger Mitwisser unsres Glückes, desto größer ist es für uns, so denke ich, und keine Menschenseele soll es wissen, nicht einmal dein Vater ..."

„Und warum nicht mein Vater?"

„Gut, wenn du willst, mag dein Vater es erfahren; aber er ganz allein, niemand außer ihm, weil es sonst bald unmöglich wäre, es geheim zu halten."

Dabei nahm ich eine so grimmige Miene an, daß meine Evangelina einen drolligen Schreck bekam.

„Ich will es ja gar nicht," sagte sie, und lachend that ich so, als ob ich mich allmählich wieder beruhigte, bis ich sah, daß sie sich völlig in meinen Willen ergeben.

„Weshalb," fragte ich sie, „hast du vorhin gesagt, daß der Herr fortgehen müsse?"

„Das sagte ich ... ach, ich sagte es, ohne mir etwas dabei zu denken. Ich glaubte ..."

„Du wolltest mich fortschicken," sagte ich. „Gesteh es nur, du wolltest allein sein. Ich gehe ..."

Ich benutzte diese Gelegenheit, um auch meinerseits das Geständnis für mich zu behalten, daß ich gleichfalls ein leb-

haftes Bedürfnis fühlte, ein wenig mit meinen Gedanken allein zu sein; indessen konnte ich mich schwer entschließen, meine teure Kranke allein zu lassen.

„Ich gehe," sagte ich.

„Warte nur ... nein, geh nur jetzt, und denk hübsch an mich!"

Nachdem ich so lange mit dem Abschied gezögert, mußte ich, wie sich von selbst versteht, ihr noch einen Kuß geben.

„Stets denk' ich dein," erwiderte ich, und damit eilte ich von dannen, so traurig heiter, wie ein leichtsinniger Gatte, der zu einem Fest eilt und sein liebes Weibchen zu Hause lassen muß.

Fünftes Kapitel.

In Sprüngen eilte ich die Treppe hinab wie ein Dieb, und ohne mich umzusehen, floh ich vor den erstaunten Blicken eines Nachbars aus dem zweiten Stock, der, ebenfalls im Begriff auszugehen, sich am Treppengeländer festhalten mußte, um mich vorbeizulassen. Unter der Hausthür blieb ich wie gedankenlos stehen. Nach rechts und links sah ich mich um, als wollte ich mich entscheiden, nach welcher Seite ich mich wenden sollte. Ich war unschlüssig; doch als mein Nachbar, der mich inzwischen eingeholt und mit einem forschenden Blick betrachtet hatte, seinen Weg nach dem Bollwerk zu nahm, schlug ich eilenden Schritts die entgegengesetzte Richtung ein.

Was mir alles den Kopf brummen machte, wußte ich nicht, aber es war vieles durcheinander. Vor allem war es das unbestimmte Bewußtsein: ich war von Hause fortgegangen und die Treppe hinabgestürmt, um unterwegs irgend jemand zu treffen, der nicht da war. Wer konnte das sein? Ich

wußte es nicht; aber zweifellos schien es mir, daß jemand kommen müsse, und an der nächsten Ecke blieb ich wieder stehen und sah mich nach allen Seiten um.

In meiner Zerstreutheit erblickte ich den Nachbar aus dem zweiten Stock, der mir nochmals begegnete und sich nun berechtigt glaubte, mir einen vorwurfsvollen Blick zuzuschleudern, worauf er sich schleunigst entfernte, um mir zu zeigen, daß nicht seine Unaufmerksamkeit daran schuld sei, daß wir uns in drei Minuten dreimal angetroffen hatten.

„Armer Teufel!" dachte ich, weiter nichts. Beinahe wäre ich ihm nachgelaufen, hätte seinen Arm erfaßt und ihn zum Mitwisser meines Glückes gemacht; allein ich rührte mich nicht von der Stelle und ließ ihn laufen.

Auf einmal fühlte ich etwas an meinen Beinen zerren. Aus den Wolken, in denen meine Gedanken schwebten, senkte ich den Blick zu den Füßen herab und — erblickte den, welchen ich suchte: einen barfüßigen Jungen, einen kleinen Bengel mit nackten Schultern und lächelndem Angesicht.

Nun wurde mir alles klar! Daß ich die Treppen hinabstürmte, geschah, weil ich den geheimen Drang fühlte, einem kleinen Knaben eine Liebe zu erweisen; und daß ich dem Nachbar aus dem zweiten Stock zweimal hintereinander begegnete, das hatte ich sicher deshalb gethan, weil ich, wenn auch absichtslos, dachte, daß niemand in einer andern Absicht aus dem Hause gehen könne, und weil ich der Erste sein wollte, den kleinen Kerl, den ich an der Ecke erwartete, auf den Arm zu nehmen. Ich hob ihn hoch und wollte wissen, ob er mich gern hätte, und er antwortete mir, nachbetend, wie es ihm vorgeplappert war, er habe mich „so sehr" lieb. Dabei breitete er die kleinen Arme so weit aus, als wollte er die Grenzen zweier Horizonte umfassen.

Mögen die Philosophen immerhin versichern, daß sie der Wahrheit nachjagen: ich sage, daß diese kleine Lüge von

dieſen kleinen Lippen mich glücklicher machte als alle ihre viel wahrſcheinlichere Wahrheit.

Ich beobachtete, was in mir vorging. Ich war lebhaft ergriffen, wie der Knabe mich anlächelte; einen Augenblick fühlte ich die Verſuchung, ihn unter meinem Rock zu verſtecken und mitzunehmen. Aber, wie um das Verbrechen zu verhindern, zeigte ſich aus einem Kramladen in der Nähe der hübſche Kopf einer jungen Frau, welche alles mit angeſehen hatte. Mit einer Stimme, in welcher keine Spur von Rauheit oder Strenge lag, rief ſie mehrmals: „Emilio! Emilio!“

Allein Emilchen rührte ſich nicht; unverwandt heftete er ſeine Aeuglein auf einen meiner kleinen Hemdknöpfe, der von geſchliffenem Glas, in ſeinen Augen aber mindeſtens ein Brillant von reinſtem Waſſer war. Endlich kam die jugendliche Mutter aus dem Hauſe über die Straße und nahm mir den Knaben vom Arm, indem ſie ſagte: „'s iſt meiner!“ Nach einigen Worten der Entſchuldigung, die ich nicht verſtand, ging ſie mit ihrem Schatz nach Hauſe.

Nun ſtand ich da mit leeren Händen, aber mit einem Herzen voll ungeahnter Wonnen und einem Geiſt, den ein Wirbel von neuen Gedanken aufs höchſte erregte. Und aus all dieſer Fülle noch unklarer Gedanken und Bilder trat die Geſtalt eines lächelnden Weibes, jener noch jugendlichen Mutter, hervor, und immer wieder vernahm ich die dreiſte Anmut, mit der ſie ſagte: „'s iſt meiner!“

Zum blauen Himmel hinauf richtete ich den Blick, und aus einigen ſchwebenden Wölkchen geſtaltete ſich mir das Bild eines paradieſiſchen Geſchöpfes, das ungeduldig war, zur Welt zu kommen; und mit Stolz ſagte ich: „'s iſt das meine!“

So gab ich mich allerlei Schwärmereien hin, bis ich auf einmal mich auf mich ſelbſt beſann und mir ſagte: „Es iſt Zeit nach Hauſe zu gehen, ſonſt wird die Mutter eiferſüchtig. In kurzem werde ich ...“

Und als sähe ich sie wirklich vor mir, blieb ich mitten auf dem Wege stehen und bot mein Angesicht ihren Liebkosungen dar.

Den Dichtern mögen solche Zustände und Empfindungen wohl geläufig sein; allein, wie man sieht, kommen sie auch bei unbeschäftigten und Kunden suchenden Advokaten vor. Es mag unwahrscheinlich klingen, und doch ist es wahr, daß später ein reiferes Alter und alle Erfahrungen der Jahre uns kein bessres Geschenk machen können, als uns noch einmal in die holden Ueberschwänglichkeiten einer früheren Zeit zu versetzen. Heut zähle ich siebzig Jahre; es ist am Ende nicht allzuviel, und ich fange wieder an zu träumen wie damals, allerdings ohne Hoffnung auf Erfüllung, und ich versichere, daß in einer einzigen Viertelstunde die wahrsten Empfindungen unsres Lebens an uns vorübergehen, und daß wir, nachdem wir sie alle vergessen, nur eine einzige wiederzufinden brauchen, um zu erkennen, daß das, was wir überschwänglich nannten, in den meisten Fällen das Natürlichste und Einfachste war.

Heut zähle ich, wie gesagt, siebzig Jahre, und es scheint mir nicht viel; an jenem Tage, von dem ich spreche, war ich kaum fünfundzwanzig, und ich schien mir damals schon recht alt. Ich überschaute mein ganzes vergangenes Leben mit einem Blick des Mitleids und machte mir den Vorwurf einer verlornen Jugend, weil ich in derselben keinen Gedanken, kein Gefühl entdeckte, das meinen damaligen Anschauungen entsprechend gewesen wäre. „Ich bin," sagte ich mir, „bis dahin blind gewesen, ich habe meine Jugend mit Schattenbildern verbracht." Mein Sohn erbarmte sich mein und löste mir die Binde von den Augen; ich aber rührte keinen Finger, um sie abzunehmen. Ich hatte den Cyniker gespielt aus Uebermut, den Tagedieb aus Gewohnheit, den Baccalaureus aus Zwang, den Ehemann aus Nachahmungstrieb; von den Gedanken, die mich heut erfüllen, wußte ich

damals nichts, und ich hatte nichts gethan, mich meiner neuen Lebensaufgabe würdig zu machen. Wenn es wahr ist, daß man von allem, was man als Junggesell gethan, ein Spiegelbild in seinen Söhnen sieht, was mußte ich in meinem Sprößling zu sehen befürchten! Armer Knabe, du hättest einen bessern Vater verdient!

Während ich mir solche Vorwürfe machte und heftige Klagen aushauchte, wunderte ich mich, keine Spur von Gewissensbissen oder verzweifelnder Reue zu fühlen; ich war, im Gegenteil, zufrieden mit mir, und, ein edler und beglückter Vater, gab ich mir selbst Ablaß für alle meine Jugendsünden. Weder der gefürchtete Tag, an welchem ich an der Universität Pavia mein Examen im Kirchenrecht abgelegt, noch der andre, ebenso denkwürdige, an welchem ich mit dem Doktorhut geschmückt, noch jener, an dem ich auf dem Standesamt mit meiner Evangelina für das Leben vereinigt wurde, keiner von allen diesen Tagen gab mir so das Gefühl meiner Würde wie derjenige, an welchem ich zum erstenmal mich „Vater fühlte". Mir war, als müßte jeder, auch bei flüchtigem Anblick, meine Würde bemerken. Traf ich irgendwo in einsamen Straßen ein paar Liebende oder Müßiggänger, die nicht anders als langsamen Schrittes gehen konnten, so schien es mir, als wendeten sie sich um, jenem stolzen Erzeuger nachzuschauen, der hocherhobenen Hauptes einherging, und ich fühlte mich geschmeichelt, wie von einer öffentlichen Anerkennung eines geheimen Triumphs.

Auf einer steinernen Bank im Schatten der Akazien sah ich einen grauen Alten, der mit halb erloschenen Augen auf den hellen Sand der Straße hinstarrte, und den ich, wie ich mich erinnerte, schon hundertmal auf derselben Bank, in derselben Stellung und derselben Beschäftigung beobachtet hatte. Da dachte ich: „Wenn dieser hier, als er noch leichten Fußes durchs Leben tanzte, einen Augenblick auf seinem Wege Halt gemacht, um die blitzenden Körnchen, die er für

kostbare Edelsteine hielt, während sie nur Sand waren, näher zu betrachten, sicher hätte er dann, rechts und links sich bückend, jenen stillen Wiesenpfad gefunden, der zur Ehe und zur Familie führt. Und dann hätte er jetzt ein Heim und in demselben einen Sohn, eine edle und starke junge Eiche, welche ihm, dem schwankenden und gebrechlichen Rohr, in den Tagen des Sturmes kräftigen Schutz gewähren könnte."

Der Alte richtete den Kopf empor, als er mich vorübergehen sah; gewiß dachte er, seine Söhne müßten jetzt gerade in meinem Alter sein, so daß er von ihnen Großvaterfreuden zu erwarten hätte. Der Arme! Sagt es ihm nicht, daß für ihn die Welt ein großes Schachbrett gewesen; daß er die Aufregungen des Spielers gesucht, daß er um sein Leben gespielt und die Partie verloren hat, sagt's ihm nicht! Ich war, grausam in meinem Glück, drauf und dran, umzukehren und es ihm zu sagen. Allein ich widerstand der Versuchung; nicht weil ich dachte, am Ende könnte der Alte mir ins Gesicht lachen und sagen: „Ich habe Weib und Kind; ich komme eben von Tisch und halte gern hier an diesem hübschen Plätzchen meine Mittagsruhe," sondern weil ich fürchtete, er könnte mir meine ganze Freude verbittern, indem er mir schluchzend antwortete: „Meine Kinder sind tot; ihr armer alter Vater blieb allein zurück, um sie zu beweinen, und wenn ich auf den Sand starre, so denke ich an sie, die darunter schlafen . . ."

Bei diesen Gedanken zog ich es vor, nur den Stimmen meines glücklichen Herzens zu lauschen. Hier steht eine melancholische braune Tanne. Seit vielen Jahren sehe ich sie; ihr trübes Antlitz ist immer dasselbe, zu jeder Jahres- und Tageszeit. Heut aber schaut sie mich fröhlich an und streckt mir ihre hundert schwarzen Arme entgegen, um mir das blasse Grün ihrer letzten Nadeln, die kleinen Keime ihrer Früchte, ihrer Kinder zu zeigen; da eine gewaltige Kastanie, welche bei jedem linden Wehen der Luft ihre stach-

lichten Sprößlinge mit ihren breiten Blättern ſtreichelt; und dort eine Ulme, deren Blättchen fortwährend zittern und beben, wie zwiſchen Erwartung und Angſt. An ihrem Fuße ſproßt ihr ein kleines Reislein; bald kommt — ſie weiß es — der Gärtner mit der Sichel und nun zittert ſie für ihr Neugebornes.

Mit ſolchen Bildern und Gedanken beſchäftigt und vom ſchönſten Blau des Himmels angelächelt, ging ich beſchleunigten Schrittes weiter. Plötzlich fühlte ich mich am Saume meines Rockes erfaßt und feſtgehalten. Es iſt die dornige Akazie am Zaun; und während ich ſtehen bleibe, um mich loszumachen, und über dieſen harmloſen Scherz einer hübſchen Neckerin lächle, ſpricht ſie im Rauſchen der Blätter zu mir; aber was ſie ſagt, kann ich nicht verſtehen. Ich wende meinen Blick aufwärts nach den Zweigen und erſchaue dort ein noch unfertiges Finkenneſt. Und ſiehe da! Der künftige Vater der geflügelten Nachkommenſchaft, er hat ſich auf den Straßenſand geſetzt, einen Strohhalm im Schnabel, als warte er, daß ich mich entferne. Ich mache mich von der Akazie los, empfehle ihr, ihren Schatz vor den Augen der Käuzchen und der Spitzbuben zu verbergen, und gehe fürbaß.

Etwas weiter kam ich an einen kleinen See mit jungen Enten und Goldfiſchchen, die miteinander ſpielten, und ſetzte mich endlich auf eine ſteinerne Bank, um einen Zug von Ameiſen zu beobachten, welche mit großen Päckchen beladen nach einem entfernten Ameiſenhaufen überſiedelten. Aus dieſem volkbelebten Sande, aus dem Laube der Akazie, der Ulme, der Kaſtanie, aus dem ruhigen Waſſer des kleinen Sees, allüberall, von Himmel und Erde, klang eine leiſe Stimme mir entgegen, welche ſchüchtern mir zurief: „Mein Sohn!“

Ich blicke in das tiefe Blau, aus welchem das Auge der Sonne mir entgegenſtrahlt, auf das ſtille Grün der Wieſen, die ſanft ſich kräuſelnden Wellen, ich atme die bal-

samische Luft, von Flügelschlag und Sang kaum bewegt, und ich ahne den geheimen Urgrund, den ureinzigen und großen aller erschaffenen Dinge, und mir ist, als dränge ich ein in die verborgensten Geheimnisse der Schönheit, der unergründlichen und unwiderstehlichen Macht der Liebe, und überwältigt rufe ich aus: „O, ihr süßen Täuschungen der Natur!“ Was von der Sonne angelächelt wird, was in schweigendem Dunkel schafft, alles was schön ist und verschönt, strebt nach einem und demselben Ziel.

Und welches ist dieses Ziel? Durch das Auge, welches unbewußt bewundert, durch den Sinn, der sich ergötzt, durch das leicht befriedigte Herz, durch die schmiegsame Seele, welche das Weltall ihrem Willen unterthan zu machen glaubt, ist es die Liebe. Durch den forschenden Geist, das scharfsichtige Auge und das stets unbefriedigte Herz ist es die Fortpflanzung des Geschlechts.

Reizende Blumen des Gartens und der Au, es gibt nur ein Geheimnis eurer Schönheit, und ich habe es in meinem Herzen; morgen seid ihr welk und durch andre verdrängt, nicht durch mich, der ich meinen Blick durch den geschlossenen Vorhang eures Brautbettes dringen ließ.

Ich blicke in mein Inneres mit voller Seele, und ich sage mir: „Der Baum liebt, das Vöglein liebt, die Blume liebt und der Käfer und die Wolke, deren Schoß so heilsamen und milden Tau birgt, es liebt die Sonne, die uns leuchtet, und die Sterne, die in heiteren Nächten den Liebenden funkelnd zuwinken; und doch ist alles dies, was liebt, das Opfer einer holden Sinnestäuschung.“

Auf jener an der Wendung des Weges verborgenen Bank von Stein, siehe da, zwei Opfer zugleich! Sie ist nicht schön, aber sie hat ein eigentümliches Gesicht, eine Adlernase, tief blaue Augen und trägt mit Anmut einen Berg von blondem Haar; ihn sehe ich gar nicht weiter an, er muß hübsch sein, denn das Weibchen hat einen guten

Geschmack. Ihre Augen sind so beschäftigt, einander fragend anzublicken, daß sie mich gar nicht sehen, und ich Zeit habe, mich nach links zu verbergen. Aber ich entferne mich, um diese einfachen Menschen nicht zu stören, die miteinander ein ungekanntes Glück suchen. Ich kenne alle diese Lügen, die das Herz ihnen sagen würde.

Warum steckt dies blonde Weibchen eine Wiesenblume in die Fülle des Haares, das nicht das ihre ist? Warum trägt die Kastanie den Schmuck der Blätter, warum die häßliche Raupe die bunten Flügel des Schmetterlings?

Das Wort, das auf den Lippen jeder Jungfrau schwebt, ist „die Liebe"; aber die tausend Stimmen der Natur rufen uns, kosend und klagend zugleich, tiefen und ernsten Klanges das Echo zurück: „Mein Sohn! Mein Sohn!"

„Mein Sohn!" In diesen zwei Worten liegt das ganze Leben. Enthüllet der Familie die heilige Täuschung der Liebe, welcher sie ihr Dasein verdankt, entschleiert der Gesellschaft die hundert edlen oder thörichten Täuschungen der Leidenschaft und der Not, durch welche sie zusammengehalten wird; was bleibt? — „Mein Sohn!"

Sechstes Kapitel.

Ich hatte genug geschwärmt. Meine Gedanken kehrten zu dem bescheidenen Hause zurück, wo ein Frauenherz, voll des süßen Wahnes, der meinem Herzen so teuer, mich erwartete; und eiligen Schrittes folgten meine Füße dem Gange meiner Gedanken.

Im Vorwärtsschreiten sah ich nochmals den Zug der Ameisen, der sich wie ein schwarzer Faden von dem hellen Sande abhob; nochmals sah ich die bescheidene Akazie, die

zitternde Pappel, die riesige Kastanie, und da es einmal Bestimmung schien, daß ich, selber so glücklich, heut einem meiner Nächsten einen Schabernack anthun sollte, traf ich auch wieder meinen Nachbar aus dem zweiten Stock, der in seinem gewohnten Schritt nach Hause zurückkehrte. Was war daran gelegen? Er wünschte mich wahrscheinlich zum Teufel, ich aber ging nicht dahin, sondern kam ihm zuvor; früher als er erreichte ich die Hausthür und sprang dann, jedesmal vier Stufen nehmend, ohne Aufenthalt die Treppe hinauf bis zum letzten Absatz, wo ich buchstäblich atemlos ankam.

Während ich die Hand nach dem Klingelgriff ausstreckte, überfiel mich ein schrecklicher Gedanke, schrecklich genug, um mir die goldnen Flügelchen, die ich schon an meinen Schultern fühlte, herunterzureißen: wenn nun das alles nicht wahr, sondern nichts als ein stolzer Traum gewesen wäre! . . .

Plötzlich ging die Thür auf. Evangelina selbst öffnete sie — Evangelina, die vom Bett aufgestanden war und durch das Fenster mich hatte kommen sehen — Evangelina, auf welche ich jetzt mißtrauische und besorgte Blicke heftete.

„Weißt du?" sagte sie, mit einer gewissen Verlegenheit meinen Blicken ausweichend — „weißt du? Es ist wirklich nichts gewesen."

Allein das Lächeln, welches um ihre Lippen schwebte, flehte um Mitleid, und die Aermste legte leidenschaftlich ihren Arm um meinen Hals. Sie sagte mir, sie habe mich für mein langes Ausbleiben strafen wollen; sie verzeihe mir aber, und alles ginge ganz vortrefflich.

„Was hast du in dieser Stunde gethan?" fragte ich sie.

„Ich habe allerlei gethan in diesen fünf Viertelstunden" — es waren nämlich fünf Viertelstunden vergangen, eigentlich sogar eine Stunde und zwanzig Minuten, und ich mußte es zugeben, um unsre einzige Pendeluhr nicht Lügen zu strafen. Und wirklich hatte sie allerlei gethan. Zunächst

war sie aus dem Bett aufgestanden, dann hatte sie sich angekleidet, das Zimmer aufgeräumt und Durst nach Limonade gehabt.

„Und hast du sie getrunken?"

Sie hatte es nicht gethan, da sie weder Zucker noch Zitrone hatte.

„Das brauchtest du dir doch nur holen zu lassen," rief ich aus. „Du brauchtest doch nur . . ."

Aber Evangelina unterbrach mich: „Ich brauchte nur vernünftig zu sein und einen andern Wunsch zu haben."

„Und welchen hattest du?"

„Dir einen Kuß zu geben," antwortete sie. „Und jetzt nehme ich ihn mir. Der Wunsch ist gewiß erlaubt, weil er nichts kostet. Wir sind nicht reich!"

„Ich weiß!" rief ich aus. „Es ist meine Schuld."

„Wohl unser aller beider," sagte lachend Evangelina.

„Oder vielmehr keines von uns beiden," fügte ich lachend hinzu. „Es ist die Schuld meines ersten Klienten, der sich nicht entschließen kann, zu prozessieren. Ist der erste da, dann, du wirst es sehen, kommen die andern schon nach."

„Wir wollen sehen," sagte Evangelina, an sich und den Erwarteten denkend.

„Uebrigens," versetzte ich, „kann eine Limonade ein Haus wie dieses doch nicht zu Grunde richten! Und denke nur, wenn unser kleines Geschöpfchen mit einem zitronenfarbigen Gesicht zur Welt käme!"

„Ach, Narrheit!" erwiderte Evangelina in vollem Ernst. „Die Aerzte versichern, daß die sogenannten ‚Wünsche' nicht sowohl von wirklichen Wünschen abhängen als von der Angst alberner Mütter, die sich solchen Unsinn in den Kopf setzen."

„Welche Aerzte?" unterbrach ich sie, indem ich sie mit offenem Munde anstarrte.

Sie wollte mich belügen, allein vergebens, und nun gestand sie mir alles. Unter den mancherlei Dingen, die sie

während der fünf Viertelstunden meiner Abwesenheit gethan, war auch folgendes: mit dem Mut einer Matrone war sie auf eine Leiter geklettert und hatte aus dem letzten Fach meiner Bibliothek einen dicken Folioband entnommen, welcher von gewissen Dingen handelte, und indem sie große und bedenkliche Sprünge machte, konnte sie behaupten, sie habe ihn ganz gelesen.

Nachdem Evangelina ihre Sünde gebeichtet, teilte sie mir auch ihre Absicht mit, das Buch nun nochmals in aller Bequemlichkeit und ganz vollständig zu lesen; allein ich bat sie so inständig, auf diesen Einfall zu verzichten, daß sie mir nachgab und den dicken Folianten meinen Armen auslieferte. Später schloß ich das Buch, wie einen gefährlichen Gegenstand, in meinen Schreibtisch ein.

Ganz kurz nach diesem denkwürdigen Maimorgen kam mein Schwiegervater vom Lande zu uns. Wir hatten ihm die haarsträubende Geschichte mitgeteilt, und nun eilte er, alles im Stiche lassend, herbei, uns die Ratschläge seiner Erfahrung zu bringen.

Nach seiner Meinung „mußte" der Erwartete ein Knabe sein, ein hochgewachsener und kräftiger Ingenieur, braun, mit schwarzem Bart und voll Genie. Daß Nase und Augen den seinigen gleichen würden, wollte er gerade nicht behaupten, weil er in seiner Bescheidenheit anerkannte, daß beides schöner sein könnte; wenn er am Ende in allem andern ihm gliche, wollte er nicht unzufrieden sein.

Als meine Evangelina von dem schwarzen Bart ihres künftigen Sprossen reden hörte, fing sie an zu lachen. Gegen Abend aber fragte sie mich ganz ernsthaft: „Muß es denn notwendig ein Knabe sein?"

„Notwendig gerade nicht . . ."

Mehr sagte ich nicht, aus Furcht, meine Tochter, wenn es eine solche werden sollte, zu beleidigen.

Was die Aehnlichkeit betrifft, war ich nicht einverstanden

mit meinem Schwiegervater. Ich wünschte meinen Kleinen blond, krausköpfig und weiß, wenigstens bis zu dem Alter, wo er Hut und Knebelbart trüge; meine Frau war meiner Ansicht.

Hinsichtlich des Genies konnte ich, auf Grund der Statistik und meines Vertrauens zu ihr, zufrieden sein; denn nach unsrer Berechnung mußte mein Sohn im Januar geboren werden, und in diesem Monat, so scheint es, pflegen die größten Geister zur Welt zu kommen. In Wahrheit lag mir, als ich das erste Mal davon hörte, die Sache noch ziemlich fern; allein damals war an meinen Sohn noch gar nicht zu denken, und deshalb konnte ich der Statistik spotten. Jetzt werde ich, wie man wohl glauben wird, mich hüten, es zu thun! Vieles andre, was mir den Kopf verdrehte, hatte ich gelesen und andres las ich täglich über unmittelbare oder mittelbare Einwirkungen von Menschen und Dingen auf Ungeborne. Die Untersuchung über die unmittelbaren Einwirkungen befriedigten mich; weder ich noch mein Vater und Großvater, keiner von uns hatte jemals an einer der sogenannten erblichen Krankheiten gelitten; anderseits konnte Evangelina sagen, daß unser Sohn sich freuen dürfe, daß keine unglückliche Erbschaft ihm drohe, abgesehen von den Moneten, die wir nicht besaßen. Was die mittelbaren Einwirkungen betrifft, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir eine günstige ins Haus zu schaffen. Ich las in einem ernsten Buche, daß die heutigen Griechinnen ihre großen Augen und ihre schönen Formen dem Phidias und Praxiteles verdanken und daß der griechische Typus sich kraft der hellenischen Kunst erhalten habe. Wie ich dies und ähnliches gelesen hatte, konnte ich armer Vater in spe gar nichts andres thun, als mich mit den schönen Künsten zu befreunden. Ich that es auf möglichst günstige Weise. Ich kaufte zwei Nachbildungen von Meisterwerken, zwei Knaben von Gips, nackt, feist, rund, wie Liebesgötter; es war in

der That ein und dasselbe Persönchen in zwei verschiedenen Momenten: in dem einen lächelnd, weil er ein Vöglein gefangen, in dem andern klagend, weil es ihm davongeflogen war. Ich ließ meinen Gipsjungen im Schlafzimmer lachen, klagen ließ ich ihn im Salon. Zu jeder Stunde des Tages, mochte sie von ihrem Mittagsschläfchen erwachen, oder am Nähtisch Windeln säumen, oder ihre Freundinnen empfangen, oder am Fenster lesen: immer mußte meine Evangelina ihr klassisches Modell vor Augen haben.

So vergingen Tage, Wochen und Monate. Die Drohung, mit welcher ich meine Evangelina im Scherz zu erschrecken glaubte, schien sich thatsächlich, und zwar in noch höherem Maße, erfüllen zu wollen. Mein Weib trug alles gefaßt und ergeben. Auch ich begann zu hoffen, daß das Kind ein Knabe, und es schien mir, als ob es ein Koloß werden sollte. Natürlich sagte ich meiner Evangelina kein Wort davon, nur betrachtete ich mit bedenklichem Blick die Hemdchen, an denen sie mit besondrer Freude arbeitete. Sie schienen mir viel zu klein; doch behielt ich das für mich. Tag für Tag nahm ich heimlich eins von diesen Miniaturkleidchen, um sie lachend dem kleinen Gipskerlchen anzuprobieren. Die Sache war nicht leicht, aber es ging. Meine Statuette bot einen komischen Anblick, und ich wollte mein Weibchen dieses drolligen Schauspiels nicht berauben. Sie kam und lachte, und ich sagte ihr, ohne es gerade bestimmt behaupten zu wollen, daß mir das Hemdchen ein wenig zu eng vorkäme.

„Ja, für die Figur," sagte Evangelina, „aber für ihn wird es eher zu weit sein; ich habe es größer als das Maß gehalten."

„Er wird dick sein," bemerkte ich scherzend.

„Er wird sein, wie er sein muß," antwortete sie gelassen.

Siebentes Kapitel.

Unser Sohn lebte schon, ehe er geboren ward; er tröstete, besserte und erzog uns an Geist und Herz. Seinetwegen lernte meine Frau begreifen, wie kalt und unausstehlich es im Hause ist, wo die Oefen nicht brennen und morgens, mittags und abends das Mahl nicht bereit ist; seinetwegen sorgte ich für stete Vervollständigung meines wissenschaftlichen Handwerkszeugs, ohne an der Kundschaft, die nicht kam, zu verzweifeln.

Er war weise, gelehrt, scharfsinnig, nachsichtig und streng. Er fand alle Wege zu unserm Herzen. Allem lieh er einen verborgenen Gedanken und er schärfte unsern Verstand so, daß wir jenen lesen und ergründen konnten. Er hieß uns auf unser innres Leben bedacht sein, verlieh uns liebreichen Sinn, Geduld und Ergebung und flößte zu rechter Zeit uns Stärke, Mut und Kühnheit ein. Mich machte er demütig und stolz, wie der denkende und empfindende Mensch sein muß, der an sich selbst, seine Gegenwart und Zukunft denkt und den verborgenen Rätseln des menschlichen Lebens gewissenhaft nachforscht. Ja, es ist wahr: unser Sohn lebte schon, ehe er geboren ward; kein Freund oder Verwandter stand unsrer Seele je so nahe, wie dieser noch ungeborne Weltbürger.

Geduldig sahen wir seiner Ankunft entgegen, mit jenem Zittern, mit welchem man einen verstorbenen alten Freund erwarten würde, dem es gestattet wäre, nochmals zur Welt zurückzukehren. Der einzige, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn in Ruhe zu erwarten, war mein Schwiegervater.

In den ersten Tagen des Januar fiel er uns unvermutet ins Haus — d. h. heute oder morgen mußte er kommen, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Der Alte sprach von dem Enkelchen, welches aus Gehorsam am

nächsten Morgen meiner armen Evangelina sein Kommen ankündigte.

Im Hause herrschte ein unruhiges Schweigen. Anfangs weinte Evangelina vor Angst; dann that sie sich Gewalt an, und mit Bestürzung sah ich sie im Hause hin und her gehen wie eine Heldin. Ich hatte den Kopf mehr als zur Hälfte, mein Schwiegervater hatte ihn ganz verloren; auf und ab lief er im Zimmer, nahm das Kinderzeug, die Hemdchen, die Windeln, that nichts und glaubte sicher, uns eine wichtige Hilfe zu leisten. Die Hebamme kam, es kam eine hilfseifrige Freundin; dann kam der Arzt, welcher bei uns im Salon bleiben mußte.

Jetzt schien es mir, als ob ein tiefes Schweigen in unsrer ärmlichen Wohnung herrsche. Mein Schwiegervater stellte sich alle Augenblicke dicht vor mich und betrachtete mich, ohne ein Wort zu sprechen. Ich heftete den Blick unverwandt auf den Rücken des Doktors, welcher gleichgültig und ruhig in einem Buche las, das er auf dem Schreibtisch gefunden. Allein so oft durch die geschlossene Thür ein leises Seufzen zu uns drang, ward ich blaß und mein Schwiegervater rot, so daß der Arzt lächelnd uns beiden den Puls fühlte und uns bat, ein Viertelstündchen spazieren zu gehen.

„Was thun Sie denn hier?"

Wir meinten viel zu thun; in Wahrheit thaten wir nichts, und der Arzt suchte noch deutlicher zu werden, indem er sagte: „Sollte Ihre Hilfe nötig sein, so werden wir Sie holen."

„Aber sie wird nicht nötig sein?" fragte ich.

„Ganz gewiß nicht, glauben Sie mir und gehen Sie!"

Wir gingen wie zwei Schulbuben, welche vom Lehrer weggejagt sind. Unterwegs blieben wir beide, mein Schwiegervater und ich, unbewußt stehen, um zu horchen, ob wir vielleicht einen jener Seufzer vernähmen, die uns vorher ins

Herz gedrungen waren. Hätten wir etwas gehört, wir wären sicher sogleich umgekehrt; es ließ sich aber nichts vernehmen, und so gingen wir weiter.

Mein Schwiegervater legte seinen Arm in den meinen, und da er fühlte, daß mein Herz stark klopfte, versuchte er mich in seiner Weise zu beruhigen.

„Es wird ein Junge!“ sagte er. Ich antwortete nichts, aber ich beschleunigte meinen Schritt nach dem Bollwerk zu.

Die Landschaft war öde, die Kastanien entlaubt und schneebedeckt, der Sand am Wege hart gefroren. Weder von den schönen Früchten, noch von den fleißigen Ameisen war etwas zu sehen. Ein strenger Frost hielt alles Lebendige gefangen, nur hier und da hüpften einige halbverhungerte Spatzen.

An der bekannten Ecke sah ich die Akazie wieder, welche mich damals so angenehm unterhalten hatte. In ihren nackten Zweigen suchte ich das Nest — es war verschwunden; sicherlich hatte es der Liebe einer geflügelten kleinen Familie ein warmes Heim gewährt und dann einen diebischen Schelm angelockt.

Wie ganz anders erschien heut alles meinem Blick! Meine Evangelina hatte furchtbar zu leiden, und fast hätte ich mit Freuden einem Glück entsagt, das sie mit solchen Schmerzen erkaufen sollte. Mein Schwiegervater hatte mir zehnmal Mut einzuflößen versucht, indem er mir versicherte: „Es wird ein Junge!“ Jetzt kam ein Augenblick der Verzagtheit über ihn, und er sagte, wie zu sich selbst: „Wenn es nun kein Junge würde?“

Ich aber lächelte und dachte in meinem Glück, daß es, wenn kein Knabe, doch gewiß ein Mädchen sein müsse.

Auf einmal wandte der ungeduldige Großvater sich zur Rückkehr und sprach mit großer Bestimmtheit: „Gehen wir nach Hause! Jetzt ist er da.“

Ich fühlte einen süßen Schauer meinen ganzen Körper

durchdringen. Wir liefen so schnell, als würden wir in der That erwartet. Wir traten in die Hausthür und sahen uns gegenseitig an. Kein Mensch war da, auch nur mit einem Blick uns unser Schicksal zu verkünden; die Hausmeisterin besorgte ihre Geschäfte in einem andern Zimmer und würdigte uns kaum eines Blickes. Ich meinte, sie müsse von allem unterrichtet sein. Jawohl! Das Scheusal wußte von nichts.

Aus dem tiefsten Dunkel, das sie birgt, stiegen vor meinen Augen all die grausamen und tückischen Feinde alles menschlichen Glückes empor: Schrecken, Verdacht, Drohungen furchtbaren Mißgeschicks ...

Ich lief — nein, ich stürzte die Treppen hinauf. Plötzlich blieb ich atemlos stehen, wandte mich um und warf mich meinem Schwiegervater an die Brust.

Ich hatte den Schrei vernommen, jene Paradieses-Offenbarung, jenen mißklingenden Wohllaut, jenen wonnigen Klageton: ich — hatte ihn schreien hören!

II.

Nahrungssorgen.

Erstes Kapitel.

Als mein Sohn zur Welt kam, war mein Schwiegervater ganz außer Rand und Band. Kaum hatte er das Schreien des Neugebornen vernommen, da packte er mich an einem Arm und sah mich verzückten Blickes an; dann zog er mich hinter sich her, als wäre ich ein widerspenstiger Vater, der sich weigerte, seine Nachkommenschaft anzuerkennen.

So kam ich unvorbereitet auf die Freude bis an die Schwelle unsrer neuen Liebe. Dort wollte mein Schwiegervater mich veranlassen, einen Augenblick draußen stehen zu bleiben, während er, auf Grund seiner großväterlichen Erfahrungen, hineingehen wollte, um das Geschlecht festzustellen. Allein auf das dadurch entstandene Geräusch, welches drinnen gehört worden war, öffnete sich die Thür und der Arzt rief leise heraus: „Still! Es ist ein Junge!"

Ich wollte zur Thür hinein; allein mein Schwiegervater, wie immer maßlos im Ausdruck seiner Empfindungen, fiel mir um den Hals, so daß ich kaum noch atmen konnte. Darauf ließ er mich los und sagte halblaut: „Still! Es ist ein prächtiger Junge!"

Wir traten ein. Kaum hatte meine blasse Evangelina mich erblickt, als sie in ihrem Bett mich anlächelte und die eine Hand mir entgegenstreckte. Ich eilte zu ihr, küßte sie

auf die Stirn und flüsterte ihr einige Worte zu, die nur wir beide verstanden. Gleichzeitig aber sandte ich einen prüfenden Blick ins Zimmer und auf meinen Schwiegervater, teils aus Eifersucht, daß er sich nicht eher als ich meines kleinen Geschöpfchens bemächtigte, noch mehr aber aus Furcht, daß er in seiner großväterlichen Begeisterung durch einen gar zu herzhaften Kuß oder sonst eine handgreifliche Liebkosung ihm einen Schaden zufüge. Ich natürlich fühlte mich berufen und befähigt, meinen Sohn auf dem Arm zu tragen!

Aber wo war mein Sohn?

Der ungeduldige Großvater war auf den Fußspitzen an die neue Wiege herangeschlichen und hatte mit der größten Vorsicht ein Stückchen vom Saum der Musselingardine hochgehoben. Evangelina betrachtete ihn mit spöttischem Lächeln; ein gleiches Lächeln des Einverständnisses zeigte der Arzt und noch mehr Frau Gertrud.

„Wo ist er?" fragte ich leise.

Evangelina warf mir einen liebeseligen Blick zu, und das Deckbett ein wenig lüftend, zeigte sie mir an ihrer Seite ein keines Körperchen in schneeweiße Linnen gewickelt, und ein rosiges Gesichtchen, das aus den Spitzen eines übermäßig weiten Häubchens hervorguckte.

Ich erkannte ihn: er war es, mein Sohn!

Kaum fühlte er, wie die etwas kühlere Luft des Zimmers unter die Decke drang, als er die Augen öffnete. Ich rief ihn bei seinem Namen „August", und er sah mich ohne Staunen an. Nun ward ich dreister und streckte die Hand aus, da streifte ich mit einem Finger eine zarte und sammetweiche Wange. Er war ein artiges Kind; er ließ sich streicheln, ohne zu schreien, und ich ermangelte nicht, daraus zu schließen, daß er einen geduldigen und nachgiebigen Charakter haben müsse.

Ich konnte mich nicht satt sehen an ihm: er war so hübsch! Als ich endlich das Haupt erhob und, obgleich ungern,

meinen Sohn unter dem Deckbett wieder verſchwinden ließ, ſah ich mir gegenüber, am andern Rande des Bettes, ſeinen Großvater, der ihn mit offenem Mund lautlos betrachtete.

„Haſt du ihn nun genug beſehen?“ fragte er mich. „Ich dächte, nun könnteſt du auch mir einmal das Vergnügen gönnen!“

Und da ich ihm kein Gehör gab, ſondern ihm ſagte, daß unſerm Auguſt die Wärme wohlthätig und es beſſer ſei, ihn in Ruhe zu laſſen, ſtreckte er die Arme aus, und mit einer Miene, die einen Stein hätte erweichen können, packte er mein kleines Geſchöpfchen und nahm es auf den Arm. Ehe ich es verhindern konnte, hatte er ſeine Beute ergriffen, trug ſie im Zimmer auf und ab und war durchaus nicht geneigt, ſie mir zu überlaſſen. Anfangs ſah ich der Sache mit einiger Aengſtlichkeit zu, dann folgte ich ihm Schritt vor Schritt wie ein Bettler, und zuletzt, da ich ſah, daß mein Sohn es ſich gefallen ließ, ohne zu ſchreien, ſtellte ich mich dicht neben Evangelina, nahm ihre Hand in die meine und lächelte mit ihr, dem Arzt und Frau Gertrud.

Das ging ſo ganz gut, ſolange mein Schwiegervater ſich begnügte, das Enkelchen anzuſchauen, ihn anzuſchauen, ihn „ſeine Wonne, ſeine Liebe“ und dergleichen zu nennen, ihn anzulächeln, ihn leiſe auf den Armen zu ſchaukeln und ihm die Wangen mit den Fingerſpitzen zu ſtreicheln; als er aber, gefeſſelt von dem Zauber dieſer Aeuglein welche ihn erſtaunt anſtarrten, hingeriſſen von einem Lächeln dieſer vermeintlichen kleinen Roſenlippen, ihm einen Kuß geben wollte, bekundete mein Sohn durch ein heftiges Geſchrei, daß ihm die Küſſe des bärtigen Geſchlechts nichts weniger als angenehm ſeien. Schleunigſt eilte ich zu ſeinem Schutz herbei, da ich von meinem Schwiegervater eine Wiederholung des Attentats befürchtete; allein der arme Mann war ganz zerknirſcht und wußte nicht, was er thun ſollte, um den ungeduldigen kleinen Herrn zu beruhigen.

„Gib ihn mir!“ sagte ich sehr ernst zu ihm. Und ich sagte es ihm nicht nur, sondern ich gab ihm zu verstehen, daß er dem Vater gegenüber sofort ruhig zu gehorchen hätte.

„Gib ihn mir!“ wiederholte ich dringend. Mit höhnischer Miene sah er mich an und — gab mir das Kind.

War es Zufall oder eine Art von Wunder? Ich möchte mich nicht rühmen; aber mein Sohn beruhigte sich augenblicklich, schlug seine kleinen Augen auf und heftete sie wie verzückt auf mein Antlitz. Wohl fühlte ich die Demütigung, die für den armen Großvater darin lag; allein in diesem Augenblick sah ich nichts, wollte ich nichts sehen, als die lieben kleinen Augen meines Sprößlings.

Ein Gelächter störte mich in meiner Betrachtung, ohne mich übrigens aufzuregen: mein Schwiegervater wollte sich rächen. Aber auch der Arzt lachte, ebenso Evangelina und schließlich auch Frau Gertrud. Da sah ich mich um.

„Sieh dich im Spiegel an!“ flüsterte mein Schwiegervater.

Dicht neben mir hing der Wandspiegel meiner Frau; ich brauchte nur den Kopf zu wenden, als auch ich mich versucht fühlte, mich selbst auszulachen. Niemals hätte ich geglaubt, daß es mehr als eine Art gebe, seine erstgeborne Nachkommenschaft auf dem Arm zu tragen, noch weniger, daß es eine gebe, die lächerlicher wäre als alle übrigen. Gerade diese hatte ich erwählt; ich werde mich aber nicht damit aufhalten zu beschreiben, was unbeschreiblich ist, wie alles Erhabene.

Genug, mein Sohn schaute und lächelte mich an — ich schwöre: er hat mich angelächelt, und ich war der glücklichste Papa, den je ein Standesamt gesehen hat. Um nicht auch meinerseits die Thorheit zu begehen, mein eigen Fleisch und Blut durch einen Kuß zu Thränen zu rühren, und doch meine väterlichen Rechte zu wahren, dachte ich einen Augenblick daran, mir in aller Gegenwart den Bart abzunehmen oder mich von meinem Schwiegervater rasieren zu lassen,

allein ich fand einen Mittelweg, der, wenn er auch kein eigentlicher und wirklicher Kuß war, doch einem solchen auf ein Haar glich. Mit den unerhörtesten Vorsichtsmaßregeln gelang es mir, alle die mehr oder weniger glatten Teile meines Antlitzes mit Augusts Gesichtchen in Berührung zu bringen.

Sei es, daß die laue Temperatur ihn an die Annehmlichkeiten seines bisherigen Lebens erinnerte, oder daß meine Nase ihn die zarten Berührungen ahnen ließ, welche ihn in der Außenwelt erwarteten: jedenfalls „ist es ein Faktum", wie wir Advokaten sagen, daß mein Sohn bei seinem Eintritt ins Leben von seinem Genius mit einem väterlichen Kuß begrüßt wurde. Ich erwartete von der gegnerischen Partei den Gegenbeweis.

An diesem Tage bestand die Gegenpartei aus meinem Schwiegervater, der, trotzdem August nicht nur der Wärme sich erfreute, sondern auch meine Nase mit seinen Lippen gepackt hielt und das Köpfchen schüttelte, dennoch behauptete, diese Gunstbezeigungen gälten eher jedem andern, als dem eiteln Narren von Vater. Ich ließ ihn reden, soviel er wollte.

„Kümmere du dich um seine Amme!" schalt mein Schwiegervater. „Es ist schade, daß er noch keine Praxis hat! Meine Evangelina hat es gleich nach ihrer Geburt ganz ebenso gemacht."

Ich sah mein blasses Weibchen an, die auf ihrem Lager lächelte, dann meines Schwiegervaters Nase und rief kopfschüttelnd aus: „Unmöglich! Es kann nicht sein!"

Ich brachte sie alle zum Lachen. Die erste, die aufhörte zu lachen, war Frau Gertrud, die geschäftig auf den Fußspitzen hin und her lief und endlich vor mir stehen blieb, um mir mit der ganzen Würde eines wirklichen Beistandes den Kleinen aus der Hand zu nehmen.

„Nein, liebe Frau," sagte ich zu ihr, indem ich zum erstenmal meine väterlichen Rechte geltend machte, „es macht

mir Spaß, ihn noch ein wenig zu tragen, und ich behalte ihn noch. Ihn Ihnen zurückzugeben, habe ich keine Luft."

Sofort holte die treffliche Frau aus einem Winkel ein Täßchen mit lauem Zuckerwaſſer, winkte mir, mich vor einem Tiſchchen niederzulaſſen, ſtellte das Täßchen hin und tauchte in dasſelbe eine Art Lutſchbeutel, den ſie mir in die Hand drückte mit den Worten: „Laſſen Sie ihn daran ſaugen!"

Erſtaunt über ihre Dreiſtigkeit ſah ich ſie an. Als ich aber begriff, um was es ſich handelte, ſetzte ich mich, nahm, ſo gut es gehen wollte, meinen Jungen auf den linken Arm und ſchickte mich mit der freien Hand an, ihm die Amme zu erſetzen.

Auguſts Mahlzeit währte ziemlich lange. So oft ich den Lutſchbeutel in das Zuckerwaſſer tauchen mußte, blickte ich verwundert um mich, als wollte ich ſagen: „Welch ein Nimmerſatt! Und welch eine Amme!"

Mein Schwiegervater ſetzte ſich dicht hinter meinen Stuhl, ſtützte ruhig die Ellbogen auf die Lehne und ſaß ein Weilchen ohne zu ſprechen da. Er begnügte ſich, meinem Sohne zuzunicken, Geſichter zu ſchneiden und etwas tölpiſch zuzulächeln; endlich, als Auguſt nicht genug bekommen konnte, rief er ihm zu: „Weißt du, kleiner Spitzbube, daß du ſaugſt wie ein Alter? Wer hat dich gelehrt, ſo zu ſaugen? Die Mama war's ſicher nicht; wer alſo war's? Du wirſt uns doch nicht glauben machen wollen, daß ohne ordentlichen Unterricht ein Sterblicher, und wäre er auch ein Talent wie du, zur Welt kommen könne, um ſeinen Großvater an ſeiner eignen Weisheit irre zu machen! Wer alſo hat dich ſo zu ſaugen gelehrt? Ich ſeh' es ein ... es iſt nichts andres, es iſt ein Geheimnis."

Mein Sohn machte den ausgedehnteſten Gebrauch von ſeiner Freiheit: er ſchloß ſeine Aeuglein, neigte das Köpfchen an meine warme Bruſt und ſchlief ein. Nun ſagte ich, wie ein Mann, der ſeiner Sache ſicher iſt, dem ungläubigen

Großvater, daß Auguſt bei den Engeln weile, und legte ihn mit unendlicher Vorſicht an die Seite der ſelig lächelnden Mutter.

Zweites Kapitel.

Der erſte Ammendienſt bei meinem Sohn währte zwei volle Tage, und ich verſah ihn gewiſſenhaft bis zur letzten Stunde, im Streit mit meinem Schwiegervater, der ſeinen Teil daran beanſpruchte.

Was aber ſah ich am dritten Tage, als ich zur Stunde der erſten Mahlzeit, die Uhr in der Hand, an das Kopfende des Bettes trat, um meinem Sohne zu melden, daß es Zeit ſei zu tafeln? Tief bewegt und mit ausgebreiteten Armen, in welche mein aufgeregter Schwiegervater ſich warf, ſah ich unſern kleinen Engel an der Bruſt ſeiner Mutter liegen, welche bald uns, bald ihn lächelnd anſah. Wir ſtanden kurze Zeit in Betrachtung verſunken vor dem reizenden Schauſpiel, ohne Furcht, dem Säugling läſtig zu fallen, welcher ſich kaum herbeiließ, das Köpfchen zu heben, um ſeine erſte Amme um Entſchuldigung zu bitten.

Entzückt von dieſem Bilde hatte ich kaum bemerkt, daß mein Schwiegervater nicht mehr wie zuvor in meinen Armen lag. Er nahm das Tiſchchen, trug es in einen Winkel, ſetzte das Täßchen mit Zuckerwaſſer auf den Schrank und ſagte mit heiterer Miene und luſtigem Ton: „All der Kram iſt künftig überflüſſig, und ich bin recht froh darüber.“

Der Aermſte war eiferſüchtig! Er konnte nicht begreifen, daß mein Sohn, das Fleiſch und Blut ſeines Töchterchens, mir mehr als ihm angehören ſollte. Meine Nachſicht war ſicherlich groß, allein er mißbrauchte ſie. Und als ich ihn ſcherzend beſchwor, doch einige Rückſicht auf mein Wochen-

bett zu nehmen, erhob er seine Hände zur Decke des niedrigen Zimmers mit einer drolligen Bewegung, über die ich aber nicht lachen konnte, da es mir beinahe schien, als käme ich gar nicht in Betracht, und als hätte mein Sohn sein Dasein nur sich selber zu verdanken.

Allein ich fand es geraten, diesem Scherz ein Ende zu machen; ich that, als nähme ich das, was er sagte, um meine väterlichen Rechte herabzusetzen, für Ernst, stellte mich immer erregter und sagte schließlich: „Unsre väterlichen Rechte sind nicht allzuweit her; unsre Kinder gehören uns höchstens so weit, als ihre Mütter damit einverstanden sind. Mein Sohn gehört — ich leugne es nicht — Evangelina mehr an als mir, ebenso wie Evangelina ihrer seligen Mutter mehr angehörte als dir."

Mein Schwiegervater wollte „Distinktionen" aufstellen, gerade wie ein Advokat, um mir zu beweisen, mit dem Knaben sei es ein ander Ding.

„Wieso?" fragte ich ihn.

„Es ist etwas ganz andres," stammelte er, weiter wußte er nichts zu sagen.

So ging es zwei, drei Tage lang: er rührte sich nicht vom Fleck; es warteten tausend Geschäfte auf ihn, allein er konnte sich von seinem Enkelchen nicht trennen.

Endlich erklärte der Arzt, es gehe alles vortrefflich, August gedeihe wunderbar und die Mutter sei völlig außer Gefahr. Er gab noch einige strenge Verordnungen und kam nicht mehr wieder.

Frau Gertrud kam noch einige Tage, mehr um Evangelina zu unterweisen, welche bei gutem Willen und bewundernswertem Verständnis sich unter unsern Augen zu einer vollkommenen Kindespflegerin heranbildete.

Zuletzt kam auch die gute Frau Gertrud nicht mehr; nur mein Schwiegervater blieb wie angewurzelt. Oft dachte er an seine Geschäfte; dann sagte er: „Wer weiß, wie die

Sachen liegen mögen? Gewiß hat in meiner Abwesenheit der Teufel sein Spiel! Morgen reise ich. Redet mir nicht mehr zu, noch länger zu bleiben; es würde vergeblich sein!"

Aber unerschrocken wagten wir beide morgen von neuem den Sturm: „Bleib doch noch heute, nur heute noch!" — Und der Aermste blieb, blieb noch den einen Tag und ging auch am nächsten nicht. Am Freitagmorgen, den er selbst zur Abreise bestimmt hatte, erwachte er in ganz absonderlicher Laune. Er war wirklich zu bedauern; an diesem Morgen kam alles zusammen. Man denke! Es fand sich — Gott weiß, wie — daß der Koffer zu klein war und einige Kleidungsstücke, die ganz bequem die Reise von Monza nach Mailand mitgemacht hatten, nicht ebensogut für die Rückfahrt von Mailand nach Monza Platz fanden. Mein Schwiegervater verlor die Geduld; er versuchte in aller Eile den Koffer auf sein früheres Maß auszuweiten, indem er wohl zum zwanzigstenmal auf den Deckel kniete, um ihn zu schließen, und die Hände gen Himmel hob, daß es einen Stein hätte rühren mögen. Alles umsonst! Der Koffer blieb unerbittlich: er war immer noch um gute zwei Finger breit zu eng.

„Das geht mit dem Teufel zu!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Das ist ja eine Nichtswürdigkeit! Der ganze Kram ist doch von Monza hergekommen; warum will er jetzt nicht wieder zurück?"

Evangelina, welche inzwischen das Bett verlassen, wohnte lächelnd dieser drolligen Scene bei; sie trug den Kleinen auf dem Arm und setzte sich geräuschlos neben mich.

„Versuchen wir's noch einmal!" sagte mein Schwiegervater mit der Ruhe der Verzweiflung. „Lassen wir diese unglückseligen Hemden bis zuletzt, und benutzen wir diese verdammten Socken zum Ausfüllen! ... Du reizender Engel — du meine Freude — meine Liebe — mein Schatz!"

Der arme Großvater, der jetzt erst Evangelinas Gegen-

wart bemerkt hatte, sprang auf und versetzte dem Koffer einen Fußtritt, indem er zugleich den kleinen August liebkoste. So war er plötzlich verändert; die Falten seiner Stirn glätteten sich, und seine Augen blickten sanft und heiter. Wem hatte er das gütige Lächeln, diese angenehme Lustigkeit zu verdanken? — Meinem Sohn!

Nachdem er seine Liebkosungen und Schmeichelnamen an August verschwendet, ohne daß dieser eine Miene verzogen hätte, begann er von neuem die Vorbereitungen zu seiner Abreise.

„Wart!" sagte er, indem er so dastand, daß er keinen Blick von dem Jungen verwandte, und bald den Koffer, bald seinen Enkel anredete — „wart, du Schelm! Du hast mir heiß genug gemacht! Was hast du denn davon? — Du Liebling! Bist du dem Großvater gut? Ja? ... Gib mir einen Kuß! ... Und du, hör' auf, ich hab's satt; oder ich laß dich hier und gehe ohne dich nach Monza! Willst du das, verdammter Lump? ... Aha! Jetzt, denke ich, mußt du dich schließen lassen! Wirst du?"

Mit diesen Worten kniete er zum einundzwanzigstenmal auf den Koffer; derselbe schien noch einigen Widerstand leisten zu wollen, dann aber ließ er sich schließen, und der Alte schien ob dieser unerwarteten Nachgiebigkeit weniger beruhigt als verdrießlich.

„Großpapa geht!" sagte er, indem er aufstand und einen Seufzer und noch einige Liebkosungen dem Kleinen zuwandte. „Weißt du auch, daß Großpapa geht?"

Die üble Laune meines Schwiegervaters kehrte wieder; allein es war Freitag, und es konnte nicht anders kommen, wie er selber sagte. Nachdem endlich der Koffer sich hatte schließen lassen, bemerkte mein Schwiegervater zu seinem neuen Schrecken — er war die fleischgewordene Unordnung — daß er drauf und dran war, ohne seine Krawatte abzureisen. Er lief in allen Zimmern umher, um das ver-

dammte Tuch zu ſuchen, das ſich — Gott weiß, wo — finden mußte und „natürlich“ — das war ſein eignes Wort — natürlich ſich nirgends fand. An wie viel unmöglichen Orten kann ein vernünftiger Menſch eine Krawatte ſuchen! Ich wäre nie darauf gekommen, hätte ich es nicht ſelbſt geſehen, wie dieſer Biedermann den Deckel von der Zuckerdoſe aufhob in der Hoffnung, ein unſichtbarer Zauberkünſtler könne ſich einen Scherz gemacht haben.

Endlich hatte Evangelina den erleuchteten Einfall, er habe vielleicht aus Verſehen die Krawatte in den Koffer gepackt. Das war ein Licht in der Nacht! Ja, meine Herren, die Krawatte befand ſich in dem Koffer, welcher zur Strafe für ſeinen Eigenſinn von ſeinem Herrn einen Fußtritt bekommen hatte.

Allein die Widerwärtigkeiten meines Schwiegervaters hatten noch kein Ende; es war nicht umſonſt Freitag, und — er ſelbſt hatte es ja geſagt — es mußte ſo kommen!

Nach dem Fahrplan ſollte der Zug um halb zwölf Uhr abgehen; es war alſo Zeit genug, gegen elf Uhr von Hauſe fortzufahren, um, ohne ſich abzuhetzen, zur rechten Zeit auf dem Bahnhof zu ſein. Nun war es aber, als unſre unfehlbare Pendeluhr dreiviertel zeigte, nach der ebenfalls unfehlbaren Taſchenuhr meines Schwiegervaters erſt eben halb vorbei.

Welcher ſollte man glauben?

„Meine Uhr,“ brummte der arme Reiſende, „geht auf die Sekunde; euer altes Möbel will mich zehn Minuten früher los ſein!“

„Hätte ſie,“ erwiderte Evangelina mit einem entſchuldigenden Blick auf unſre einzige Uhr, „hätte ſie Gemüt und Verſtand, ſo würde ſie gerade das Entgegengeſetzte thun. Allein ſie zeigt die römiſche Zeit, die deine dagegen wird die von Monza angeben.“

„Und da ich nicht nach Rom, ſondern nach Monza gehe, hat meine Uhr recht.“

„Sie hat hundertmal recht!“ rief ich lachend aus.

„Nein, tausendmal!“ antwortete mein Schwiegervater.

Sie hatte es sogar nicht einmal; der eigensinnige Reisende kam gerade zu rechter Zeit auf dem Bahnhof an, um zu sehen, wie der Billetschalter ihm vor der Nase geschlossen wurde.

Zu meiner großen Verwunderung nahm er die Sache von der scherzhaften Seite. „Am Ende,“ sagte er mit ungewohnter Heiterkeit, „hat sie vielleicht recht, und es ist besser, daß ich heute nicht reise; es ist Freitag ...“

„Das mindeste, was dir hätte zustoßen können,“ unterbrach ich ihn lachend, „wäre gewesen, daß die Lokomotive entgleiste und auf Mailändischem Gebiete die Stämme der Maulbeerbäume bedrohte, welche sich beeilt hätten, beiseite zu gehen, um sie vorbei zu lassen.“

Mein Schwiegervater sah nicht aus wie einer, dem die Reise verdorben ist, oder der ein Rennen verloren und nun mutterseelenallein mit seinem Koffer nach Hause zurückkehrt; leicht und schnell schritt er unter den Augen der Steuerbeamten einher, welche sich begnügten, den Koffer in der Hand zu wägen und in der unschuldsvollen Miene des Biedermanns Grund genug zu finden, ihn ruhig seines Weges ziehen zu lassen.

„Heut ist mir doch nichts geglückt!“ rief der Alte aus.

„Es wird dir alles glücken, wenn du noch eine Woche bei uns bleibst, um unsern kleinen August über die Taufe zu halten.“

In diesem Augenblick gab mein Schwiegervater keine Antwort; sobald er aber sein Enkelchen wiedergesehen und dessen weinendes Stimmchen vernommen hatte, warf er Koffer und Mantel in den Winkel, zog seine Handschuhe aus, hauchte sich in die Finger, um sie zu erwärmen, und sagte: „Eine Woche? Das geht nicht, mein guter Epaminondas, unmöglich; du weißt, ich habe tausenderlei in Monza zu thun.

Wenn du aber willst, daß ich deinen Jungen über die Taufe halten soll, so laß ihn nächsten Sonntag taufen; dann thu ich's, mein heiliges Wort darauf . . ."

„Bravo, Papa!" rief die bleiche, kleine Mutter aus. „Bravo, Papa! Soeben schreibt mir Tante Simplicia aus Pavia, daß sie wieder gesund und gern bereit ist, herzukommen, um die Patenstelle zu übernehmen."

„Wir werden ihr telegraphieren, daß sie sofort kommen soll," fügte ich hinzu.

Mein Schwiegervater sagte kein Wort. Er hatte sich die Finger so weit erwärmt, daß er den Kleinen streicheln konnte, ohne daß dieser schrie; an etwas weiteres dachte er nicht. Für ihn war die Taufe nur ein guter Vorwand, noch bei uns zu bleiben.

Solange er glaubte, die heilige Handlung solle ohne ihn, allein unter den Auspizien der Tante Simplicia vor sich gehen, sprach er von ihr nicht, ohne sich kleine, frivole und ketzerische Scherze zu erlauben. Jetzt nicht mehr, jetzt war die Taufe ihm etwas Schönes und Erhabenes. Er wollte, daß wir sie möglichst feierlich einrichten und den Freunden leckere Speisen vorsetzen sollten. Er bezahlte alles.

Drittes Kapitel.

Am Sonntag früh kam Tante Simplicia an. Ich bemerkte sogleich, daß sie ihre Patenpflicht sehr ernst nahm. Sie war nicht eine Tante wie andre Tanten; sie war sogar nicht einmal eine einfache Frau; sie war ein ganzes Nonnenkloster, ein ganzer Orden, und in ihrem kleinen Kofferchen trug sie, wie es schien, alles, was zum christlichen Glauben gehörte.

Tante Simplicia hatte uns ein Mädchen gewünscht. Mein Schwiegervater wußte es; nach seiner Auffassung war schon dieser Wunsch ein Verbrechen, welches zu vergeben er kaum geneigt war. Allein als er hörte, wie die Frau Gevatterin den Himmel zum Zeugen anrief, daß der kleine August dem Großvater sprechend ähnlich sei, da bemerkte ich auf den Lippen des Alten ein glückseliges Lächeln, welches den ganzen Tag über nicht aufhörte.

Ich will mich nicht auf die Einzelheiten der Taufe einlassen. August hatte nicht gerade die Weisheit mit Löffeln gegessen; allein er ließ sich mit bewundernswerter Ruhe in das geweihte Wasser tauchen und gestattete dem Großvater, in lateinischer Sprache für ihn dem Teufel und allen seinen Lüsten zu entsagen.

Was mich an diesem Tage wunder nahm, ist, daß die Taufgäste, nachdem sie meinen Sohn mit Erstaunen betrachtet und alle seine körperlichen und geistigen Vorzüge gerühmt, doch endlich einmal damit aufhörten und daran dachten, von der auswärtigen Politik zu sprechen oder sich die Taschen mit Konfekt zu füllen. Auch meinen Schwiegervater ärgerte es; und nachdem er wohl zum viertenmal mit seinem Enkelchen im Arm auf und ab gegangen war, um jedem zu zeigen, wie der Kleine ungewiegt schlief, merkte er an der zunehmenden Gleichgültigkeit der Gäste, die an die Stelle der früheren Zärtlichkeit trat, daß es Zeit sei, den Kleinen wieder in die Wiege zu legen. Er that es; dann setzte er sich schmollend und maulend in die Ecke.

Nun kam der Augenblick des Scheidens. Einstimmig meinten alle, sie könnten nicht fortgehen, ohne noch einmal den kleinen Täufling in der Wiege angesehen zu haben; da begann es im Antlitz meines Schwiegervaters wieder hell zu werden. Sie traten paarweise ins Schlafzimmer, die Herren von mir, die Frauen von Evangelina geführt, und alle gleicherweise gefolgt von dem feierlich gestimmten Groß-

vater. Sie umkreisten die Wiege, und sich ein wenig niederneigend, rief halblaut der eine: „Wie hübsch er ist!“ — der andre: „Hat man je einen so reizenden Jungen gesehen?“ — und ein dritter: „Welch süßer Schatz! Geradezu zum Anbeißen!“

Ich glaubte keine Silbe davon, und dennoch schlug mir das Herz.

Was mich noch an diesem Tage in Erstaunen setzte, war, daß, nachdem die Gesellschaft fort, der Lärm so vieler fremder Stimmen verstummt, die Beleuchtung der Zimmer erloschen war und wir uns zu dreien still um die Wiege versammelt fanden, wir auch nicht einen Schatten jener trüben Stimmung verspürten, welche sonst jedem Feste zu folgen pflegt. Im Gegenteil wollte es, als ich mit dem Licht in der Hand durch das Zimmer ging und die Stühle in Unordnung sah, mir fast scheinen, als läge die Gesellschaft meiner Freunde weit hinter uns; so schnell waren die Eindrücke derselben aus meinem Gedächtnis getilgt. Ich brauchte vielleicht nur ein wenig die Ohren zu spitzen, um noch draußen die Stimme eines unsrer heiteren Gäste zu hören; ich hätte mich nur zu bücken brauchen, um hier den Kork einer Flasche, dort ein verlornes Stückchen Konfekt vom Boden aufzulesen — und dennoch mußte ich mich fragen, ob es wirklich in meinem Hause ein Fest gegeben hätte. Dies kam daher, daß mein, daß unser Fest anders als die andern gewesen war, und daß, während alle jene in unsrem Zimmer sich mit uns freuten und uns mit Schmeicheleien überhäuften, Evangelina und ich an andre Dinge dachten und jenen wie aus der Ferne zusprachen und zulächelten.

Am folgenden Morgen ging alles aufs trefflichste; der Koffer ließ sich widerstandslos schließen, die Krawatte brauchte nicht gesucht zu werden, die Uhren gingen ganz gleichmäßig, mein Schwiegervater gab uns einen trübseligen Scheidekuß, „seinem Geschöpfchen“ deren ein ganzes Dutzend und verließ

entschlossen unser Haus; auch kam er zur rechten Zeit, gute fünf Minuten vor dem Schluß des Schalters auf dem Bahnhof an. Fast schien es mir, als wollte er sich beklagen, daß er zu früh gekommen sei; allein er sagte nichts. Wie aber wandte er die kostbaren Minuten an, die ihm noch geblieben?

„Mein Junge," sprach er feierlich zu mir, „mein Junge, ich binde ihn dir auf die Seele!"

Gott im Himmel! Beinahe hätte ich ihn gefragt: „Wen?" Allein ich hatte ihn vollkommen verstanden, und da er auf seine Uhr sah und bemerkte, daß er noch zwei Minuten Zeit habe, so benutzte er diese, mir die größte Sorgfalt einzuschärfen: ich möchte ja zusehen, daß er sich nicht erkälte, indem er zu sehr der frischen Luft ausgesetzt würde; ich möchte ja recht geduldig sein und ihn recht viel liebkosen, denn kleinen Kindern thäten die Liebkosungen not; ich möchte ihm von Zeit zu Zeit einen Theelöffel Cichoriensyrup geben; vor allem aber „möchte ich ihn recht lieb haben".

Mit offnem Munde sah ich ihn an. Da schrie ein Beamter uns in die Ohren: „Einsteigen nach Sesto, Monza, Seregno, Como!" Doch unentwegt warf der Alte einen zweiten Blick auf die Uhr; dann wandte er sich — ja, er wandte sich nochmals zu mir, um alle seine Wünsche und weisen Lehren von A bis Z mir nochmals zu wiederholen, so daß ich die Abfahrt des Großvaters schon mit Schmerzen erwartete, um nur endlich seine väterlichen Vermahnungen los zu sein!

„Einsteigen nach Sesto, Monza, Seregno, Como!"

„Schnell, schnell!" rief ich ihm zu, ihn ein wenig antreibend. „Schnell! Sonst werden die Thüren geschlossen und du hast das Fahrgeld umsonst bezahlt. — Glückliche Reise!"

Im Wartesaal zeigte er dem Schaffner seinen Fahr-

schein, und noch ehe er den schmalen Gang betrat, wandte er sich um, lächelte mich an, hob den einen Finger in die Höhe und rief mir zu: „Vergiß auch die Cichorie nicht!“

Viertes Kapitel.

Der Mensch gewöhnt sich an alles — sagen die Philosophen. Und ich, der ich mich an so vieles habe gewöhnen müssen, stehe nicht an zu wiederholen: der Mensch gewöhnt sich an alles, ausgenommen vielleicht Kolik und Zahnschmerzen, obgleich die Philosophen das nicht sagen. Unter allen Gewohnheiten der Welt aber gibt es, wie ich versichern kann, keine einzige, welche schneller haftet als die, glücklich zu sein. Ich weiß nicht, ob man daraus schließen soll, daß das Glück, oder daß das Unglück der natürliche Zustand des Menschen sei, da eine ununterbrochene Befriedigung durch die Gewohnheit nachläßt und verblaßt, und ich möchte fast glauben, daß beide abstrakte und einander widersprechende Thesen von demselben Advokaten mit gleicher Beredsamkeit verteidigt werden können. Allein ich wiederhole mit Bestimmtheit, daß der Mensch sich an nichts leichter als an das Glück gewöhnt.

Diese Gedanken kommen mir nicht jetzt zum erstenmal; als neugebackener Vater gingen sie mir schon einmal durch den Kopf. Und doch, als ich heute am Kamin meine zum Wanken erschütterte Philosophie überdachte und nach Beispielen, sie neu zu stützen, suchte, entnahm ich das nächstliegende und beste jener fernen und glücklichen Zeit meines jungen Vaterglückes.

Höchst erstaunt über die Größe der väterlichen Wohnung, konnte August niemals unsre vier Zimmer durch-

wandeln, ohne die gespannten Blicke ringsumher streifen zu lassen. Fing er an zu weinen, so brauchte man ihm bloß einen versilberten Leuchter, eine Tasse, eine Fensterscheibe oder sonst etwas Blankes nahe zu bringen, und sogleich war er vor Bewunderung zum Schweigen gebracht. Steckte ich abends das Licht an, so war er im stande, auf sein Abendbrot zu verzichten, um desto länger und ungestörter die geheimnisvolle Flamme zu betrachten, die in Papas Hause brannte. August war erst vierzehn Tage auf der Welt, und doch war mir zu Mute, als hätte ich ihn immer gehabt. Sein rundes Gesichtchen erschien mir wie das Antlitz eines alten Jugendfreundes, sein Stimmchen weckte ein Echo in meiner Brust; sein Weinen klang wie ein Freudenruf; seine dummen Augen, das Wackeln seines Köpfchens, das Strampeln seiner Beinchen, die sich der Windeln entledigen wollten — alles das rief mir längst vergessene Bilder, Bilder, bei denen ich nur flüchtig geweilt, süße, wonnige Bilder ins Gedächtnis zurück.

Diese vierzehn Tage neuen Lebens erweiterten sich wunderbar, sie erfüllten mein ganzes vergangenes Leben, bis es mir zuletzt unmöglich schien, daß ich jemals anders gelebt habe, und daß wir beide, mein Sohn und ich, uns erst seit kurzem kannten. So oft ich mitten in der Nacht in meinem Bett aus einem bösen Traum erwachte, in welchem ich aufgehört hatte, Vater zu sein, und wenn ich dann mein Ohr anspannte, um den sanften Atemzügen meines unschuldigen Kleinen zu lauschen, folgte ich fast widerstandslos der Flut meiner Gedanken, welche die Richtung nach jener Zeit nahmen, in der ich noch nicht Vater war. Allein ich folgte ihnen wider Willen; es war mir, als läge mein Vaterglück wie ein Schatz am Wege, und ein Räuber könnte kommen und ihn mir stehlen — darum wollte ich ihn nicht aus den Augen verlieren, und deshalb ging ich rückwärts, ohne einen Blick von ihm zu verwenden. Aber immer weiter

trugen mich die Erinnerungen: alle meine Schmerzen fühlte ich heftiger, und wie abgeschmackte Thorheiten erschienen mir alle meine Freuden. Es war etwas, das allen fehlte: mein Kind. Wie viel heitrer trug ich jetzt den wiedergefundenen Schatz meines neuen Glückes sorglos dem Labyrinth der Zukunft entgegen!

Auf seiner Reise durchs Leben zeigte mein Sohn sich von tausend verschiedenen Seiten: nach einem Jährchen — er war kaum entwöhnt — begnügte er sich ein wenig zu springen; dann wagte er die ersten wankenden Schritte zu versuchen; dann kroch er unter dem Tisch durch, ohne sich zu bücken, und legte sein Krausköpfchen auf mein Knie. Auf einmal war er als Renommierfuchs auf der Universität, trug einen wuchtigen Stock in der Hand, erfüllte die Straßen von Pavia mit seinen nächtlichen Heldenthaten, spielte Billard und zerbrach sich den Kopf über sein Examen im kanonischen Recht. Dann kehrte er als „Doctor utriusque“ nach Mailand zurück, zum großen Erstaunen meines Schwiegervaters, der immer einen Ingenieur aus ihm machen wollte. Er war ein Schutz der Waisen und Witwen — der Spitzbube! Dann verliebte er sich in eine achtzehnjährige Schöne; ich gab meine Zustimmung, er verheiratet sich und verschafft mir Großvaterfreuden.

Und ich? Es war mir fürder unmöglich, von mir allein zu träumen. In jedes meiner Luftschlösser setzte ich einen Schloßvogt, und das war er. Meine Kundschaft, mein Ruf als Advokat, meine Einnahmen und Ersparnisse — es schien mir unmöglich, an all das zu denken ohne den herzigen Jungen, der vor zwei Wochen zur Welt gekommen war.

Ich legte einen meiner Finger in seine kleine Hand; er drückte ihn mit all seiner Kraft und sah mich an.

„Bleiben wir vereint!“ — sagte ich scherzend, um der blassen Mutter ein Lächeln zu entlocken. Und leise fügte ich

im Ernſt hinzu und mit einer Feſtigkeit des Vorſatzes, die mir geeignet ſchien, das Schickſal herauszufordern: „Bleiben wir vereint — — bis daß der Tod uns ſcheide!“

Fünftes Kapitel.

Ich hatte ſtets an den Tod gedacht, und ich denke noch an ihn, allein unendlich weniger. Das ſchreckliche Bild desſelben begann mit dem Daſein meines Sohnes mehr in den Hintergrund zu treten; allmählich verblaßte es zu einer Nebelgeſtalt im weiten Horizont und in einer Entfernung, in welcher ſie mir nicht mehr furchtbar erſchien.

Wenige Monate zuvor hatte ich jeden Augenblick ein andres Leiden: erſt war ich ſchwindſüchtig, dann ſchlagflüſſig, plötzlich in einer weniger qualvollen Viertelſtunde waſſerſüchtig. Meine Evangelina hatte mir manche Krankheiten vertrieben; doch blieb mir manche nicht eingeſtandene, in ihren ſchleichenden Folgen nicht ganz ſo gefährliche wie Schwindſucht oder Waſſerſucht, aber doch gleich bedenkliche zurück, und bei manch ſcherzhafter Anſpielung der Meinen auf ein Tizianſches Greiſenalter ſagte ich mir leiſe, daß ich ein ſolches ſicher nicht erreichen würde. Mein frühzeitiger Tod ſollte mich vorbereitet finden, darum dachte ich ſo viel an ihn. Ich hatte mir ſogar vorgenommen, meinen letzten Willen zu Papier zu bringen; es ſollte mein Teſtament ſein mit Erſparung der Notariatsgebühren, und wenn es unterblieben iſt, ſo geſchah dies nur, weil die mein Leben bedrohenden Krankheiten ſo mild und leiſe auftraten, daß ſie mich mitunter in den Traum eines, Methuſalems Jahre überdauernden Alters einwiegen mußten.

Da kam mein Sohn und alle trüben Gedanken gingen mir aus dem Sinn. Ich fühlte mich stark, gesund und lebensfrisch. Leicht war ich überzeugt, daß die Wassersucht sich nicht an den Papa eines kaum zur Welt gekommenen Geschöpfchens heranwagen würde, und daß mein Leben mindestens auf so lange, als das Knäblein mich nötig brauchte, gesichert sei, ich also wenigstens noch gute zwanzig Jahre vor mir hätte. Der Tod hatte mir eine Terminsvertagung bewilligt, und ich war als Advokat froh, sie erlangt zu haben. Alle Krankheiten waren vergessen, ebenso auch mein handschriftliches Testament. Hatte ich nicht jetzt einen Leibeserben?

Wie aber die menschliche Natur alles auszugleichen liebt, so kam auch mir bisweilen der entgegengesetzte Gedanke. Allen meinen unerbittlichen Plagegeistern hatte ich sonst eine stoische Ergebung entgegengesetzt. „Ihr seid euer so viele," hatte ich ihnen gesagt, „und so andauernd; aber mehr als einmal kann ich doch nicht an euch sterben." Jetzt dagegen fühlte ich wohl, daß all mein Stoizismus mir nichts helfen würde. Hätten meine Quälgeister nicht großmütig die Waffen gestreckt: ich hätte mich sicherlich nicht darein ergeben, meinen Sohn zu verlassen und bis zur Stunde der Abreise ins Jenseits beinahe ruhig zu leben. Bei alledem war ich ganz glücklich und gewöhnte mich an mancherlei Dinge, bei denen ich mich vortrefflich befand. Ich fühlte mich behaglich in meiner Häuslichkeit, und bald gewann ich die Einsicht, daß, wer eine Häuslichkeit besitzt, niemals ins Kaffeehaus zu gehen braucht, um die Zeitung zu lesen und mit Freunden zu politisieren. Nach dem Frühstück und dem Mittagessen ging ich aus, einen Kuß von Evangelina auf den Lippen und einen Händedruck meines Sohnes auf dem Zeigefinger meiner Rechten. Stolz und aufrecht schritt ich einher, meinen Schritt beschleunigend, wenn ich die breiten Schultern einer Amme vom Lande erblickte, die einen Kleinen auf dem Arme trug;

sobald ich sie eingeholt, ging ich wieder langsamer, um das fremde Kind mit Muße zu betrachten. Allein so viele mir auch unterwegs begegneten, es war doch keiner so hübsch wie der meinige. Fand ich einen, weiß wie Schnee, blond gelockt wie ein Liebesgott und blauäugig, so schrieb ich diese Vorzüge zunächst seinem entwickelteren Lebensalter zu; wenn ich dann aber selbst einsah, daß mein Sohn weder schneeweiß noch blond und vielleicht noch weniger ein Lockenkopf werden konnte, da er von alledem kein Vorbild in der Familie hatte, fand ich schließlich in August einen Zug von Erhabenheit, welcher dem andern abging. Alle Säuglinge, die auf den Straßen von Mailand die Januarsonne genossen, schauten mich neugierig an. Manche sahen elend und traurig genug aus, und doch lächelten sie mir zu, weil ich über die Schultern ihrer wohlbeleibten Ammen hinweg mit ihnen Scherz trieb, und alle, gesund oder schwächlich, arm oder reich, sahen aus, als wollten sie mir zurufen: „Einen schönen Gruß an August!“

Ich kehrte zurück nach Hause, wo meine süße Wonne mich erwartete: der rosige Knabe und seine bleiche lächelnde Mutter.

Sechstes Kapitel.

Eines Tages aber weinte August heftig und klammerte sich fest an den Busen seiner armen Mutter, welche bleicher als sonst und mit verweinten Augen dasaß.

„Was ist denn los?“ stammelte ich und blieb, bestürzt und auf eine Unglücksbotschaft vorbereitet, auf der Schwelle stehen. Evangelina neigte das Haupt und betrachtete mit thränendem Auge den weinenden Knaben.

„Was ist denn?“ fragte ich noch dringender und ängstlicher.

„Ich weiß es ja nicht!“ erwiderte die Aermste und beugte sich noch tiefer herab, um mir ihre Thränen zu verbergen.

„Was hat er denn? Was fehlt dem Kinde?“

„Ach, nichts . . . nichts“ — stammelte die arme Mutter.

Mir zitterten die Knie: Evangelina sah mich an. Vielleicht ahnte sie tief in meinem Vaterherzen eine Angst, welche noch größer war als ihr eigner Schmerz; sie legte ihren Arm um meinen Hals, zog mich dicht an sich, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und Thränen und sagte mit beklommener und tonloser Stimme: „Das Kind hat Hunger!“

Zuerst verstand ich sie nicht. Ich sah bald sie, bald den Kleinen an und wiederholte fast gedankenlos: „Er hat Hunger!“ Als ich aber das bleiche Antlitz meines Weibes betrachtete, da verstand ich die stumme Sprache ihrer Thränen; ich verstand sie schweigend und gepreßten Herzens. Ich beugte mich über Evangelina, trocknete mit dem Taschentuch ihre Thränen, küßte sie, dann den Kleinen . . .

Dann begab ich mich auf die Suche zum Arzt, zu Frau Gertrud und zum Apotheker an der Ecke, und jeder versprach mir auf morgen eine Amme. Als ich wieder nach Hause kam, kratzte ich mich hinter dem Ohr, durch welches drei Worte inhaltsschwer aus dem Munde des Apothekers zu mir gedrungen waren.

„Sie wollen eine Amme, die in Ihrem Hause wohnen soll?“ hatte er mich gefragt.

„Gewiß,“ hatte ich ihm geantwortet, „meine Frau würde sich nicht von dem Kinde trennen können.“

Der weise Apotheker meinte, meine Frau sei zu bedauern, thäte aber sehr gut daran, weil es, wenn es anginge, besser sei.

„Wenn es anginge!“ Diese drei Wörtchen, welche meiner Eitelkeit schmeichelten, weil sie in mir die Vorstellung erweckten, ich sei schon ein Advokat mit reicher Kundschaft, blieben in meinem Ohre haften, und sie waren es, um derentwillen ich mich hinter dem Ohr kratzte. Ich verhehlte meine Angst und meine Befürchtungen der armen Evangelina keineswegs. Als sie erfuhr, daß drei Ammen sich um die Ehre stritten, unsern Kleinen zu nähren, küßte sie ihn zunächst, dann lächelte sie und sagte: „Ich bin's zufrieden.“

Die Glückliche! Mir ließen die drei Worte des Apothekers keine Ruhe. Einen großen Teil der Nacht verbrachte ich damit, in meinem dunkeln Kämmerlein die Kosten meines Vorhabens nach allen Seiten zu berechnen. „Ich muß mich verrechnet haben,“ sagte ich, „oder so eine Amme ist doch kostspieliger, als ich mir dachte. Vielleicht ist die Milch so teuer! Indessen was kann da sein? Ich werde etwas weniger essen, wir werden nicht mehr ins Kaffeehaus gehen, mit Gottes Hilfe werde ich, wenn's nötig ist, aufhören zu rauchen . . .“

Im Dunkeln stellte ich die Ziffern zusammen, addierte, subtrahierte . . . o Wonne! mir blieb noch ein kleiner Rest. Allein ich mochte dem tröstlichen Ergebnis dieser Arithmetik nicht trauen; keine der vier Species stimmte bei der schrecklichen Probe auf die Worte des Apothekers. Hier mußte ein Versehen sein. Ich fing nochmals von vorne an, addierte, subtrahierte, und immer blieb mir ein kleiner Rest. Endlich fand ich Schlaf und den Frieden.

Siebentes Kapitel.

In den ersten Stunden des nächsten Morgens kündete ein heftiges Klingeln einen außerordentlichen Besuch an — wahrscheinlich eine der drei Ammen, oder am Ende gar alle drei zugleich! Ich selbst stand auf, um zu öffnen, und erblickte zu meinem Erstaunen eine rotwangige und gesundheitstrotzende Masse, welche den ganzen Raum der Thür ausfüllte. Das dicke Bauernweib hatte ihren ohnehin schon mehr als üppigen Körper durch ihre Kleidung — sie trug unter anderm mindestens drei Röcke übereinander — höchst imposant in Scene gesetzt; sie trug ein seidenes Kopftuch und ein Paar riesige Ohrringe, welche um das Vollmondsgesicht herumbaumelten.

„Ich bin eine Amme," sagte sie, indem sie unaufgefordert in das Vorzimmer trat und dasselbe mit neugierigen Blicken musterte. „Mich schickt der Apotheker . . ."

Ich hörte weiter nichts. Mir war, als hätte mir im Augenblick jemand die riesigen Ohrbommeln des Frauenzimmers eingehängt — so klangen mir die drei Worte des Apothekers im Ohr.

„Treten Sie näher," sagte ich, meine ganze Würde zusammennehmend, „treten Sie nur näher, liebe Frau."

„Liebe Frau," nannte ich sie nicht ohne Hintergedanken; ich fühlte mich diesem Riesenweibe gegenüber kleiner, und es schien mir angebracht, den Koloß aus dem Gesichtspunkt bescheidnerer Verhältnisse zu behandeln.

„Bin ich hier recht bei dem Advokaten . . . dem Advokaten . . . Acidi?"

„Placidi . . ."

„Na, Placidi oder Acidi ist ganz gleich. Sind Sie der Advokat?"

„Ja, ich bin's."

Ich faßte sie ins Auge, um zu sehen, wie sie diese Mitteilung aufnähme; allein nichts als ein leichtes Lächeln zeigte sich auf der glatten Oberfläche des Fleischklumpens von Gesicht. Ich ging weiter und sie folgte mir; spähenden Auges bemerkte ich, daß sie sich fortwährend umsah und beim Durchschreiten des Speisezimmers die Tischdecke antastete, um den Stoff zu prüfen. Ich versprach mir nichts Gutes.

„Ist es erlaubt?" fragte ich an der Schwelle des Schlafzimmers, um der etwas ungeschlachten Person zu zeigen, wie sie sich bei uns zu benehmen habe. Sie verstand den Wink ganz gut; sie warf mir einen flüchtigen Blick zu, blieb stehen und trat erst ein, nachdem Evangelina gerufen hatte: „Herein!"

Dennoch war sie unverbesserlich; kaum eingetreten, prüfte sie mit schnellem Blick die Wiege, das Bett, den Schrank und die Gardinen und trat dann kerzengerade vor meine hoch errötende Gattin. All ihren Mut zusammenraffend, fragte Evangelina: „Wie heißen Sie, liebe Frau?"

„Benedetta heiß' ich, Benedetta Corti. Mein Mann ist Fuhrmann, aber er ist nicht daheim; meinen Sohn hat der Herr zu sich genommen, deshalb gehe ich als Amme. Es ist das zweite Mal, daß ich zu Herrschaften will."

Von ihrem verstorbenen Sohn hatte sie mit großer Seelenstärke gesprochen; bei dem Wort „Herrschaften" richtete sie nochmals einen flüchtigen Blick auf den Schrank. Was hätte ich jetzt darum gegeben, vergoldete Möbel und einen großen Geldschrank im Schlafzimmer zu haben, nur um diesen Koloß vom Lande mit meinem Reichtum erdrücken zu können!

„Also auch Ihr erstes Kind ist Ihnen gestorben?"

„Ja, gnädige Frau," antwortete dieses Weib, „wir armes Volk vertrauen auf des Himmels Barmherzigkeit, die uns nicht verläßt."

Des Himmels Barmherzigkeit — das heißt mit andern

Worten: die Sterblichkeit der Kinder! Und so denken und sprechen gar viele Mütter vom Lande, ohne besonders harten Herzens zu sein: sie lieben ihre Kleinen, solange dieselben leben; über ihren Verlust trösten sie sich mit der Barmherzigkeit, welche der Himmel gegen das arme Volk übt. Das Elend hat seine Logik, und der Mensch tröstet sich leicht mit einer Redensart.

„Und Sie können sogleich antreten?" fragte Evangelina.

Benedetta Corti lächelte, wobei sie zwei Reihen großer, aber blendend weißer Zähne sehen ließ, und sagte: „Ja, ich weiß noch nicht ... je nachdem."

Ich verstand sie, Evangelina ebenfalls. „Wir wollen sehen," sprach ich, indem ich mich niedersetzte und den Körper rückwärts anlehnte, wie bei einer Audienz einem Klienten gegenüber, „wir wollen sehen! Was verlangen Sie?"

So geradezu aufs Korn genommen, hatte Benedetta Corti einen Augenblick der Schwäche; sie wiegte sich auf ihren Hüften, betrachtete die Stühle und die Bilderrahmen und fand in ihrer Verlegenheit um eine Antwort keine bessere als diese: „Sie haben mich geholt und ich bin gekommen — ich bin nicht schuld daran!"

Ich durchschaute die Sache und sagte nichts; Evangelina aber fragte: „Wieviel sollen wir Ihnen geben?"

„Ja, das ist so 'ne Sache ... das Haus ist klein, aber ganz nett," antwortete Benedetta, „Sie meinen doch, wie viel monatlich? ... Fünfunddreißig Lire ... haben mir auch die andern Herrschaften gegeben. Die Herrschaften wissen wohl, was Brauch ist?"

Evangelina und ich, wir sahen einander bedeutend an. „Ja, wir wissen's," erwiderte ich, „aber es ist doch immer besser, sich zu verständigen."

Benedetta war ganz meiner Meinung. „Also fünfunddreißig Lire monatlich," begann sie, „hundert Lire beim ersten Zahn; wieder hundert Lire, sobald der Junge anfängt zu

laufen, und schließlich fünfhundert Lire, wenn er entwöhnt wird ... haben mir die andern Herrschaften gegeben."

Evangelina verwandte kein Auge von mir; ich parierte diesen kräftigen Hieb, ohne mit den Augen zu zwinkern. Mein Entschluß war gefaßt.

„Finden Sie das viel?" fragte mich Benedetta Corti.

„Es scheint mir gerade genug, aber viel gewiß nicht," erwiderte ich mit Würde. Es machte mir Spaß, diesen ländlichen Koloß, was man so sagt, „hineinfallen" zu lassen. Sie ging auf den Leim, und nachdem sie, allerdings mit einer komischen Unsicherheit, einige prüfende Blicke umher gethan, verlangte sie noch zwei Anzüge für jede Jahreszeit, goldne Ohrringe, ein ebensolches Medaillon und einen silbernen Kopfputz ... weiter nichts!

„Haben Sie auch nichts vergessen?" fragte ich, indem ich mich niedersetzte.

„Soviel ich weiß, nein," lautete die unverfrorene Antwort.

„Dann sind wir ja einverstanden," fuhr ich fort.

„Wirklich? ... Darf ich morgen antreten? ... Soll ich vielleicht dem Kleinen sogleich etwas geben?"

„Nein, es ist nicht nötig; wir werden es uns überlegen und Ihnen durch den Apotheker Bescheid sagen lassen."

Benedetta Corti fiel aus den Wolken, allein sie that sich keinen Schaden. Sie lächelte, machte meiner Frau eine tiefe Verbeugung und ging feierlichen Schrittes hinaus. Auf der Schwelle wandte sie sich um, bat mich, keine Umstände zu machen, und verschwand.

Ich war mit mir zufrieden und eilte heiter lachend an das Lager meiner Evangelina. Die arme Mutter aber drückte das weinende Geschöpfchen ans Herz und bedeckte es mit Liebkosungen und Thränen.

Achtes Kapitel.

Sie sprach nichts, allein mein Herz las in dem ihren. Auch ich schwieg und ließ sie ruhig weinen; ich dachte, die Thränen würden ihr Erleichterung schaffen. Nach einiger Zeit schien es mir genug der Thränen und der Augenblick gekommen, ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Ich beugte mich über unsern Kleinen, um mir Mut zu machen; denn jetzt fühlte ich, wie meine Heiterkeit einer tiefen Rührung wich, welche mir die Kehle zuschnürte. Ich wollte reden und begann zu schluchzen. Ja, ich schluchzte — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — ich schluchzte gerade in dem Augenblick, in welchem ich ein Mittel gefunden zu haben glaubte, die Thränen der armen Mutter zu trocknen. Dieses Mittel sollte darin bestehen, ihr vorzustellen, unsrem Kinde werde die Landluft sehr wohlthun. In dieser Vorstellung schien mir einiger Trost zu liegen, obschon ich die bittere Ironie desselben wohl fühlte.

Evangelina war nichts weniger als eine Heldin; sobald sie aber augenscheinlich wahrnahm, daß sie auch nicht das Weib eines Helden sei, wuchs ihr der Mut und sie ward plötzlich eine andre. Ich hatte diese Erfahrung schon öfter gemacht und machte sie jetzt von neuem. Sie küßte wiederholt den Kleinen, trocknete ihre Thränen mit dem Taschentuch und zeigte mir gerötete, aber thränenleere Augen.

„Epaminondas," sagte sie, „nicht also! Du sollst Mut haben. Es ist mir schmerzlich, dich weinen zu sehen!"

„Ein großer und starker Mann," erwiderte ich, „ein Mann in Amt und Würden soll Mut haben; er soll die Dinge nehmen, wie sie sind, darin hast du ganz recht. Uebrigens schaden ein paar Thränen selbst einem Advokaten nichts ... wenn nur seine Klienten sie nicht sehen! Und

die meinen können sie nicht sehen, die sind in weitem Felde ... Gott weiß, wo!"

Ich wollte scherzen, wie man sieht; es gelang mir nur schlecht. Indessen hatte Evangelina unser kleines Kerlchen zum Schweigen gebracht. „Sind wir nicht reich genug?" sagte sie, und dann zu August, von dem sie kein Auge wandte: „Papa und Mama sind recht traurig! Du wirst weit fortgehen; uns wirst du vergessen und diejenige lieb haben, welche dich nährt!"

Darauf sagte ich: „Die Landluft wird ihm wohlthun. So viele steinreiche Leute geben ihre Kinder zur Ernährung aufs Land, aus Gesundheitsrücksichten, weil der Sauerstoff die Lungen erweitert. Frage die Aerzte: sie werden dir alle sagen, daß Landluft für Kinder das beste ist und daß der Sauerstoff ..."

Evangelina lächelte wehmütig und sagte kein Wort; dennoch verstand ich sehr wohl, was sie mir erwidern wollte. „Mein lieber Epaminondas," wollte sie sagen, „hat nur gefürchtet, mich zu betrüben; darum hat er den Vorschlag nicht selbst gemacht. Ach, und die Liebkosungen der Mutter thun dem Kleinen so wohl!"

Ich seufzte heimlich und schwieg. Später hatten wir uns so weit gefaßt, auf das Thema Benedetta Corti zurückzukommen und über sie und uns schlechte Witze zu machen.

„Fünfunddreißig Lire monatlich!" rief ich aus. „Wäre das nicht genug gewesen, mir das Rauchen für immer abzugewöhnen? Vielleicht hätte ich noch ein andres Opfer bringen müssen!"

„Und die hundert Lire beim ersten Zahn! Woher hätten wir denn die nehmen sollen?"

„Und die andern hundert beim Laufenlernen?"

„Und die letzten fünfhundert? Und den silbernen Kopfputz und die goldnen Ohrbommeln?"

„Und die zwei Kleider für jede Jahreszeit?"

Wir drückten uns die Hand und lachten leise, um den Kleinen nicht aufzuwecken. „Armer August!“ sagte ich, zu dem lieben Schläfer mich wendend, „du wirst nicht das Unmögliche von Papa und Mama verlangen, du wirst sie gleich lieb haben und gesund, stark und gut werden; du wirst, ohne dich bitten zu lassen, den ersten Zahn bekommen, wirst die ersten Schritte machen, ohne zu fallen und ohne deine armen Eltern in deinen Fall zu verwickeln. Nein, du wirst kein Ungetüm von Amme wie Benedetta Corti . . .“ Da kam mir plötzlich ein ganz neuer Gedanke und ich fragte meine Frau: „Gesetzt, wir hätten diesen Koloß vom Lande zu uns ins Haus genommen: wie hätten wir's angefangen, ihn zu ernähren? Hast du wohl daran gedacht?“

Evangelina, die natürlich nicht daran gedacht hatte, blickte mich erstaunt an. Mein komischer Schreck erregte ihr ein Lächeln und ich nahm den abgerissenen Faden meiner Ansprache an August wieder auf: „Nein, du wirst kein Ungetüm von Amme haben wie Benedetta Corti, die, um dich zu nähren, vielleicht deinen Vater aufgefressen hätte, sondern eine junge, frische, hübsche, die dir freundlich zulächeln und süße Nahrung reichen wird. Du wirst ganz nah in einem Dorfe wohnen, die reine Landluft atmen, und wir werden alle Augenblicke kommen, dich zu sehen.“

Das waren in der That beruhigende Gedanken, und Evangelina winkte mir mit den Augen ihren Dank.

Eine Stunde später meldete ich dem Apotheker an der Straßenecke, ich hätte mich getäuscht; ich hätte geglaubt, es würde gehen, es ginge aber nicht. Zugleich ersuchte ich ihn, mir eine auszusuchen, die weniger kolossal als Benedetta Corti, aber dafür hübscher und jugendfrischer wäre und in der Nähe von Mailand wohnte. Der brave Apotheker schien über die Aenderung meines Planes durchaus nicht erstaunt; er war sogleich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, er habe

mir eine vorzuschlagen, eine „verheiratete Frau“ aus Musocco, die er sofort holen lassen werde.

Bald nachdem ich heimgekehrt, erschien auch sie in Begleitung ihres Mannes, und mit ihr schien die heitere Laune bei uns einzuziehen. Sie hieß Marianna und war eine kleine, weiße, stramme Person.

„Ich bin die Amme!“ Mit dieser, wie es scheint, amtlichen Anrede führte auch sie sich ein; allein sie begleitete dieselbe mit einem freundlichen Lächeln und fügte hinzu: „Wenn es Ihnen beliebt,“ worauf sie nochmals lächelte. Uns beiden, Evangelina und mir, genügte ein Blick auf das nette Persönchen und ein Wink des Einverständnisses, uns für sie zu entscheiden. Wir richteten einige Fragen bald an den Mann, bald an seine Frau; allein immer antwortete die Frau, während der Mann, selbst wenn er geradezu gefragt war, ohne etwas zu sagen dastand, bis Marianna lächelnd für ihn Antwort gab. Das niedliche Geschöpfchen lachte über alles; ihr kleiner Mund schien nur zum Lächeln geschaffen und ließ dabei zwei Reihen kleiner und blendend weißer Zähnchen sehen. Als ich sie schließlich fragte, ob es weit sei bis nach Musocco und ob man es ohne Anstrengung zu Fuß erreichen könne, antwortete sie lachend, es seien nur ein paar Schritte. Nach einer Viertelstunde waren wir über alles einig und Marianna besorgte das leckere Mahl für August, welcher dabei gar nichts zu lachen fand.

Es wurde beschlossen, daß die „Frau“ ein paar Tage bei uns bleiben, der Mann aber nach Musocco zurückkehren und später mit einem kleinen Wagen wiederkommen sollte, um sein Weib und den Säugling abzuholen.

„Ist's Euch so recht?“ fragte ich den Gatten.

„Sehr recht,“ antwortete die Gattin auf meine Frage und wandte sich dann an ihren Eheherrn mit dem Befehl, jetzt zu gehen und nach zwei Tagen mit dem Wagen zurückzukehren. Und dabei lachte sie in einem fort.

„Wie heißt Ihr Mann?“ fragte ich sie.

Diesmal schien der Herr das Unpassende zu empfinden, eine unmittelbar auf ihn sich beziehende Frage durch seine Gattin beantworten zu lassen. „Joseph!“ sagte er, bei dem Klang seiner Stimme über und über errötend; „Joseph heiß' ich, zu dienen!“

Marianna lachte, wie über den witzigsten Spaß. Auch wir lachten, Joseph aber wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn und that, als ob auch er lache, wobei er seine blendend weißen Zähne sehen ließ. In Wahrheit aber lachte er nicht, er wäre dessen in solchen Augenblicken nicht fähig gewesen.

„Ich gehe,“ sagte er. Aber das war leichter gesagt als gethan! Einen Diener machen, sich umwenden, die Thür erreichen, sich nochmals umkehren ... o Gott, wie sauer wird einem doch das Leben in so einem herrschaftlichen Hause gemacht! Der Aermste wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte; er schaute hierhin und dorthin, nach einem Vorwand suchend, noch eine Frage an seine Frau zu richten.

„Ich gehe,“ wiederholte er, ohne andern Erfolg, als seine Verlegenheit zu vergrößern, da er sich nicht von der Stelle rührte. Jetzt nahm Marianna unsern August von der Brust, legte ihn mit Anstand zu seiner Mutter ins Bett, stellte sich gerade vor ihren Mann hin und sagte lachend zu ihm: „Nun, geh doch! Worauf wartest du noch?“

„Ich gehe schon,“ sagte Joseph zum drittenmal, und nun ging er wirklich, aber rückwärts, uns unverwandt anblickend und sich in einem fort beugend, bis er schließlich mit dem Fuß an die Schwelle stieß. Da machte er plötzlich kehrt, strich sich das Haar von der Stirn und verschwand. Marianna schlug ihr glockenreines Lachen auf, sagte: „Mit Erlaubnis!“ und folgte ihrem Gatten aus dem Zimmer.

Allein im Zimmer, fühlten wir, meine Frau und ich, zunächst das Bedürfnis, uns zu umarmen — vielleicht aus

Nachahmungstrieb, da in demselben Augenblick Joseph und Marianna im Vorzimmer genau dasselbe thaten.

„Mein Joseph," sagte Marianna, als sie wieder eintrat, „mein Joseph ist ein schüchterner, wie Sie wohl gemerkt haben werden, aber er ist ein guter Junge." Sie sagte das, ohne zu lachen, und fügte hinzu: „Jetzt ist er fort!" Auch dabei lachte sie nicht. Als aber meine Frau ihr sagte: „Man sieht wohl, daß er Sie lieb hat," da fand Marianna ihre ganze Heiterkeit wieder.

„Das will ich meinen!" erwiderte sie und begann von neuem zu lachen und zu trällern.

Marianna war augenblicklich ganz heimisch bei uns; weder wir noch unsre Möbel imponierten ihr, sie nahm August auf den Arm, trug ihn den ganzen Tag herum und legte überall mit Hand an.

Die arme Evangelina ließ sie keine Minute aus den Augen. Stets hatte sie einen Vorwand, hinter ihr her zu sein, und hatte sie keinen, so that sie es dennoch ganz mechanisch. Immer war ihr zärtlicher Blick auf den Kleinen gerichtet, und streckte das Kind, wie verlangend, das Händchen nach der Mutter aus — das war eine Wonne, eine Seligkeit! Allein man mußte ihn an Marianna gewöhnen, damit es ihm später nicht zu schwer würde.

„Später!" dachte ich. „Uebermorgen! Armes Mutterherz!"

August war artig und Marianna sehr nett. Er wird sich bei ihr gefallen und sie gern haben. Es schien zweifellos, daß unser Knabe, auch abgesehen von dem Nahrungsbedürfnis, gern bei seiner Amme sein würde.

„Ich hoffe, daß er sich an sie gewöhnen wird!" sagte Evangelina.

„Ich hoffe es ebenfalls," sagte ich, und war dessen sicher.

Neuntes Kapitel.

Die beiden Tage flogen schnell dahin. Unter fortwährendem Lachen beschrieb Marianna uns ihr Dorf, führte uns durch das Labyrinth ihrer Verwandtschaft und zählte uns die Nachbarn, Nachbarinnen, sowie die häufigen Besucher des Stalles auf. Bei dem Stalle angelangt, fand sie so bald kein Ende; sie gab uns eine beinahe zärtliche Beschreibung der einzigen weißen Kuh und des Pferdes mit der Bläße, so daß es mir war, als sähe ich die beiden „lieben Tiere" leibhaftig vor mir stehen; sie schilderte uns haarklein ihre Spinngesellschaften, die Unterhaltungen in denselben, die Ehen und die Liebschaften, welche alljährlich dort angeknüpft werden. Marianna schwatzte gern und angenehm, und wenn sie von ihrem Stall redete, so glaubte man ihn vor sich zu sehen mit seinem Strohdach, seinem einzigen Fensterchen, dessen Rahmen mit Zeitungspapier zugestopft war; man glaubte die grauen Spinnrocken sich hin und her bewegen, die leuchtenden Augen der Verliebten in dem Schatten der Dunkelheit glänzen zu sehen und durch all das Geschwätz und Geklatsch hindurch die wehmütig ernste Stimme der Kuh zu vernehmen. Ich vernahm dann im Geiste noch eine andre Stimme, die meines lieben Kindes; wußte ich doch nur zu wohl, daß mein armer August in diesem Stall den Rest seines ersten Winters würde verbringen müssen.

An dem Morgen des Tages, an welchem Joseph mit dem Wagen kommen sollte, um seine Frau und unsern Kleinen zu holen, bemerkte ich, daß Evangelina in geschäftiger Unruhe sich durch alle Zimmer, bald hier, bald da, zu thun machte. Sie lief hin und her, packte Hemdchen und Windeln, Windeln und Hemdchen, Häubchen und Wollenzeug zusammen und knüpfte die Pakete ganz zwecklos bald zu, bald wieder auf. Vielleicht hätt' ich's ebenso gemacht; da

ich aber nur müßig dabeistehen durfte, hatte ich August auf den Arm genommen und gab ihm mit leiser Stimme weise Verhaltungsregeln. Ich bat ihn, artig zu sein, nicht zu weinen, gesund zu bleiben, Marianna und Joseph recht lieb zu haben, aber auch den Papa und die Mama nicht zu vergessen!

Bei jedem Wagengerassel auf der Straße fühlte ich meinen Atem stocken; dann suchte ich Evangelina mit meinen Blicken und sah, daß auch sie unbeweglich und atemlos auflauschte.

Joseph verspätete sich. Endlich kam er, als wir ihn kaum noch erwarteten, ganz geräuschlos an. Er versicherte seiner Frau, er habe geklingelt, aber so leise, daß niemand es hörte; zu schüchtern, nochmals zu läuten, wollte er auf dem Hausflur sein Schicksal abwarten, welches sich nach einer halben Stunde sein erbarmte, indem es ihm durch eine Wasser holende Magd die Thür öffnen ließ.

Und der Wagen? War ihm vielleicht ein Rad gebrochen? Oder hatte das Pferd sich beschädigt? Fast hoffte ich es einen Augenblick lang. Leider war nicht das geringste Unglück geschehen; dem Pferde ging es sehr wohl, und der Wagen stand unversehrt zu unsrer Verfügung; lediglich um unsern Hausmeister nicht zu belästigen, der ihm den Thorweg hätte aufsperren müssen, hatte Joseph Wagen und Pferd bei einem Gastwirt draußen vor dem Thor gelassen.

Die Stunde kam, es mußte geschieden sein. Die alte Pendeluhr schien es sehr eilig zu haben, unser Kind von uns gehen zu sehen!

Evangelina nahm August auf den Arm, brachte sein Häubchen und die Spitzen seines Hemdchens in Ordnung, damit er sich doch vor den Leuten sehen lassen könne, küßte ihn ein-, zweimal, gab Marianna hundert Verhaltungsregeln und küßte den Kleinen noch zehnmal. In diesem Augenblick erschien sie mir wie ein Heldenweib.

„Sie werden sehen, daß es ihm sehr gut gehen wird," versicherte Marianna zu wiederholten Malen.

„O gewiß! Ganz gewiß!" setzte Joseph mit voller Stimme hinzu; „es wird ihm sehr gut gehen."

Ich fühlte mein Blut stocken, nahm Evangelinas Hand in die meine und sagte in stürmender Hast: „Nun geht . . . schnell, schnell! . . . Wir kommen recht bald, um zu sehen, wie's steht! . . ."

Die Amme verstand mich; sie zog ihren Mann am Rockschoß mit sich fort und ging die Treppe hinab. In diesem Augenblick vermochte Evangelina sich nicht länger aufrecht zu halten. Sie fiel mir um den Hals und benetzte mein Antlitz mit Thränen; dann riß sie sich plötzlich los und lief auf den Hausflur . . . sie wollte ihr Kind noch einmal sehen, allein die Amme war schon die Treppe hinunter.

„Soll ich sie zurückrufen?" fragte ich mit zitternder Stimme.

„Ja! . . . oder lieber nein; es ist besser, daß ich ihn nicht sehe, ich würde mich nicht trennen können. Es ist auch wohl für ihn besser, daß er mich nicht weinen sieht; es könnte ihm am Ende schaden."

Ich ließ sie dabei und hütete mich wohl, ihr ihre liebenswürdige Einbildung zu zerstören. Wir gingen zum Fenster, um ihm nachzuschauen . . . sieh, da kommt er, Marianna hält ihn im Arm! Das gute Frauenzimmer hob ihn mit beiden Armen hoch; wahrscheinlich forderte sie ihn auf, nach dem Fenster im vierten Stock hinauf zu blicken, er aber kümmerte sich nicht darum. Noch sehen wir das rosige Gesichtchen, dann das weiße Kleidchen, dann den äußersten Saum und die blauen Schleifen desselben . . . endlich nichts mehr, außer den neugierigen Augen der Nachbarn an den Fenstern gegenüber. Da nahm ich mein Weib in den Arm und zog sie mit sanftem Zwange von der Fenster-

brüſtung zurück; dann ſchloß ich das Fenſter mit der einen Hand, mit der andern führte ich ſie fort.

„Evangelina!“ rief ich.

„Epaminondas!“

„Wie iſt dir?“

Sie lächelte wehmütig, als wollte ſie ſagen: „Du kannſt dir wohl denken, wie mir zu Mute iſt!“

„Er iſt fort,“ ſo ſuchte ich ſie zu tröſten — „aber doch nicht weit; wir werden ihn recht oft ſehen können ... wöchentlich — täglich.“

Evangelina hörte mir nicht zu; widerſtandslos war ſie mir in mein Studierſtübchen gefolgt und hatte nur im Vorübergehen einen troſtloſen und matten Blick in das Schlafzimmer geworfen. Plötzlich fragte ſie mich: „Wo liegt Muſocco?“

„Vom Thor aus nur wenige Kilometer, zehn Minuten mit der Eiſenbahn, zu Fuß, wie du ſelbſt gehört haſt, nur ‚ein paar Schritt‘. Wir werden den Weg gern und oft machen — wenn du willſt, ſchon morgen.“

Evangelina achtete nicht auf meine Rede, ſie war an die Wand getreten, wo eine Karte von Italien hing; auf dieſer ſuchte ſie Muſocco. Wehe! Muſocco war nicht darauf; der Zeichner dieſer Karte hatte kein Kind in Muſocco!

„Hier muß es liegen,“ ſagte ich, das Verſehen des Geographen mit dem Rotſtift verbeſſernd. „Siehſt du? Hier iſt Rho, da iſt Mailand, Muſocco liegt in der Mitte.“

Evangelina betrachtete den Punkt, den ich mit dem Rotſtift auf der Karte bezeichnet hatte, dann ſah ſie mich an und lächelte.

„Es iſt kalt!“ ſagte ſie fröſtelnd.

Es war wirklich kalt in unſrer verlaſſenen Wohnung.

Zehntes Kapitel.

Wohl eine Stunde lag ich wachend aber still im Bett und betrachtete trotz der Dunkelheit der Nacht die mir wohlbekannten Gegenstände in unsrem einsamen Zimmer; sie sahen alle traurig aus, denn die Wiege war leer. Ich überließ mich gänzlich meiner trüben Stimmung, indes Evangelina schlummerte. Kaum war sie erwacht, da rief ich ihr, damit sie mir nicht die schwarzen Gedanken von der Stirn lesen und ebenfalls davon erfaßt werden sollte, mit heitrer Stimme zu: „Liebste Evangelina, wollen wir heute Morgen nach Musocco?"

So hatte sie nicht Zeit, ihrer mütterlichen Beängstigung zu gedenken, ohne das wirksamste Mittel dagegen in Händen zu haben.

„Wir müssen stark sein," antwortete sie mit zitternder Stimme. „Es ist vielleicht besser, noch zu warten und dem Kinde Zeit zu gönnen, sich an seine neue Lebensweise zu gewöhnen."

Bei diesen Worten sah sie im Geist unsre liebe kleine Unschuld in einer großen Kammer in einer Wiege aus Weidengeflecht liegen, zur Seite eines riesigen, mit einer rotgeblümten Decke geschmückten Bettes; sicherlich erschien das alles vor ihrer Phantasie, denn plötzlich seufzte sie: „Wie mag er nur die Nacht zugebracht haben?"

„Gehen wir nach Musocco?" fragte ich wiederum.

„Es ist doch wohl besser, noch zu warten. Wenn August uns sieht, weint er sicher, leidet, wird am Ende gar krank . . ."

Allein der Gedanke war einmal angeregt und so verlockend, daß jeder Widerstand dagegen verstummen mußte, und als ich zum drittenmal fragte: „Gehen wir nach Musocco?" — da waren wir fast schon vor der Thür und

unterwegs. Wir reisten, aber nicht, wie ich, um meinen Vorschlag recht schön auszumalen, gesagt hatte, die Hauptstraße entlang unter wilden Akazien, sondern, um schneller fortzukommen, auf der Eisenbahn. Unser Erscheinen auf der Straße von Musocco setzte die Bewohner des Fleckens in das größte Erstaunen. An vielen Fenstern wurden die aufgeregten Gesichter neugieriger Mädchen sichtbar, und aus einer Thür sah ich ein Köpfchen hervorlugen und vernahm die Worte: „Das sind die Herrschaften von Marianna, sie gehen zu ihr."

Eine gutmütig aussehende Frau lief an uns vorüber.

„Ich wette," sagte ich etwas ärgerlich, „ich wette, die läuft zu Marianna, um sie zu benachrichtigen, damit sie nicht von den Herrschaften überrascht werde, sondern Zeit habe, unsern Kleinen einigermaßen in Scene zu setzen."

Meine Frau seufzte und sagte kein Wort. „Uebrigens," setzte ich hinzu, „finde ich es ganz natürlich."

Wir gingen aufs Geratewohl vorwärts; an einer Ecke blieben wir stehen, da wir den Weg nicht kannten. Da rief ein altes Weib uns zu: „Auf dieser Seite, das dritte Haus!"

Ich sah mich um, verwundert, daß jeder im Dorfe wußte, wer wir waren und wohin wir wollten. Die gute Frau, welche meine Verwunderung bemerkte, kam näher und wiederholte: „Auf dieser Seite, das dritte Haus . . . doch da kommt ja Marianna selbst!"

In der That kam sie uns entgegen, August auf dem Arm, und lachte. Evangelina wollte den Kleinen nehmen vor all den Neugierigen und auf die Gefahr, sich ihre Mantille zu verderben; allein sie hielt an sich und wir gingen nach dem Hause.

Nachdem wir den Kampf mit einem Heer von Dorfamazonen jeglichen Alters, die sich wie alte Bekannte nach unsrem Befinden erkundigten, ruhmvoll bestanden und auch

die Vorstellung der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft glücklich überwunden hatten, fragte ich, um endlich zum Schluß zu kommen, nach Joseph und trat, da ich hörte, daß er auf Arbeit sei, ohne weiteres in das Gemach. Hier waren wir wenigstens einigermaßen frei; manche Bäuerin, die sich allzusehr herangedrängt, war einem Rippenstoß, welchen sie von einer Jugendfreundin empfangen, gewichen. Evangelina küßte unsern Sohn wieder und wieder; ich hatte ihm eine meiner Hände auf das Köpfchen gelegt und schaute mich um.

Das Zimmer war ganz so, wie ich es im Traum gesehen, nur daß die Wiege nicht von Weidengeflecht, sondern von Holz, und die Bettdecke nicht rot, sondern gelb geblümt war; außerdem befand sich auf der einen Seite ein riesiger Kasten, auf der andern ein großer Haufen Saatkorn.

„Und wie war's bisher gegangen?"

„Ausgezeichnet. August befand sich wohl, war sehr klug und hatte viel Hunger. Die Nacht war sehr gut gewesen; er hatte getrunken, geschlafen und keine Thränen vergossen."

„Und Sie?" fragte Evangelina.

Zuerst lachte die Amme (dazu war sie ja auf der Welt) von Herzen, dann erwiderte sie: „Mir geht's sehr gut, mein armes Engelchen!"

Das „arme Engelchen" sah sehr zufrieden aus; er blickte erstaunt um sich, mir schien's, als ob er lächelte — weiter nichts. Darauf gab er deutliche Zeichen von Hunger, und Marianna schickte sich an, denselben zu stillen.

„Er hat nur wenig getrunken," sagte Marianna, „aber das thut nichts."

August barg sein rosiges Gesichtchen in dem Busen seiner Ernährerin und schlief ein; der Hunger war nur ein Vorwand gewesen. „Er ist ein Schelm," sagte Marianna, „ich bin das schon gewohnt."

Warum der Gedanke, mein Sohn sei ein Schelm, etwas so Tröstliches für mich hatte, weiß ich nicht.

Viel Zeit hatten wir nicht zu verlieren, da wir den Eisenbahnzug benutzen wollten. Ohne uns von dem Kleinen zu trennen, besichtigten wir den Stall, wo Marianna uns die weiße Kuh vorführte; das Pferd war mit Joseph auf Arbeit.

„Schade!" sagte Marianna.

„Ein andermal," entgegnete ich, um sie zu trösten. Sie tröstete sich — und lachte. Doch die Zeit drängte, und wir mußten uns wieder von unsrem Kinde trennen. Diesmal waren wir ruhiger und ergebener; heimlich aber that es uns leid, daß August, den unsre letzten Liebkosungen aus dem Schlafe gestört hatten, übler Laune zu sein schien und unsre Küsse und unser Lächeln kaum erwiderte.

„Leb wohl!" sagte Evangelina zum letztenmale an der Wagenthür.

„Leb wohl!" wiederholte ich leise und grüßte noch von fern meinen Sohn, der wie ein weißer Punkt am Horizont verschwand. Darauf sah ich eine weibliche Gestalt, die sich auf der Hauptstraße mehr und mehr entfernte. Es war Marianna, meinen August vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden. Die Fahrt war kurz und schien lang, denn es wurde kein Wort gesprochen.

„Wie ist dir? Woran denkst du?" fragte ich Evangelina, als wir, daheim angekommen, die Treppe hinaufstiegen.

„Mir ist, als hätte ich einen Dorn im Herzen," antwortete sie traurig, „ich denke, unser Kind hat uns nicht mehr lieb."

„Sprich nicht solches Zeug," flüsterte ich ihr ins Ohr, indem ich sie auf dem Hausflur an meine Brust zog, „sage vielmehr, daß er uns noch nicht liebt."

Auch dies war ihr ein Trost. Drinnen im Zimmer fanden wir noch einen andern: es war ein Mann von plumpem aber stattlichem Aussehen, ein Pächter vom Lande, der mir einen verwickelten „Fall" auseinandersetzen und nicht fortgehen wollte, bevor er mich um Rat gefragt.

Ich ließ mir die Sache zweimal erklären. Ich hatte große Luſt, ihn zu fragen, woher mein Name und meine Adreſſe ihm bekannt ſeien; allein ich dachte, daß man das Geheimnis der Klienten achten müſſe, und widerſtand meinem Gelüſte wie ein Held.

„Treten Sie näher," bat ich ihn höflich und ſchritt ihm mit ſtolzer Würde in mein Zimmer voran; dort angelangt, bat ich ihn, einen Augenblick zu verziehen, bis ich Hut und Mantel abgelegt. Ich legte aber nichts fort, ſondern warf alles hoch in die Luft und meldete meiner Evangelina mit einem herzhaften Kuß die Entdeckung, welche ich ſoeben gemacht hatte.

„Der Himmel," ſagte ich, „weiß doch alles gut zu machen; auf jeden Schmerz ſetzt er eine Freude."

„Was für eine Freude?" fragte ſie.

„Haſt du's ihm denn nicht gleich angeſehen? Er iſt's ja; wie ich dir ſage, er iſt's — mein erſter Klient!"

III.

Immer tapfer voran!

Erstes Kapitel.

„Jetzt geh aber," rief meine Frau mir zu, „und laß ihn nicht warten!"

„Laß ihn nur warten," erwiderte ich lustig, „ich hab' auch lange genug auf ihn gewartet. Ich will mich rächen."

Doch schon ehe ich ausgeredet, wurde ich von einer düsteren Angst ergriffen, mein erster Klient möchte, sich selbst überlassen, sein gutes Vorhaben bereuen und sich hinterlistig wieder aus dem Staube machen. Ich war noch nicht einmal recht sicher, ob es wirklich ein leibhaftiger Mensch wäre, obgleich er ganz hübsch dick und rund aussah: es konnte eine Vision sein, ein Schatten, der sich betrüglich mit Fleisch und Blut einer streitenden Partei bekleidet. Alle Rachegelüste entwichen aus meinem Herzen; rasch setzte ich mich in Bewegung, durchmaß das Zimmer mit vier hastigen Schritten und trat ins Büreau, ohne auch nur den nötigen Faltenwurf gelehrter Würde in meiner äußeren Erscheinung zu bedenken. Mein Klient war keineswegs entschlüpft, und während ich mein Antlitz mit nie gesehenem Ernst durchfurchte, mußte ich recht von Herzen die thörichte Angst belächeln, die mir durch den Kopf gegangen war.

„Bitte ... nehmen ... Sie ... Platz," sprach ich, und sprach's mit solcher Feierlichkeit, die Silben so vornehm

auseinanderziehend, daß mein erstes Opfer anfangs so ungefähr hätte glauben können, ich wolle es ersuchen, sich unsichtbar zu machen und mir die Mühe sparen.

„Es handelt sich um eine Grenzmauer," begann der mir so werte Gast; doch ich unterbrach ihn mit einer Entschuldigung und bat ihn, mir zunächst seinen Vor- und Zunamen, Wohnort und Beruf anzugeben.

„Venanzio Solera aus Cuggiono, Besitzer."

Ich schrieb diesen Namen und Wohnort eiligst auf das erste beste Blatt Papier, als ob die größte Gefahr des Vergessens gewesen wäre, dann präparierte ich ein Lächeln, welches etwa bedeuten sollte: „Wir Advokaten tragen eine so verwirrende Menge von Namen im Kopfe herum!" ... Und Herr Venanzio Solera lächelte ebenfalls und wollte damit vermutlich sagen: „Ja, ja, die Herren Advokaten ..." Doch ich unterbrach ihn, mich zu neuem Ernste sammelnd: „Also um eine Grenzmauer handelt es sich?"

„Ja wohl, Herr Rechtsanwalt, um eine Grenzmauer."

Und nach und nach, zuerst mit der Gemessenheit, die ihm meine feierliche Haltung aufnötigte, nachher mit der wachsenden Heftigkeit einer streitbaren Natur, die sich an den eignen, seit Jahresfrist ausgestandenen Seelenleiden noch mehr erhitzte, sang mir Venanzio Solera seine Iliade von gewissen Nägeln, die er aus einer Mauer entfernt wissen wollte. Mein Klient hatte die gegründetsten Ansprüche auf die Ausübung eines geheiligten Rechts, das ihm durch die Klugheit seines seligen Großvaters gesichert worden; zu seinen Gunsten sprach ein notarieller Akt, das Gesetzbuch, die Wissenschaft; gegen sich hatte er nichts als einen gewissen Herrn Luigi Magni, den Sohn des verstorbenen Pietro Magni — und die Nägel blieben in der Mauer.

„Sie schmerzen mich," sagte Herr Venanzio treuherzig und faßte an seine Brust, als ob ihm die Nägel mitten durch den Leib getrieben wären. Doch ich vermochte ihm weder

Mitleid noch Bewunderung entgegenzubringen; sein Leid erschien mir als eine der wunderbaren Erscheinungen, die sich auf Erden offenbaren, um die Praxis eines jungen Advokaten in Gang zu bringen; jene Mauer mit ihren Nägeln sah ich vor mir hoch und stattlich gleich einem Festungswall.

„Hinter jener Mauer liegt deine Zukunft," sprach ich im Geiste zu mir selber, „hinter jener Mauer wogt die stolze Zahl deiner Klienten; hinter jener Mauer harren deine forensischen Siege, harrt Evangelinas und deines Sohnes Glück."

Und bei diesen Gedanken spürte ich in meiner Brust eine sonderbare Bewegung, in welcher meine künstliche Gravität sich verlor; und mit dem rednerischen Feuer, das in meinen Augen blitzte, mischte sich das behagliche Lächeln eines glücklichen Familienvaters.

Ich sagte kein einziges Wort, doch ich mußte ein ganzes Gedicht auf der Stirn geschrieben tragen, denn mein Klient, der zuletzt etwas langsamer sprach und die Augen nicht von meinem Gesicht ließ, verstummte auf einmal und grinste. „Sprechen Sie nur, bitte, sprechen Sie nur —" stotterte ich und versuchte meiner entflohenen Würde wieder habhaft zu werden.

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie meine Sache übernehmen wollen, und Sie haben den Kopf geschüttelt."

„Entschuldigen Sie," sagte ich, „ich war zerstreut; wir werden vor Gericht gehen und werden den Prozeß gewinnen."

„Wird es ein langer Handel werden?"

Ich leugnete kühnlich. „Eine ganz kurze Sache; wir haben alles zu unsern Gunsten; geben Sie mir nur die Vollmacht ad lites, und für alles übrige lassen Sie mich sorgen."

Und ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu geben, legte ich einen Bogen starken Papiers vor mich hin und schrieb darauf in Riesenlettern: „Solera contra Magni," dann erhob ich das Haupt und sagte: „Fertig".

Das sprach ich mit einer gewissen triumphierenden Miene, die mir später, wenn ich daran dachte, sehr seltsam vorkommen wollte, in jenem Augenblick aber so natürlich war, daß sie meinen Klienten wirklich täuschte: er hielt sich für verpflichtet, meine Aufschrift mit vorgebeugtem Kopfe aus der Nähe zu bewundern und gab mir zu verstehen, daß meine energische Art, den Dingen zu Leibe zu gehen, seinen vollkommenen Beifall habe. Ich fürchtete schon, er wolle mich zum besten haben, und ohne ihm ins Gesicht zu sehen, bat ich ihn um Angabe dessen, was er von seiner Seite zur Vermeidung des Prozesses gethan habe.

Vermeidung des Prozesses! — Ja, ich hatte den verzweifelnden Mut, diese Worte auszusprechen, und als ich sie Silbe für Silbe hergesagt, ohne den kleinsten Buchstaben zu verschlucken, hob ich die Augen auf. Ich war gefaßt, das Furchtbarste zu erleben: Venanzio Solera bereute, daß er Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn, hatte vor Gericht ziehen wollen, dankte mir unendlich für den guten Gedanken, den ich ihm eingegeben, stand auf, drückte mir die Hand, trat aus der Thür und ... verschwand!

Doch nein! Mein Klient rührte sich nicht; längst war ihm die Lust vergangen, mit „diesem ungezogenen Bären" im Guten zu verhandeln, er war gekommen, weil der Zank endlich aufhören mußte, und er dachte nicht daran, wieder zu gehen, ohne daß er seine Sache in meinen Händen wüßte. Gott segne dich! wollte ich in ungestümer Freude ausrufen. In Wirklichkeit aber fragte ich vielmehr in vornehmer Ruhe: „Was ist es für ein Mensch?"

Er merkte sogleich, daß ich von der Gegenpartei redete und antwortete einfach: „Ein Bär!"

Doch während er mir dessen Bild in den schwärzesten Farben malte, betrachtete ich dasselbe mit Dankbarkeit, fast mit Liebe. Ich sah in Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn, den Ausgangspunkt, die Grundlage meiner Kund-

schaft, den Stammvater eines Geschlechts streitbegieriger Leute, die alle bereit wären, bis zur letzten Instanz zu gehen, erst gegen mich, dann gegen meinen Sohn; und am liebsten hätte ich ihn gleich vor mir gehabt, um ihm zu danken, ihm die Hand zu drücken, ihn um seine Photographie zu bitten und hinterher ihn in die Kosten und den Schadenersatz verurteilen zu lassen. Hier gerieten meine Gedanken in ein andres Geleise. „Wie mag doch," sprach ich zu mir selber, auf Venanzio Solera blickend, „wie mag dieser wackre Mann auf den Einfall gekommen sein, sich von mir vor Gericht vertreten zu lassen?" Ich dachte an meinen Schwiegervater, der seit dem Hochzeitstage seiner Tochter sich mit rührender Ausdauer abquälte, seinen Freunden und Bekannten in Monza die unsinnigsten Prozesse anzuraten, und mit dem selbst in seinen Geschäften nicht mehr auszukommen war, seitdem er einen Advokaten zum Eidam hatte.

Doch er war es nicht, dem ich meinen Klienten verdankte; indem ich nämlich Herrn Venanzio Solera mit geschickten Fragen ausholte, ergründete ich, daß er sich weder mit Seidenzeug noch mit Cocons noch mit Raupen befaßte, und daß er in seinem Leben nicht in Monza gewesen war.

Es wäre mir nicht unangenehm gewesen, meinem Schwiegerpapa die Praxis zu verdanken; und dennoch, als ich durch Herrn Venanzio des Gegenteils versichert war, überkam mich ein Gefühl ganz neuer und unbeschreiblicher Freude, wenn ich mir vorstellte, daß mein Ruf schon bis nach Cuggiono geflogen war. Freilich, wie hatte er es angefangen zu fliegen, da ich noch nicht bemerkt hatte, daß ihm die Flügel gewachsen seien? Süßes Geheimnis! Auch quälte ich mich nicht mit dessen Enthüllung: schließlich ist es immer für die Eitelkeit eines Advokaten das beste, daß der Ursprung seiner Praxis sich in eine anmutige Ungewißheit verliert.

Venanzio Solera war sehr gelehrig; er hörte geduldig

alle meine Ratschläge an, versprach zu thun, was ich ihm anempfahl, und unterschrieb die Vollmacht — denn er war ein schriftkundiger Mann — eine kitzliche Operation, die er zwar ein bißchen in die Länge zog, aber doch schließlich mit Ehren vollendete. Zuletzt zeigte er sich als wohlunterrichtet, indem er ohne meine Aufforderung eine Summe zur Deckung der Prozeßkosten hinterlegte. All diesen Wundern sah ich ohne weiteres Staunen zu, denn ich hatte mich bereits an mein Glück gewöhnt.

„Wird das genügen?" fragte mich mein wunderbarer Klient, auf das Häuflein Banknoten deutend, das er auf mein Schreibpult gelegt hatte.

Ich begriff, und ohne ein Wort zu sagen, zählte ich das Geld und bescheinigte den Empfang. Doch nun fürchtete Herr Venanzio meine Würde verletzt zu haben und wiederholte mit veränderter Betonung: „Wird's auch genügen?"

Ich machte eine geheimnisvolle Gebärde, und mein Klient mußte sich zufriedengeben. Die Sitzung war beendigt, und wir rüsteten uns zum Aufbruch. „Zuletzt wird ‚er' ja doch alles bezahlen müssen," sagte Herr Venanzio fröhlich.

„Zweifeln Sie nicht!" erwiderte ich lächelnd. Und als ob ich einen höchst geistreichen Witz gemacht hätte, stand Venanzio Solera im Vorzimmer still, ergriff meine Hand, drückte sie und lachte laut.

Ich bemerkte, daß ich es mit einem von den Leuten zu thun hatte, die langsam zum Reden kommen und immer dann erst recht beginnen, wenn man vernünftigerweise annehmen sollte, das Gespräch sei zu Ende. Ich las in seinen Mienen den dringenden Wunsch, mich eine gute halbe Stunde in der Thür aufzuhalten und mir die Geschichte von der Mauer noch einmal vorzutragen. Sein Ideal wäre gewesen, den Prozeß gleich unter uns beiden verhandeln zu können und den Luigi Magni in contumaciam zu verurteilen. Ich hingegen konnte die Zeit nicht erwarten, daß mein Klient

sich entfernte und ich wieder Kindereien treiben könnte mit meiner Evangelina; schon glaubte ich diese leibhaftig vor meinem Pult zu sehen, voll von Glück und Ungeduld.

„Und wir werden ihn zwingen, sie herauszuziehen!“ sprach der unverwüstliche Herr Venanzio. Er redete von den Nägeln, und ich brachte ihn durch meine Antwort abermals zu einem schallenden Gelächter, indem ich sagte: „Freilich wird er sie herausnehmen müssen.“

„Mit seinen eignen Händen sollte er sie herausreißen müssen,“ fügte mein Klient hinzu.

Und er sah mich an, einen neuen Witz erwartend. Ich hatte ein kleines Gewissensbedenken, beruhigte ihn jedoch mit den Worten: „Er sollte sie sogar mit den Zähnen herausreißen.“

Die Seligkeit des Herrn Venanzio ist nicht zu beschreiben; die Bemerkung mag genügen, daß er selbst vor dem Uebermaß seiner Wonne einen Schreck bekam und die Thür aufmachte, um sich in die Flucht zu werfen. Sicherlich hoffte er, daß ich ihn zurückhalten würde; ich sah, daß er plötzlich ein nachdenkliches Gesicht machte, als ob er sich irgend etwas ins Gedächtnis zurückrufen wollte: in Wahrheit suchte er nach einem Vorwand, die Thür wieder zuzumachen und seine vorige Stellung einzunehmen. Doch ich hatte vorsichtigerweise einen Fuß in den geöffneten Spalt geschoben, dicht an dem Pfosten, und hütete mich wohl, ihn zurückzuziehen. Venanzio Solera bemühte sich, die Thür ein paarmal hin und zurück zu schieben; als ihm aber die ungeheuer wichtige Mitteilung, die er mir noch zu machen hatte, gar nicht wieder einfallen wollte, warf er einen verzweiflungsvollen Blick auf meinen Fuß, schlug sich vor die Stirn, um diese für ihre Vergeßlichkeit zu strafen, und entfernte sich mühsam, nicht ohne das Versprechen, bald wiederkommen zu wollen.

„Vergessen Sie nicht, mir alle Papiere herzuschicken,“

rief ich ihm nach, als er glücklich ein paar Stufen hinabgestiegen war.

Auf der Stelle hielt er an, drehte sich um und sagte mit resigniertem Lächeln: „Hier unten stehe ich unglücklich und betrübt, ich kann nichts thun, als lächeln und fortgehen."

Er stieg endlich weiter hinab, und ich eilte in mein Zimmer zurück, wo Evangelina vor dem Häufchen Banknoten stand und sie zählte. Kaum sah sie mich, so warf sie die Arme um meinen Hals und schüttelte mich tüchtig — da verlor ich in einem Nu den letzten Rest meiner gelehrten Gemessenheit.

* * *

„Und nun immer tapfer voran!" rief mein Weibchen, „den ersten Klienten hast du!"

„Wir haben ihn, mußt du sagen; Herr Venanzio ist gemeinsames Besitztum, ist mein, ist dein, ist unsres Sohnes Erbteil; sein Prozeß ist uns ins Haus gekommen, um es nie wieder zu verlassen."

„Nie wieder zu verlassen?" stammelte Evangelina und sah mich mit einer Art naiven Schreckens an. „Also wird der arme Mensch ewig prozessieren?"

„Ja," bestätigte ich mit Nachdruck, „Venanzio Solera wird ewig mit Luigi Magni, dem Sohn des verstorbenen Pietro Magni, prozessieren."

Doch ich erklärte ihr sogleich die kühne Allegorie: „Venanzio Solera ist meine Kundschaft, Solera contra Magni ist die Arbeit meines Lebens."

Evangelina wurde rot vor Freude, klatschte in die Hände und ging nun auch ihrerseits zu kecken Gleichnissen über: „Venanzio Solera wird unsre Schränke mit prächtig gezeichneter Wäsche füllen; Venanzio Solera wird einen schönen Mahagonitisch in unsern Salon setzen und einen eichnen Kleiderständer ins Vorzimmer, und in die Küche eine

Menge des glänzendsten Kupfergeschirrs. Nicht wahr, das alles wird er thun?"

Ich hatte die Kassenscheine vom Pult genommen und zählte sie mit großer Kaltblütigkeit; bei der sonderbaren Frage meiner Evangelina lächelte ich, zählte aber ruhig weiter, und erst als ich damit fertig war, antwortete ich gelassen: „Ja, ich glaube auch, daß dem Venanzio Solera diese Mission auf Erden geworden ist; und wer weiß? Er wird vielleicht noch mehr thun."

„Was noch mehr?" fragte meine Frau, die offenbar Geschmack daran gefunden hatte, in Gedanken die verschwenderischen Gaben meiner Zukunftsklienten voraus zu genießen.

„Er wird zum Beispiel," antwortete ich, „unser Haus vergrößern; fünf Zimmer sind doch wirklich zu wenig für einen Rechtsanwalt, neun müssen es zum wenigsten sein, und es wäre nicht übel, wenn die Wohnung zwei Eingänge auf demselben Flur bekäme, den einen bloß für die Klienten. . . ."

„Und wir werden ein Schild von Porzellan oder von Messing daran befestigen mit der Inschrift ‚Rechtsanwalt Placidi'."

„Lieber von Porzellan, das ist hübscher."

„Nein, lieber von Messing," sagte Evangelina, „das ist dauerhafter. Und wenn wir dann wieder einmal unsern Hochzeitstag feiern, wird er mir eine hübsche Nähmaschine schenken. . . ."

„Mit Doppelsteppstich und einem Trittbrett," fügte ich lachend hinzu.

Anfangs seufzte Evangelina, daß die herrliche Zeit noch so fern war, bald aber lachte auch sie über die kindlichen Freuden der schönen Gegenwart. Und doch war ein Schatten auf ihrer Stirn zurückgeblieben, den die Nähmaschine „Howe" mit Doppelsteppstich schwerlich verschuldet hatte.

„Für den Anfang," sagte ich mit verändertem Ton, „wird Venanzio Solera noch heute etwas thun. . . ."

Der Schatten wich nicht; und hastig fragte meine Frau: „Was wird er thun?"

„Heute noch . . ." wiederholte ich geheimnisvoll.

„Ja, aber was denn?" fragte Evangelina.

„Erst wirst du mir zu sagen haben, was dir ist und warum du mitten in dem Aufbau unsers Zukunftsschlosses mich hier sitzen läßt und mit deinen Gedanken spazieren gehst . . . wohin? Gleich sagst du mir: woran hast du gedacht?"

„Ich dachte," erwiderte Evangelina melancholisch, „wenn Venanzio Solera ein Jahr früher gekommen wäre, hätten wir Augusts nicht nach Musocco zu schicken brauchen."

Ich suchte sie zu trösten und machte ihr begreiflich, daß ein Jahr Praxis noch nicht genug würde eingebracht haben, um uns eine Amme ins Haus nehmen zu können.

„Was wird er denn heute noch thun?" fragte sie, Venanzio Soleras Verheißung wieder aufgreifend.

„Er wird dir einen Kalender kaufen, er weiß ja, daß du dich darüber freuen wirst, einen hübschen Kalender über den Kamin zu hängen. Den Luxus können wir uns leisten." Evangelina billigte diese Ausgabe und machte die verständige Bemerkung, man müßte einen guten Kalender jetzt zu herabgesetztem Preise kaufen können, weil doch schon der ganze Januar und vom Februar mehr als die Hälfte vergangen sei.

* * *

Es war notwendig, auch meinen Schwiegervater von unserm Glück zu unterrichten, damit er endlich zur Ruhe käme und nicht länger seine Zeit damit vergeudete, den zukünftigen Klienten seiner Kinder nachzulaufen; wir mußten ihm ferner die Schönheiten von Musocco beschreiben, die Milch der Amme, Augusts guten Appetit sowie Evangelinas

Ergebung in das Unvermeidliche — und das alles fand seinen Platz auf vier engbeschriebenen Seiten, der Anfang von mir, das Ende von meiner Frau verfaßt. Als Evangelina aber den Brief vor seiner Absendung noch einmal durchlas, bemerkte sie, daß sie vergessen hatte, von dem Manne der Amme zu erzählen; der arme Giuseppe mußte sich nun ganz klein zusammendrücken und wurde noch glücklich am Rande untergebracht. Dann wurde der Bogen ins Couvert gesteckt, und wir zogen miteinander aus, um den Brief in einen Kasten zu werfen.

In dem Augenblick, da auf der Post die Freimarke aufgeklebt wurde, sah ich meine Frau an und sie sah mich wieder an und lächelte dazu. Ihr Lächeln, in verständliche Worte gefaßt, bedeutete, daß diese Marke wohl angewandt sei, und ich, durchaus derselben Meinung, bestätigte laut, während ich den Brief in den Kasten schob: „Siehst du, das ist eine nützlich verwendete Postmarke." —

Ganz im Gegenteil! Es war eine rein weggeworfene Postmarke: so trügerisch sind die menschlichen Freuden!

Als wir eine halbe Stunde später nach Hause zurückkamen, wen fanden wir da mit offenen Armen breit in der Thür stehen? Wer schrie uns mit Stentorstimme entgegen, nur über seinen Leichnam gehe der Weg ins Haus?

„Der Papa!" rief Evangelina.

Ja, er war es, mein Schwiegerpapa. — Der Kummer über die Verschleuderung der Postmarke verschwand für kurze Frist, verschlungen von dem ersten Wirbel der Freude, dann trat er einen Augenblick hervor, um schnell zum andernmal und nun für ewig zu entschwinden.

„Ach, wie schade!" sagte meine Frau.

„Schade, daß ich gekommen bin?" fragte mein Schwiegervater, dies Mißverständnis erheuchelnd, um sich eine neue Liebkosung zu erschleichen.

„Nein," sagte Evangelina treuherzig, „schade, daß wir

dir eben einen langen Brief geschrieben und ihn vor kaum zehn Minuten auf die Post gegeben haben."

„Ganz gewiß," bestätigte ich, „vor kaum zehn Minuten." In Wirklichkeit war es reichlich eine halbe Stunde her, und wir wußten das recht gut — aber jeder Schmerz verlangt seinen Balsam und seine Rache, und nachdem wir jene zwanzig Minuten dem Dämon rhetorischer Uebertreibung geopfert, schien uns die verlorne Briefmarke zur Genüge gerächt und machte uns weiter keinen Kummer mehr.

Während mein Schwiegerpapa seine Tochter umarmte, machte er nur den Eindruck des vortrefflichen Seidenzüchters, als den ich ihn von je gekannt hatte; als er mich aber küßte, mir die Hand drückte, mich betrachtete, bekam er einen gewissen diplomatischen Ausdruck, den ich bisher noch nie an ihm beobachtet hatte. „Ich habe mit dir zu reden," sagte er feierlich, als wir beide allein waren.

Doch im selben Augenblick schon verlor er die Geduld und mit der Geduld die feierliche Haltung, und ohne weitere Einleitung setzte er hinzu: „Ich bringe dir einen Prozeß."

„Einen Prozeß!" rief ich aus und blickte ihn mißtrauisch an.

Er blieb ernst und wiederholte gewichtig: „Ich bringe dir einen Prozeß, einen schönen, fetten Prozeß. Es handelt sich um einen Vertrag. Giovanni Resta hat sich verpflichtet, Cocons zu einem bestimmten Preise zu kaufen, jetzt leugnet er seine Verpflichtung, und ich . . ."

„Du! . . . Du also bist der Gegner?"

„Freilich. Oder glaubst du, ich könnte nicht so gut wie jeder andre meinen Prozeß haben? Ich habe Giovanni Resta gesagt, daß er im Unrecht ist und daß ich ihm dies vor der ersten, zweiten und dritten Instanz wiederholen will. Wir werden prozessieren und wollen uns ins Fäustchen lachen: es wird ein langwieriger Handel. . . ."

„Habt ihr einen Kontrakt gemacht?" fragte ich.

„Schriftlich nicht, und eben deshalb wird prozessiert; hätte ich etwas schwarz auf weiß, glaubst du denn, Giovanni Resta würde vor Gericht gehen mit der sichern Aussicht zu verlieren? Wir aber werden die Gültigkeit des mündlichen Kontrakts verfechten, werden ihn schwören lassen, und wenn er schwört, ihn wegen Meineids verklagen. Ich sage ‚Wir werden', das heißt, du wirst das alles thun; ich gehe mit dem nächsten Zuge nach Monza zurück."

„Hattet ihr Zeugen bei der Verabredung?" fragte ich weiter mit einer Gelassenheit, die meinen Schwiegervater zur Verzweiflung brachte.

„Einen, ja; aber der weiß von nichts mehr. Was thut's? Wenn ich dir sage, du sollst ihn schwören lassen, und falls er schwört . . ."

„Wenn du meinem Rate folgen willst," unterbrach ich ihn mit ernster Miene, „so vergleiche dich mit Giovanni Resta in Güte, laß den Prozeß laufen und überwirf dich nicht mit einem Manne, der dir vielleicht noch einmal nützlich sein kann."

„Du glaubst also, daß ich Unrecht bekommen würde?"

„Ich fürchte sehr."

„Thut nichts. Ich habe Giovanni Resta gesagt, daß ich ihn verklagen will, und wir werden ihn verklagen. . . ."

Ich schüttelte den Kopf mit solcher Entschiedenheit, daß mein Schwiegervater ganz verdutzt abbrach und die Arme schlaff an den Seiten herabhängen ließ. „Du hast deinen Beruf verfehlt," spöttelte er, doch ohne allzu große Bitterkeit, „du hättest Priester werden sollen; Evangelina wäre bei dir zur Beichte gegangen, du hättest alle irdischen Prozesse vor dem himmlischen Gericht verglichen; deine Beredsamkeit — denn die hast du ohne Zweifel, obgleich du nichts damit anzufangen weißt — deine Beredsamkeit wäre dir auf der Kanzel zu statten gekommen."

Der Gedanke, als Priester meiner Evangelina die Beichte abzunehmen, versetzte mich in die heiterste Laune, während

mein Schwiegerpapa sich noch weiter bemühte, mich mit seinen spitzigen Reden zu verwunden.

„Da ist gar nichts zu lachen," rief er, „bedenke, daß du deinen ersten Klienten abweisest, bedenke, daß ..."

„Aber weißt du denn nicht?" platzte ich los. „Freilich, du kannst es ja nicht wissen ... wir haben es dir soeben geschrieben, und da der Brief schon eingesteckt war, kam es mir vor, als ob du wissen müßtest ..."

„Was denn? Was denn?"

„Daß ich einen Klienten habe! Daß ich einen Prozeß habe!"

„Wahrhaftig?" stotterte der arme Mann, und wunderbar, auf seinem Antlitz wechselten Licht und Schatten, ganz als ob seiner Freude sich ein klein wenig Aerger beimischte. „Und wie heißt er?"

„Er heißt Venanzio Solera, sein Gegner ist Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn; sie wohnen beide in Cuggiono und sind Hausnachbarn; sie haben eine gemeinsame Grenzmauer, in welche Luigi Magni gewisse Nägel geschlagen hat, die mein Klient das Recht hat, herausziehen zu lassen."

„Hausnachbarn sind sie?"

„Ja wohl."

„Haben eine gemeinsame Mauer?"

„In welche Luigi Magni die Nägel geschlagen hat."

„Folglich ist keine Gefahr, daß sie sich vergleichen, nicht wahr — wenn sie Hausnachbarn sind und eine gemeinsame Mauer besitzen? Ach, was bin ich froh!" Er umarmte mich und vertraute mir gerührt, er habe mit Giovanni Resta prozessieren wollen, bloß um mir eine Klage zu verschaffen; im übrigen sei Giovanni Resta ein Ehrenmann und hätte ruhig mit dem besten Gewissen schwören können.

In diesem Augenblick kam Evangelina wieder herein. „Komm her zu mir!" rief ihr Vater und breitete mit einer

theatralischen Bewegung die Arme aus. Er umfing und küßte sie schweigend, dann schob er sie mir zu, daß ich desgleichen thäte.

„Der erste Schritt ist gemacht," fügte der glückliche Vater hinzu. „Also Mut! und immer tapfer voran! — Und nun wollen wir von dem Kleinen reden. Ist Musocco ein netter Ort? Die Amme ist hübsch? August ist mit ihr zufrieden? Und er war nicht allzu unglücklich, als er seinen Großpapa nicht mehr sah?"

Er bemerkte in Evangelinas Augen ein verdächtiges Blinken, streichelte ihr die Wangen und setzte mit leiserer Stimme hinzu: „Die Landluft wird ihm wohl thun."

Zweites Kapitel.

Immer tapfer voran!

Erst hatte Evangelina, dann mein Schwiegerpapa es gesagt, und von nun an wiederholte es mir eine innere Stimme zu jeder Stunde meines Lebens: „Immer tapfer voran!" O wie viel Gutes haben mir diese herrlichen Worte gethan! Wir Menschen lieben es, uns eine bestimmte Grenze für unsre Entbehrungen zu denken, um dieselben leichter ertragen zu können. Wir sagen uns so gern: Bis da und dahin will ich mein Päckchen schon schleppen — nachher wandere ich frei und leicht weiter. Und das hatte auch ich mir gesagt. Indem ich mir mein tägliches Opfer auferlegte, dachte ich wohl: Heute noch eins und morgen noch einige und übermorgen — dann wird das Glück für das Weitere sorgen und mir einen Klienten schicken!

Und jetzt war der erste Klient gekommen und hatte uns doch nur solche Ware gebracht, davon wir schon etwas

im Hause hatten: nur die Zufriedenheit hatte er vermehrt und die Hoffnung gekräftigt — wobei freilich ein Kalender, zu herabgesetztem Preise erstanden, nicht mitgerechnet ist. Wir hatten immer noch einige Fenster ohne Gardinen und trösteten uns darüber immer noch mit der Behauptung, daß wir über die Maßen für das Licht schwärmten, und ich trug immer noch meinen Hochzeitscylinder, von allen Hüten der civilisierten Welt den abgetragensten, unter dem nie veraltenden Vorwande, „ich hätte keine Zeit dafür übrig, mir einen andern anzuschaffen".

In Wirklichkeit aber war ich — leider! — durchaus nicht so überhäuft mit Geschäften, als ich scheinen wollte; es passierte uns noch oft genug, daß wir selbander Arm in Arm ausgingen, Evangelina und ich, zu keinem andern Zwecke, als um einen Brief in einen entfernten Kasten zu werfen. Doch wir litten darum weder an Langeweile noch an Verzagtheit, weil uns die richtige Verwendung unsrer Einkünfte genug zu thun gab. Unsre Vergnügungen waren nicht kostspielig: wie andre zu ihrer Zerstreuung Reisen machen oder ins Schauspiel oder in die Oper gehen, so wandelten wir durch die blumigen Pfade unsrer Zukunft. Da gab es immer neue reizende Landschaften, da strahlte der Himmel von tieferem Gold als in tropischen Zonen, da standen Schlösser, aller Herrlichkeiten voll, da waren Theater, in denen wir die interessantesten Scenen sahen und erquickende Lieder hörten, begleitet von Tönen, die wie schmeichelnde Grüße klangen. Das waren die sonnigen Tage.

Doch es kamen auch Tage mit Regen und Sturm, Tage, deren Andenken mein Weib noch heute schaudern macht, indes ich lächle. Meist war es der Montag vor dem Ersten des Monats; doch allemal und in jeder Beziehung kam das böse Wetter unverhofft, ja gegen alle unsre Berechnung. Wir waren heiter, fast sorgenlos, der Kalender verzeichnete „beständiges Wetter"; allein Evangelina trat ans

Fenster und kam mit der Kunde zurück, daß es regnete — will sagen, daß wir in unsren Ueberschlägen von gestern abend die Holzrechnung vergessen hatten oder die Forderung der Waschfrau, und daß überhaupt bis Mittag aus dem Hause des Rechtsanwalts Placidi der letzte Heller verschwunden sein mußte. Hierauf umdüsterte sich die Stirn des Rechtsanwalts Placidi, und er stieg in seines Busens Tiefen hinab, die Eingebungen seines Genius zu empfangen; und sein Genius bediente ihn aufs prompteste und riet ihm, seine goldne Uhr — einen Genfer Vacheron — aus der Westentasche zu ziehen, sie sauber mit Watte umwickelt in ein Pappschächtelchen zu betten, das Schächtelchen mit Inhalt wieder in eine Tasche zu stecken, den Rock recht sorgfältig zuzuknöpfen und sich ohne Zagen auf den Weg zu machen.

Und der Rechtsanwalt Placidi, durch Erfahrung folgsam geworden, sträubte sich nicht mehr wie das erste Mal gegen solchen Rat, sondern prompt, wie dieser gegeben war, folgte die Ausführung — er zog die Uhr aus der Tasche, bat sie scherzhaft um Entschuldigung oder hielt ihre eine hübsche Rede über das Los der Uhren, die mit einem Goldgehäuse zur Welt kommen, philosophierte darüber, daß diese und andre so viel beneidete Goldsächelchen auch ihre schlimme und schlimmste Seite haben — und wenn er seine Frau, die ihm mit mitleidsvollen Augen zusah, durch seine Geschwätzigkeit glücklich zum Lachen gebracht hatte, dann wurde er selbst wieder ernst, knöpfte den Rock fest zu, damit er auf der Straße dem unwillkürlichen Drange, nach der Uhr zu sehen, besser widerstände, und ging. Er ging — ja, ich ging.

Solange ich durch die belebten Straßen schritt, war die Ungezwungenheit meines Auftretens keinen allzuharten Proben ausgesetzt; höchstens daß irgend ein Gassenjunge, wie er mich so bis ans Kinn zugeknöpft sah, mich nach der Stunde fragte, um mit seinen biederen Kameraden über meine Gutmütigkeit zu lachen, wenn ich mich ihm zuliebe

aufknöpfte. Doch ich war auf alles vorbereitet, verlängerte meinen Schritt und sagte: „Es ist halb neun.“ Sobald ich aber in das einsame Gäßchen einbog, woselbst sich das nur zu bekannte Pförtlein Nr. 3 öffnete, fühlte ich mein Herz klopfen und warf mißtrauische Blicke umher — es war keine lebende Seele auf der Straße; aus Fenstern aber und Thüren hefteten sich, ich spürte es, hundert Augen an meine Schritte, und in dem Moment, da ich durch die verhängnisvolle Pforte schlüpfte, schien es mir, als ob all die gezischelten Geheimnisse, deren Mitwisser ich in meinem Leben geworden, auf einmal von allen Seiten zugleich ihre Stimmen erhöben. Die Gewohnheit, die mir allmählich ein wenig Sicherheit hätte geben sollen, half mir in diesem Punkte nichts; denn jedesmal, wenn ich wieder in dem schrecklichen Gäßchen war, hatte ich das Bewußtsein, dort nur noch eine bekanntere Persönlichkeit geworden zu sein — und bald auch den deutlichen Beweis: der Tischler an der Ecke war der erste, der mich sehen konnte, er ließ sogleich seine Arbeit liegen und trat in die Thür mit dem Hobel in der Hand; der Schuster gegenüber, verständnisvoll diesem Lockruf folgend, erhob den Kopf. Und es schlugen dann kleine Zwiegespräche an mein Ohr wie das folgende: „Da ist der 'mal wieder, der Hausfreund von Nr. 3.“

„Wer mag es nur sein?“

„Wer kann's wissen?“

Sie schwiegen. — Am Fenster eines ersten Stockwerks zeigten sich zwei launige Dämchen, die immer lachten; ich kümmerte mich um niemand, sondern marschierte mit starrem Blick vorwärts; doch wenn ich die gefürchtete Schwelle überschritt, glaubte ich den Tischler und Schuster zu vernehmen, die mir beide mit den Augen gefolgt waren und nun wie aus einem Munde riefen: „Jetzt ist er drin.“

Und wenn ich drin war und das Schauspiel eine Ende hatte, konnten die beiden ihre Arbeit ohne Bedenken wieder

aufnehmen: sie brauchten ja nur ab und zu die Augen zu erheben und mein Rückmarsch konnte ihnen keinesfalls entgehen; meine Nöte aber waren damit nicht allemal zu Ende. Wenn ich das Glück hatte, allein am Schalter zu erscheinen, ging die Sache leicht und glatt; die „Padrona" kannte mich, grüßte mich als eine alte Kundschaft und fragte nach meinem Befinden mit einem stillen und respektvollen Mitgefühl in Wort und Ton; ich zog die Uhr aus der Tasche; sie sagte: „Immer noch dieselbe," — nicht etwa zum Hohn, sondern um anzudeuten, daß es nicht mehr nötig wäre, sie mit einem Federmesser zu kratzen oder am Probierstein zu reiben.

„Immer noch dieselbe," erwiderte ich.

Auch die Summe, die ich darauf erhielt, war immer dieselbe; doch nach einer Geschäftsgewohnheit verkündete die gute Frau sie jedesmal voraus: „Fünfzig Franken!"

Ich nickte mit dem Kopfe und steckte meinen Schatz ein. „Auf Wiedersehen!" sagte die Padrona — und ich dankte ihr mit einem Lächeln; wie ich nämlich bemerkt hatte, sagte sie nachher, wenn ich das Pfand wieder einzulösen kam, nicht mehr: „Auf Wiedersehen!" — obgleich sie doch allen Grund hatte, meine Wiederkehr zu wünschen.

Aber nicht immer war ich allein: manchmal kam ich im Nachtrab eines Trupps von Weibern und mußte in einer Ecke warten, von ihren neugierigen Blicken gemustert, das Herz bedrückt von dem Elend des armen Volkes, das für zwei Franken ein Betttuch oder zwei Hemden versetzt. Dann kam mir wohl ein sonderbarer Trost in den Sinn, nämlich daß meine Demütigung doch wenigstens zu dem einen gut sein müßte, jenen Unglücklichen zu ihrer Beruhigung zu verraten, daß es unter den Leuten, zu denen sie neidend aufzublicken pflegen, manch einen geben mag, der schwerer leidet als sie, weil der Zwang seines Standes ihn des eignen Elends sich auch noch schämen läßt.

In jener Schar von Frauen gab es dreiste Geschöpfe,

die mit lauter Stimme und in spaßhaftem Ton von ihrem Kummer und Unglück redeten; es gab andre, die furchtsam und gedrückt auftraten; da sah ich, wie mehr als eine der Weinenden ihre Thränen trockneten und mich respektvoll anblickten; und ich sah die Ausgelassenen ihr rohes Lachen zu einem bescheidenen Lächeln dämpfen; die einen wie die andern beugten sich vor einem Elend, das ihnen schlimmer vorkam als ihr eignes, weil es anders geartet war.

Dies alles war traurig; so traurig, daß ich in dem Augenblick, da ich unter den Augen jener Weiber meine Uhr abgab, kaum noch der Rechtsanwalt Placidi zu sein, kaum noch eine Wohnung, eine Praxis und eine Zukunft zu haben meinte. Allein sobald ich nur um die Ecke der schrecklichen Gasse gebogen war, fand ich mich selbst wieder, und trotz der traurigen Gewißheit, noch einmal dorthin zurückkehren zu müssen, vergaß ich im Arm meiner Evangelina alle erlittenen Demütigungen.

Vielleicht war es ein wenig das Verdienst meiner glücklichen Natur, und sicher hatte Evangelinas melancholisch lächelndes Gesicht seinen großen Teil daran; verschweigen aber darf ich nicht, daß auf dem Hin- und Rückwege und bei dem ganzen schwierigen Geschäft des Versetzens mir jemand unablässig, ohne daß ich darauf acht gab, die bekannten Worte ins Ohr raunte: „Immer tapfer voran!“ — Und man kann wohl einmal und kann zehnmal eine Stimme überhören, die einem „Mut!“ zuruft, zuletzt kommt doch die Stunde, da dies erhebende Wort den Weg zu unsrem Herzen findet.

„Wie ist's gegangen?“ fragte mich Evangelina.

„Fünfzig Franken,“ antwortete ich, „hier sind sie.“

„Das weiß ich ja längst — aber waren viele Leute da? Hat dich auch kein Bekannter gesehen? Und hat die Frau dich wiedererkannt?“

„Vortrefflich ist's gegangen,“ sagte ich — und wenn es ganz schlecht gegangen war, fügte ich weiter nichts hinzu.

„Wenn die Frau wüßte, daß du der Rechtsanwalt Epaminondas Placidi bist! — Jetzt wirst du aber nicht wieder hingehen — wie?"

„Ich muß ja doch, um die Uhr wieder einzulösen. — Weißt du was? Gestern abend hatte ich vergessen, sie aufzuziehen, es war, als wenn ich dies vorhergewußt hätte ... und doch ist das arme Ding noch gegangen ... um zehn Uhr erst muß sie stehen bleiben."

„Wir wollen jemand anders schicken, sie zurückzuholen...."

„Nein, ich gehe selbst; jetzt bin ich doch einmal bekannt; und dann, wer weiß? Vielleicht ist's das letzte Mal."

Vielleicht? — Evangelina wußte es ganz gewiß und, wie man mir glauben wird, ließ ich sie in diesem schönen Traum sich wiegen, solange es eben möglich war.

Und es kam ein Sonntag, an dem ich triumphierend hineilte, meinen Vacheron einzulösen; doch es kam auch ein Montag, an dem ich abermals durch die gefürchtete Gasse schlich, ihn von neuem zu versetzen.

Drittes Kapitel.

Auguste wuchs unterdessen zusehends und wurde rosig und rund wie ein von verschwenderischer Künstlerhand in Thon modellierter kleiner Posaunenengel.

Fußwanderungen sind gut für die Gesundheit. — Wir wanderten gar oft hinaus, Evangelina und ich, erst auf der Hauptstraße, ehrbar Arm in Arm, nachher auf einem Seitenpfade mit verschlungenen Händen wie ein Liebespärchen, bis nach Musocco hin, wo uns das wunderwürdige Schauspiel eines höchst stumpfsinnigen kleinen Kerls erwartete, der seine Eltern nicht kennen wollte.

Ich meinerseits nahm die vornehme Teilnahmlosigkeit

meines Herrn Sohnes mit einer gewissen philosophischen Fassung auf; Evangelina aber nicht; ihr mütterlicher Stolz gab ihr doch nicht so viel moralischen Halt, vor mir zu verbergen, daß sie eifersüchtig war. Und vielleicht ward ich auch eifersüchtig, wenn ich mein Gesicht dem Köpfchen meines Sohnes näherte und er mich eine kurze Zeit lang verwundert anglotzte, dann aber, statt seine Arme um meinen Hals zu schlingen, wie ihm die Stimme der Natur gebieten mußte, in ein lautes Geschrei ausbrach. Dieses Unheil ereignete sich zwar selten, stürzte uns aber beide jedesmal in die tiefste Verzweiflung. — An solchen Schreckenstagen zog sich unser Besuch in die Länge, wir vergaßen Mailand, Gericht und Klienten und hätten nimmermehr das Herz gehabt, zu gehen, bevor wir nicht mit unserm Kinde Frieden geschlossen. Zuletzt, nachdem wir uns, so gut es ging, wieder aufgerichtet an dem Schatten eines Lächelns, das über sein Mäulchen glitt, oder an der schweigenden Ergebenheit, mit der er eine Liebkosung entgegennahm, wanderten wir langsamen Ganges zurück auf Mailand zu. Mit der Zeit jedoch fanden wir unsren leichten Schritt, unsre kleine Tagesphilosophie und uns selbst wieder. Wir trösteten uns gegenseitig über Augusts Unbilligkeit, und ich wurde wieder der Rechtsanwalt Placidi und übernahm die Verteidigung meiner Nachkommenschaft. —

„Die Stimme des Blutes!“ sagte ich cynisch, „wer glaubt denn noch an so etwas? Nicht einmal auf dem Theater spricht man mehr davon. Und man darf das nicht beklagen; wie viel Unsinn hat diese berühmte Stimme geredet! Man sage vielmehr: die Stimme der Milch! . . .“

Weiter zu gehen hatte ich freilich doch nicht den Mut, und so versuchte ich zu lachen. Evangelina aber lachte nicht mit, und ich fuhr fort mit wachsender Ueberzeugung: „Es gibt in der Welt mancherlei Stimmen, die nie ein Mensch gehört hat: die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes,

die Stimme des Gewissens; niemand spricht dagegen von der Stimme der Suppe, der Stimme des Bratens, als ob nicht gerade sie jeden Tag, den Gott werden läßt, die Fasttage nicht ausgenommen, zu jedem leeren Magen sprächen! Habe ich nicht recht?"

„Gewiß," antwortete Evangelina, „aber wir werden ihn bald wieder besuchen müssen; er muß sich vorläufig daran wenigstens gewöhnen, uns zu sehen, uns kennen zu lernen und unsre große Liebe ein klein wenig zu erwidern." Sie sprach von ihm, und da auch ich nicht einen Augenblick aufgehört hatte, an ihn zu denken, wurde ich ernst und dachte: „Wir wollen ihn bald entwöhnen und von der Amme nehmen. Doch bis dahin müssen wir ihn oft besuchen; es ist durchaus notwendig, daß er uns lieben lerne."

* * *

Diese unsre Pflicht vernachlässigten wir wahrhaftig nicht; die brave Marianna war nicht eine Woche mehr vor uns sicher; jeden Augenblick konnten wir hinter ihr auftauchen und sie auf frischer That ertappen, falls sie etwa unser Würmchen nicht mit der gehörigen Liebe behandelte. Doch sie kam nie in Verwirrung, und nie verschwand das hübsche Lachen von ihren Lippen; auch sie besaß ihren Talisman: sie hatte unsern August wirklich von Herzen lieb.

„Es ist ganz, als wenn's mein eigner wäre," sagte sie, um uns zu beruhigen — und bei diesen treuherzigen Worten spürte ich in mir selber einen kleinen Aufruhr von Gefühlen und konnte hiernach eine wahre Schlacht in Evangelinas Herzen ahnen.

„Er ist ein Schelm," versicherte manches Mal die niedliche Amme, „er weiß sich einzuschmeicheln, er steckt ganz voller Streiche. Ich behaupte, aus dem wird einmal etwas werden ... denn er hat Talent, glauben Sie mir."

Wir hörten schweigend zu, halb beglückt, halb gedemütigt, daß wir über den ganzen Wert unsres Kindes von einer

Fremden aufgeklärt werden mußten. Dann beugte sich Evangelina über das kleine Wunderkind, es zu küssen; und ich, da ich mir meines Schnurrbarts wegen so viel nicht herausnehmen durfte, stotterte nur, anstatt meiner Freude über die klugen Streiche meines Herrn Sohnes Ausdruck zu geben: „Wir wissen schon!“

Darauf ließ die Amme ihre tadellosen Zähne sehen, und einen Augenblick benutzend, in welchem Augusts rosiges Gesichtchen frei war, drückte sie ihm ungeniert einen geräuschvollen Schmatz auf, den der Kleine sich ohne Murren gefallen ließ. Wenn wir dasselbe gewagt hätten, der Himmel mag wissen, was für ein Geschrei gefolgt wäre!

„Mich kennt er, von mir läßt er's geschehen,“ sagte Marianna, „zu andern geht er nicht, da ist keine Sorge.... Nachts, wenn ihm kalt wird, macht er Lärm; dann nehme ich ihn mit in mein Bett, und er, o, er weiß ganz gut, wohin er sein Gesichtchen legen muß.“

„Guter Gott,“ murmelte Evangelina, „und wenn du ihn erstickteſt?“

„Ich ihn ersticken!“ rief die Amme, „du, sag doch selbst 'mal, ob ich dich ersticke?“ ... Und da August nichts sagte, entwickelte sie der unpraktischen jungen Mutter umständlich ihre liebevolle Kunst, den Kleinen ohne jede Gefahr im Bett zu halten; und sie wahr so glücklich und so munter in ihrer Beweisführung, daß Evangelina sich am Ende für ganz befriedigt erklären mußte. Aber ach, die Wahrheit war es doch nicht, arme Evangelina; du warst doch nicht ganz befriedigt.

Viertes Kapitel.

Unsre Wohnung begann sich unterdessen allmählich zu verschönern; fast jede Woche bereicherte sie sich um irgend einen kleinen Schmuckgegenstand: außer dem Kalender, der

sich in meinem Arbeitszimmer prächtig präsentierte, besaßen wir schon ein Thermometer, fast an allen Fenstern weiße Gardinen, im Vorzimmer Geranien, Rosen und Nelken auf einem hölzernen Blumentreppchen, das nach dem Muster unsres Kleiderständers in Eichenholzimitation gestrichen war (ein Gedanke von mir, der Evangelinas vollsten Beifall hatte); auf dem Tische im Empfangszimmer stand ein Cigarrenhalter, immer gefüllt mit „Virginias", die im Dienst unsres häuslichen Anstands mit Ehren alterten (ein Einfall von ihr, der bei dem Nichtraucher Epaminondas wenig Anklang fand), und das war noch nicht alles: wir besaßen auch eine Wanduhr, welche die ganzen und die halben Stunden mit ungewöhnlich würdevollem Schlage verkündete, einen Operngucker, ein hübsches Schreibzeug von Glas und sogar zwei Leuchter von Porzellan.

Wir hatten auch noch andre Sachen, die aufzuzählen nicht schwer, wohl aber langweilig wäre, und wieder andre schafften wir zu jenen Stück für Stück mit immer neuem Vergnügen an. Eins jedoch fehlte uns noch, wünschenswerter, aber auch kostspieliger als alles andre — eine Hängelampe für den „Salon", die gerade in der Mitte der Decke, über dem Tisch angebracht werden sollte. Wir hatten uns auf jede Weise bemüht, diesem verderblichen Wunsche zu widerstehen: ich zum Beispiel hatte ein Photographienalbum erstanden und es auf den Tisch gelegt in der Meinung, nun leichter auf die Lampe Verzicht leisten zu können; Evangelina ließ mich eines Tages unvermutet eine Nachfolgerin unsrer seligen Amsel entdecken, deren Bauer seit länger als einem Jahre Trauer getragen hatte.

Dieses alles war immerhin schon etwas, war sogar viel und machte uns glücklich — aber nicht zufrieden: nachdem wir in sinnreicher Symmetrie Verwandte und Freunde in dem Album verteilt hatten, erhob Evangelina unwillkürlich den Blick zur Decke, und ich selbst, wenn ich eine Weile dem

Zwitschern der Amsel in der Fensternische zugehört hatte, fand mich unvermerkt in Betrachtung versunken vor der vielbesprochenen Lampe, die noch immer nicht da hing, wo sie hängen mußte. Ja, sie mußte dort hängen, es war notwendig — ein Salon und keine Lampe — man urteile selbst!

Ohne mir etwas zu sagen, aber doch nicht so ganz im Verborgenen, daß ich nicht bei meinem Nachhausekommen ein Geheimnis hätte wittern können, hatte Evangelina mir mit ihren Händen eine hübsche Ueberraschung bereitet. Ihr zuliebe that ich so, als merkte ich nicht das Geringste, und erst am Morgen des großen Tages, als eine ungewöhnliche Heiterkeit meiner Frau und eine gewisse absonderliche Art zu lächeln einem Blinden verraten hätten, daß die Ueberraschung fertig war, erst da hielt ich es für meine Pflicht, mich als scharfsinnigen Mann zu zeigen, und sagte mit schlauem Gesicht zu ihr: „Liebe Evangelina, du hast mir einen Streich ausgeheckt oder bist dabei, es zu thun."

Wenn ich ein klein wenig weiter in sie gedrungen wäre, hätte die Aermste mir alles auf der Stelle eingestanden, wozu sie wirklich die größte Lust hatte; ich wollte jedoch nicht, daß sie in einem Augenblick der Schwachheit die Hälfte des Lohnes verschwendete, auf den sie ein Recht hatte; ich wollte ihr mit einem ungeheuren Erstaunen zur richtigen Zeit den vollen Preis ihrer heimlichen Mühe zahlen — ich nahm also ihr erstes Leugnen für bare Münze, lenkte das Gespräch auf etwas anders und sprach beim Hinausgehen zu mir selber: „Ob es wohl morgen losgeht? Und was es nur werden mag?"

So lange brauchte ich glücklicherweise nicht zu warten. Evangelina hatte Mitleid mit mir und mit sich selbst; als ich nach Hause zurückkam, ließ sie mich die große Entdeckung machen, daß — wer ahnt es? — in unserm Salon gerade in der Mitte der Decke an papiernen Ketten ein allerliebstes

Körbchen, gleichfalls aus buntem Papier geflochten, hing, daraus Blumen und Gräser in reizender Fülle hervorquollen.

„Gefällt es dir?“ fragte mich Evangelina mit einem Zittern der Freude in ihrer Stimme.

„Alle Achtung!“ erwiderte ich schlagfertig, „da hast du eine glänzende Idee gehabt, eine wirklich glänzende Idee.“

„Nicht wahr, es macht sich gut?“

„Prächtig macht es sich; es ist genau, als ob die Lampe da hinge; der Effekt wenigstens ist vollkommen derselbe.“

„Siehst du, das war auch mein Gedanke: wenn an der Decke ein Körbchen hängt, werden wir leichter auf die Lampe verzichten, die uns doch zu teuer ist, wenigstens für jetzt, solange die Klienten noch nicht in Strömen kommen. . . .“

„Du hast recht; an die Lampe werden wir nun gar nicht mehr denken.“

O Eitelkeit menschlicher Berechnungen! O trügerische Hoffnung, unsern Leidenschaften mit Arzneien beikommen zu können! Das Körbchen, welches die Lampe aus unsern Gedanken verdrängen sollte, weckte im Gegenteil jeden Augenblick die Erinnerung daran. „Ihr meint, daß ich mich hier gut ausnehme, und unrecht habt ihr nicht; aber noch schöner wird an meiner Statt die Lampe aussehen; ich werde dann ein sehr nettes Plätzchen in der Fensternische zwischen den weißgewaschenen Gardinen finden.“ So setzte uns das Körbchen zu, bald mit freundlichem Scherz, bald mit derbem Spott, doch immer mit der gleichen stummen Beharrlichkeit.

Um es kurz zu machen, nach einer Woche qualvollen Ringens verließen wir eines Morgens selbander das Haus, wie von unserm Verhängnis getrieben, wanderten hurtigen Schrittes zum nächsten Laden, traten ohne Wanken ein, und nach einer höchst peinlichen Auswahl kehrten wir nach Hause zurück nicht ohne die Begleitung eines dienstbaren Geistes, der unsre Lampe trug.

Als wir den Salon betraten, erregte das Körbchen

zum erstenmal mein vollkommenes Mitleid; doch schwieg ich; Evangelina selbst war es, die bei seinem Anblick lustig ausrief: „Um Gotteswillen, und das Ding konnten wir hübsch finden!“

Zwei Stunden später standen wir Hand in Hand auf der Thürschwelle, um zu prüfen, wie sich unser Salon so aus der Entfernung präsentierte mit seiner wunderbaren Hängelampe in der Mitte und dem Blumenkörbchen in der Fensternische. Es war ein großartiges Schauspiel; wir aber, durch Erfahrung gewitzigt, zügelten unsre Begeisterung und begnügten uns festzustellen, „daß das Haus des Rechtsanwalts Placidi nach etwas auszusehen beginne. . . .“

* * *

Noch hatte August sein Vaterhaus nicht besucht. Zuerst die Winterkälte, dann die Regengüsse oder das unbeständige Wetter des Frühlings hatten zur Vorsicht gemahnt; jetzt aber glänzte die Julisonne vom Himmel, die Tage waren lang, er konnte ohne Gefahr am Morgen kommen und am Abend gehen. Und er kam.

Dieser Tag war ein Festtag im Hause des Rechtsanwalts Placidi. Eine gute Weile hatte ich es geschehen lassen, daß Evangelina ihren August auf dem Arm behielt, ihm unter endlosen Küssen gewisse Wörtchen ohne Sinn vorlallte und ihm tausendmal mit schmeichelnder Stimme die melancholisch-sanfte Frage that: „Kennst du sie noch nicht, deine Mama?“

Ja, als ein Mann, der warten gelernt hat, ließ ich sie gewähren; die Reihe mußte doch endlich auch an mich kommen und ich begnügte mich, das Kind von weitem anzulachen, indem ich hinter meinem Weibchen her das Zimmer durchwanderte oder mich über ihre Stuhllehne beugte. Die Amme ihrerseits hielt sich für verpflichtet, bei dem Kleinen zu bleiben, und wenn sie auch nicht wagte, sich auf die neuen Polsterstühle zu setzen, die sie in Respekt hielten, stand sie

doch immer da und ging nicht fort. Ich fing an, mich zu ärgern, daß sie gar keine Lust bekommen wollte, ein bißchen durch die Stadt zu schlendern, die Galerie oder den Dom zu besehen, und ich wußte nicht recht, auf welche Art ich sie fortschicken sollte, ohne sie zu kränken.

Zum Glück kam auch meine Frau auf diesen Gedanken. „Marianna," sagte sie plötzlich zu ihr mit ausgesuchter Höflichkeit, „geh in die Küche und laß dir von dem Mädchen etwas Brühe aufwärmen; du wirst doch gern ein Süppchen essen?"

Marianna sagte nicht nein, empfahl meinem Söhnchen, sie ohne Weinen zu erwarten, und verschwand. Ich aber ging ihr ruhig nach und schloß die Thür geräuschlos hinter ihr ab, dann drehte ich mich um, Evangelina überreichte mir den Jungen und legte ihn sorgfältig auf meinen Armen zurecht. Es schien wie ein abgekartetes Spiel.

Ich machte meinem Sohne bemerklich, daß ich mich eben erst eigens für ihn gründlich rasiert habe, er könne darum ohne Furcht sein Gesichtchen an des Vaters großes Antlitz legen; und ich erklärte ihm, was „der Papa" sei, und wieviel Liebe und Dankbarkeit er ihm schulde.

August war liebenswürdig, ließ mich reden und schrie nicht; manchmal blickte er mir sehr neugierig in den Mund, als hätte er meine wunderlichen Worte daraus hervorschlüpfen sehen; darauf ließ er seine erstaunten Augen rund herum durch die Stube wandern. Nunmehr ward ich kühn und führte ihn zu Besuch durch sein ganzes Vaterhaus — die Küche ausgenommen — indem ich bei jedem Gegenstand, der einen Ton von sich geben konnte, stillstand und denselben berührte; auch hielt ich ihn vor jeden Spiegel, der sich im Hause befand (es waren ihrer drei, den Rasierspiegel mit inbegriffen) in der Hoffnung, sein Erstaunen immer wachsen zu sehen.

Aber nein, sein Erstaunen wuchs nicht — es war wie unser Fest, wie unsre Liebe, tief, gleichmäßig, ruhig, uner-

schütterlich. Er weinte nicht, und wir waren nur in Verlegenheit, wie wir ihm unsern Dank bezeugen sollten.

„Wollen wir ihm seinen Brei geben?"

„Ach ja, wir wollen!"

Meine Frau ließ August in meinen Händen zurück, um in die Küche zu gehen, und ich war nicht eher ruhig, als bis ich sie wiederkommen sah mit einem Näpfchen und — ohne die Amme. August sträubte sich anfangs, dann kostete er den Brei und schien ihn schmackhaft zu finden, denn er verlangte mehr, und wir ließen nicht ab, seine Artigkeit zu loben und ihm zu jedem Löffel zuzureden.

„Wir wollen doch versuchen, ihn auszuwickeln," sagte ich nachher, „es wird ihm Vergnügen machen, sich frei zu fühlen."

Wir versuchten es, und als das endlos scheinende Wickelband zuletzt doch völlig abgewunden war und unser Sohn sichtbar ward, nur noch von seinem Hemdchen verhüllt, aufrecht auf dem Tisch stehend, gleich einem jungen Gott aus der Mythologie, da rief ich begeistert aus: „Ich will ihn sehen, so wie Gott ihn geschaffen hat!"

Wir zogen ihm auch das Hemdchen ab, und er zeigte sich unsern bewundernden Blicken in seiner vollen, unverhüllten Schönheit. „Phryne vor dem Areopag!" sagte ich scherzend.

Evangelina sah mich an, gab durch ein Lächeln ihre Zustimmung zu dem Witz zu erkennen und setzte darauf ganz ernsthaft hinzu: „Er ist noch hübscher!"

Fünftes Kapitel.

Dieser Tag hätte kein Ende nehmen dürfen und ging doch schneller vorüber als alle andern. Die grausame Stunde kam, da unser Sohn wieder gewickelt und bekleidet und mit dem Häubchen geschmückt zum letztenmal in den Armen seiner Mutter lag und nur noch auf Giuseppe wartete, um

uns zu verlassen. Und auch Giuseppe kam, der in der einen Hand seine Mütze hielt und mit der andern allerlei unsichere Bewegungen machte. Dann senkte sich die Nacht über unsre Zimmer, ohne daß wir das Dunkel merkten, denn noch durchleuchtete sie für uns der teure Abwesende. Erst das Mädchen, das lange danach die angezündete Lampe hereinbrachte, entriß uns dem beglückenden Traum: und nun erst waren wir ganz allein.

„Jetzt schläft er schon," sagte Evangelina; sie nahm mir das Wort aus dem Munde.

„Und träumt von Papa und Mama ... vom Papa aber ganz besonders."

Da der Scherz zur Aufheiterung noch nicht genügte, rief ich das Mädchen und gab ihm einen Wink, den es schnell begriff.

Jetzt lächelte Evangelina.

Ich zögerte ein Weilchen, meine Frau mit theatralischer Wichtigkeit zurückhaltend, und zählte die Minuten auf unsrer Pendeluhr. Endlich sprach ich: „Wir können gehen." Ich gab Evangelina den Arm und wir gingen, ich tiefernst, sie lachend, um uns des herrlichen Lichts unsrer Hängelampe zu freuen, das unsern Salon durchstrahlte.

* * *

Von diesem Tage an wiederholten sich sowohl Augusts als unsre Besuche häufiger, und gegen das Ende des Herbstes fühlten wir bei der Heimkehr aus Musocco nicht mehr den heimlichen Kummer von ehedem. Zwischen unserm Sohn und uns war ein freundschaftliches Verhältnis entstanden, er konnte nunmehr „Papa" und „Mama" sagen, und wenn er sich auch gewöhnlich erst ein wenig bitten ließ, setzte er uns doch jedesmal durch seine schauderhafte Aussprache dieser zärtlichen Namen in wahres Entzücken. Die große Hauptstraße erschien uns fortan nicht mehr so staubig wie sonst, und die lombardische Ebene offenbarte unsern Augen die mannigfaltigsten Reize, die köstlichsten Aussichten.

„Hast du bemerkt? Er hat mich schon von weitem erkannt und hat vor Freude mit den Aermchen gezappelt!“ sagte die Mama.

„Ganz richtig,“ erwiderte der Papa, „er hat uns gleich erkannt; und als ich ihm die schönen Weintrauben zeigte, die wir ihm mitgebracht, hast du wohl gesehen? Da hat er die Hände alle beide ausgestreckt.“

„Ja, und er wollte damit sagen ‚Zwei‘, denn er verlangte für jede Hand eine Traube.“

Das alles war streng der Wahrheit gemäß; unser Sohn kannte uns und kannte die Trauben, obgleich die Weinlese noch nicht begonnen hatte, und wenn er von dem, was nach seinem Geschmacke war, viel haben wollte, drückte er das höchste Maß von Kraft und Menge durch seine Hände aus: und das waren eben zwei.

Ja, alles dies vollbrachte August, und er versetzte damit seine Mutter in heitere Laune und weckte die schlummernden philosophischen Neigungen des Papas, welcher im Anschluß daran höchst wundersame Betrachtungen über „Eigentum und Besitz“ anstellte — leider nicht allemal im verschwiegenen Busen allein!

Und eines Tages, es war ein wunderschöner Apriltag, kam August an mit einem Veilchensträußchen in jeder Hand, Veilchen hatte die Mama so gern, und die Amme wußte das; aber irgend jemand hatte vielleicht meinem Sohne gesagt, daß aus seiner Hand die Veilchen auch den Papa beglücken würden, und deshalb hatte er zwei Sträuße verlangt.

Im übrigen kam er an jenem Tage ins Haus geradeso, wie er immer gekommen war, drehte die Augen neugierig hierhin und dorthin, lachte Papa und Mama an, wie nur er allein zu lachen verstand, ließ sich der Reihe nach durch alle Zimmer tragen und machte sein Schläfchen von einer Stunde in der Wiege, alles das ganz in derselben Art wie früher; doch wenn er nur das that, was er immer gethan

hatte — zeigte er denn etwa eine ungewohnte Würde oder eine so besondre Liebenswürdigkeit, daß er in unserm Herzen eine glänzendere und tiefere Freude als je zuvor erweckte? Nein, das nicht: aber August kam, um nicht wieder zu gehen.

Während dieses ganzen Tages sah ich in den Augen der Amme zwei Thränen schimmern; Mitleid aber hatte ich nicht mit ihr: das Glück machte mich grausam. Und als die Abschiedsstunde kam, Evangelina Mariannen das Kind zum Kusse reichte und die arme Frau erst ihrer natürlichen Gemütsart folgend lachte, dann weinte, dann nochmals lachte über ihren Giuseppe, der sich die Thränen mit seiner Hutkrempe abwischte: da empfand ich eine wirre Mischung von guten und bösen Gedanken. Ein Gefühl drängte sich vor allen hervor: die Freude, meinen Sohn gleichgültig zu erblicken. Und ich verriet es ihm halb ernst, halb scherzend: „Bravo, du bist ein Held!“

Da aber lachte die Amme nicht mehr.

Evangelina warf einen mitleidig mahnenden Blick zu mir herüber, der mir ganz den dunkeln Abgrund meines Vaterherzens enthüllte, und übergab mir August, um unbehindert das bethränte Antlitz küssen zu können, von dem unser Kind lachen gelernt hatte. Und darauf lachte die Amme wieder.

Diesem Auftritt, dessen peinliche Einzelheiten mir später oft wieder vors Auge traten, wohnte ich damals mit mühsam verhehlter Ungeduld bei; aller Schmerz jener armen Frau, die nun aufhörte Augusts Mutter zu sein, wurde winzig klein im Vergleich zu dem gewaltigen Aufschwung, den mit einem Schlage das Hochgefühl meiner Vaterwürde nahm. Ich hielt August auf dem Arm und erwog, daß er in wenigen Minuten voll und ganz „mein Sohn“ werden würde. Ich lächelte dem unglücklichen Giuseppe zu und dachte dabei heimlich, wie gern ich ihn aus der Thür werfen würde.

Sie gingen fort — und August weinte nicht.

Als wir mit dem kleinen Helden allein geblieben waren,

fühlten wir uns eine Zeitlang ganz benommen von unserm Glück; wir wußten nicht recht, wie wir seine Ankunft würdig feiern und ihm zeigen sollten, welche Erquickung er uns durch seine musterhafte Haltung bereitet hatte. Wir sagten's ihm unter Küssen, als ob er uns verstehen könnte; und wer weiß? Vielleicht verstand er uns ganz gut.

„Ein prächtiges Kerlchen!" sagten wir. „Wie verständig er ist!"

„Ein prächtiges Kerlchen bist du! Sehr vernünftig bist du! Ja!"

„Schaust du mich an? Ich bin der Papa . . ."

„Ich bin deine Mama . . ."

Er weinte nicht!

„Lache 'mal!" sagten wir und tippten ihm aufs Mäulchen. „Lache 'mal! So; schön; — sag 'mal ‚Mama!' Sag's doch . . ."

Er lachte nicht und sagte nicht „Mama"; doch er erreichte dieselbe Wirkung, als ob er alles gethan hätte, was wir von ihm verlangten, denn — er weinte nicht.

Am Abend aber, als die Stunde kam, wo er schlafen mußte, und er sich in einer neuen Wiege sah und in einem andern Raume als in dem weiten Gemach, worin er sein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte, da schien er in seiner Umgebung etwas zu suchen und jemand zu vermissen. Wir beugten uns über ihn, ließen all unsre Liebe aus unsern Augen leuchten, um seinen Mut zu stärken — vergebens, August stieß einen Schrei aus, der mir ins Herz schnitt, und weinte. Weinte lange, weinte allzulange, weinte so lange, daß ich mit dem Mitleid zugleich schon Ueberdruß empfand.

„Er ist müde," sagte ich, „und quält sich, wach zu bleiben, nur damit er heulen kann. Wir wollen ihn nicht mehr beachten. Mag er schreien, so viel er will."

Aber kaum daß wir Miene machten, uns von seiner Wiege zu entfernen, so schrie er noch toller, und wir kehrten zu seinem Kopfkissen zurück, gerührt und geschmeichelt.

„Er ist unartig, aber er hat uns lieb," sagte ich zu meiner Frau, „er hat uns wirklich lieb."

Endlich überraschte ihn mitten im Schreien der Schlaf. Es ward ein tiefes Schweigen im Hause des Rechtsanwalts Placidi.

* * *

Mit welcher Freude begrüßte ich den Anbruch des nächsten Morgens, der ihn uns in seiner Wiege zeigte, ruhig und mit offenen Augen. Und mit welchem Schrecken sah ich die verhängnisvolle Stunde nahen, da er wieder schlafen gelegt werden mußte!

„Jetzt wirst du hören, wie er toben wird," sagte ich zu Evangelina, gleichsam um meinen Sohn zu reizen, daß er mich Lügen strafe. Evangelina antwortete mir nicht, und August ließ sich nicht fangen durch meine List, er weinte, wie man kaum im tiefsten Jammer weinen kann; diesmal aber weinte er mit Methode, indem er sich von Zeit zu Zeit eine ganz kurze Erholungspause bewilligte, um Atem zu schöpfen.

In einer dieser Pausen trafen mein Ohr folgende Worte meines Hausnachbarn, die in der deutlichen Absicht gesprochen waren, durch die Wand verstanden zu werden: „Was die nur mit dem Kinde vornehmen mögen? Sie müssen ihm rein die Haut abziehen."

„Nein, Herr Nachbar," entgegnete ich, seinen Tonfall nachahmend, „wir wickeln ihm höchstens eine um."

Evangelina lachte und August nahm seine klangvolle Thätigkeit wieder auf.

Die Sache ging so noch einige Tage fort; wir machten einen verzweifelten Versuch, ihn in einem andern Zimmer zu wickeln und zu warten, bis der Schlaf ihn im Arm der Mama ergriff, um ihn dann leise in seine Wiege zu betten; — doch als wir uns auf den Zehen wegschlichen, wachte der unselige kleine Schlingel sofort wieder auf, überschaute die Situation und rief uns mit einem Kommandoschrei zurück. Man sah deutlich, es war die reine Tücke; und jeden Abend

fürchtete ich, dieselbe meinem Sohne all mein Leben lang nicht verzeihen zu dürfen: — doch jeden Morgen, bei seinem ersten unschuldsvollen Blick, schlossen wir wieder Frieden.

Und überdies, wenn er auch im Augenblick des Zubettgehens seine regelmäßige Unart beging, den ganzen Tag hindurch war er dafür gut wie das Brot, gut wie der Brei und gut wie das Süppchen, das er so gern aß.

Schon begann er mich anzulachen, die Hand auszustrecken, wenn er meinen Bart zupfen wollte, wenn er vom Arm der Mama auf meinen kommen wollte. Er konnte sogar noch mehr: er stand aufrecht, ohne zu fallen, wenn er nur einen Stuhl zum Anlehnen hatte und seine Klapper mit den Klingelchen dran, um sich die Zeit zu vertreiben. Alles in allem, er machte uns glücklich und versprach, uns später noch viel glücklicher zu machen. — Im Leben ein Ziel zu haben, das ganz nahe zu erreichen ist, und das, wenn es erreicht ist, keiner Illusion die Flügel stutzt, ist es nicht vielleicht die höchste Glückseligkeit auf Erden? — Unser Ziel war die Zeit, wo August allein von Zimmer zu Zimmer wandern würde, um von seinem ganzen Vaterhause Besitz zu ergreifen.

Sechstes Kapitel.

Eines Morgens, als wir kaum aus dem Bett gestiegen waren und noch nicht Kaffee getrunken hatten, wen fanden wir in der Küche? — die Amme. Sie war von Musocco mit der ersten Dämmerung aufgebrochen, in Begleitung ihres Giuseppe, einzig und allein um „ihren" Kleinen zu sehen; Giuseppe war gewissen Geschäften mit Seidenraupen nachgegangen und würde später kommen, denn auch er, der Aermste, konnte die Sehnsucht nach August nicht mehr ertragen. Während sie dies berichtete, lachte die arme Marianna immer noch, aber in eigner Art.

Ihr Besuch erregte uns beiden Langeweile und mir Aerger; — sie schien uns das anzufühlen und bat uns mit den Augen um Entschuldigung.

Evangelina wurde weich, ich nicht; wenn ich an Augusts nächtliche Gesänge, die fast bis an den Morgen währten, dachte, fand ich in mir nicht einmal so viel Kraft christlicher Liebe, meine üble Laune zu verbergen.

„Es sind erst acht Tage!" sagte ich. „Euer Besuch macht uns immer Vergnügen; daß Ihr August lieb habt, begreifen wir vollkommen; aber wenn August Euch sieht, fängt er wieder von vorn an. . . ."

Mein Vaterstolz war tief verwundet durch dieses Geständnis, nichtsdestoweniger vollendete ich es ganz: „Wenn August Euch sieht, wird er mit Euch wollen; noch ist er nicht recht an die Trennung gewöhnt; noch gestern hat er geweint" — das stimmte nicht: seit zwei Nächten war er still gewesen — „morgen wird er gar keine Ruhe mehr haben. . . ."

Marianna, die den Kopf gesenkt hatte, erhob ihn wieder unter Thränen lächelnd.

„Er hat geweint, weil er mich haben wollte, ist's nicht so? Gerade mich wollte er haben?"

„Nun ja . . . wahrscheinlich er wollte Euch; er ist an Euch gewöhnt; wenn er Euch sieht, ist er im stande, eine Woche lang hintereinander weg zu schreien . . . er könnte sogar krank davon werden. . . ."

Da ich meine Vatereitelkeit nicht hatte schonen können, übertrieb ich absichtlich noch die Gefahr. Evangelina schwieg, vermutlich weil sie zu keinem Entschlusse kommen konnte — da ließ sich aus dem Schlafzimmer das Wimmern des Kindes vernehmen, das eben erwachte und nach uns schrie.

„O du liebe Seele!" rief Marianna aus; weiter hörte ich nichts, weil ich im Laufschritt davoneilte, um meinen Sohn nicht warten zu lassen.

Gleich darauf kam Evangelina mir nach, mich bei seiner

Einkleidung zu unterstützen; doch Auguſt und ich hatten uns beeilt, um der Mama eine hübſche Ueberraſchung zu bereiten, und als ſie eintrat, waren wir eben fertig mit dem Anziehen des blauen Kleidchens. Ich wollte unſern Triumph ſo recht auskoſten, allein mein Weib ließ mir keine Zeit dazu.

„Ich hab' es ihr klar gemacht," ſagte ſie etwas melancholiſch.

„Wem?"

„Der Amme. Ich hab' es ihr klar gemacht, und ſie ergibt ſich drein, fortzugehen."

„Iſt ſie fort?"

„Sie wird gleich gehen; auch Giuſeppe iſt da ... ſie wollen augenblicklich gehen."

„Sie können immerhin erſt etwas frühſtücken. ..." Den Rat gab mir mein leiſe erwachendes Gewiſſen ein.

„Sie ſind eben dabei."

„Gott ſei Dank!" rief ich etwas aufgeregt. „Ueber vier Wochen mögen ſie wiederkommen, in Gottes Namen auch ſchon über vierzehn Tage, wenn dieſer kleine Schelm den ganzen Abſtand zwiſchen ſeinen Eltern und der Amme erkannt haben wird ... dann können ſie ihn ſehen, ſoviel ſie wollen."

„Ich habe verſprochen, daß ſie ihn jetzt gleich ſehen ſollen," ſagte Evangelina ruhig.

„Ihn ſehen ſollen ...!"

Mein Ingrimm hatte keine Zeit, ſich Luft zu machen, da meine Frau mir raſch erklärte, in wie unſchädlicher Weiſe ſie unſern Sohn der Amme zu zeigen gedachte: „Sie wird in der Küche ſtehen, wir im Salon; durchs Schlüſſelloch ſoll ſie ihn ſehen."

Das war ein großartiger Gedanke, und ich fand nichts daran auszuſetzen — nur erbot ich mich, gleichfalls in der Küche hinter der Thür zu ſtehen.

„Warum das?"

„Man kann nie wiſſen ..."

Meine Frau ging mit Auguſt in den Salon, und ich ging in die Küche. Ich fand Marianna ſchon gerüſtet; Giuſeppe, der einen großen Brocken im Munde hatte, ſchluckte ihn hinunter auf die Gefahr hin, zu erſticken, und bot mir guten Tag. „Er iſt fertig," ſagte ich; „wenn ihr ihn ſehen wollt . . ."

Ohne zu antworten, legte die Amme ein Auge ans Schloß: „Da iſt er!" ſtammelte ſie und fuhr fort, unzuſammenhängende Worte zu murmeln, die wohl Schmeicheleien ſein ſollten. . . . „Gott! Wie hübſch er iſt!" rief ſie dann. „Sieh ihn dir auch an, Giuſeppe!"

Dabei wich ſie aber nicht von der Thür, und ihr Gatte mußte ihr ſeine eignen Rechte durch einen tüchtigen Rippenſtoß in Erinnerung bringen. Darauf ſagte er: „Mit Verlaub!" und ſtellte ſich ſeinerſeits auf den Beobachtungspoſten.

Aber die Amme war ungeduldig, ſah mich an, ſah ihren Gatten an und rief uns beiden noch einmal zu: „Wie hübſch er iſt!"

Endlich, da ſie ihrem Manne ſchon zuviel Zeit bewilligt zu haben glaubte, gab ſie ihm den gleichen zarten Wink, wie er ihr vorher, und der arme Pflegevater richtete ſich auf, zeigte mir ein verdutztes Geſicht und ſprach mit einer Reſignation, deren Grund ich nicht recht einſah: „So mußte es kommen!"

Unterdeſſen murmelte Marianna: „Der gute Junge! Die gnädige Frau ſagt ihm, er ſolle hierher ſehen, und er, die liebe Unſchuld, er ſieht wirklich her; — er weiß nicht, daß ich hier bin . . . du weißt es nicht . . . wenn du's wüßteſt . . . o du liebe Seele . . . Ach, wenn ich ihn doch küſſen könnte!" Und ſie drehte ſich um und ſuchte mit einem flüchtigen Blick zu erforſchen, ob es für ſie noch eine Hoffnung gäbe, dieſe Gunſt zu erlangen; dann hielt ſie, ohne die Antwort abzuwarten, das Auge wieder ans Schloß.

„Ueber vier Wochen," antwortete ich, „über vierzehn Tage vielleicht . . . aber jetzt hieße es ihm übel wollen, ja,

ihm übel thun.“ Und ich suchte mit den Augen Giuseppes Zustimmung, die er mir gehorsam, ob zwar mit schwerem Herzen gab.

* * *

„Da!“ rief plötzlich Marianna, „ich glaub', er will gehen! ... Die gnädige Frau hat ihn an den Stuhl gestellt, und er läßt los ... läßt los ...“

Länger widerstand ich nicht: „Ich will ihn auch sehen!“

Marianna machte mir Platz und ich sah durch das Schlüsselloch.

August hatte wahrhaftig den Stuhl losgelassen und stand im schönsten Gleichgewicht, wagte aber nicht, sich fortzubewegen, obwohl Evangelina gebückt zwei Schritte vor ihm stand, beide Hände ausstreckte, um ihn aufzufangen, und ihn mit Schmeicheleien lockte.

Man sah deutlich, August hatte die größte Lust zu laufen und sich in die Arme seiner Mutter zu werfen, aber die große Entfernung von ihr schreckte ihn.

Ich dachte: „Ich will ihm Mut machen!“ und sagte laut: „Thut mir den Gefallen und macht keine Dummheit!“ öffnete die Thür, jedoch kaum so weit, um mich durchquetschen zu können, trat ein und rief meinem Sohne zu: „Da, hier ist auch der Papa!“

Er verstand sehr gut, daß, wenn der Papa da ist, man sich vor nichts zu fürchten hat, und kaum hatte ich mich gebückt und ihm mit meinen Armen gleichfalls einen sicheren Hafen bereitet, so setzte er sich in Bewegung, anfangs mit keckem Anlauf; gleich darauf aber erschrak er über seine Tollkühnheit und warf sich verzweifelnd in die Arme — der Mama.

Durch die Küchenthür drang an mein Ohr ein leiser Ruf der Begeisterung, doch August hörte ihn nicht; ich aber drückte einen Kuß auf seinen Mund und sprach feierlich: Bravo! Den ersten Schritt hast du gethan; und jetzt, mein Sohn, immer tapfer voran!“

IV.

Bewölkter Himmel.

Erſtes Kapitel.

Mein Herz war verſtört, aber mein Antlitz lächelte, um Evangelina zu täuſchen.

„Was iſt dir?“ rief ſie aus, als ſie mich erblickte.

„Nichts. Und die Kinder?“

„Sie ſpielen.“

Ich lächelte noch angeſtrengter und wollte ihr einen Kuß geben; allein ſie beugte plötzlich den Kopf zurück, um mir in die Augen zu ſehen. Da fühlte ich mich entdeckt.

„Was iſt dir?“ fragte ſie dringender, und die Angſt, die jäh in ihr Mutter- und Frauenherz einzog, dämpfte ihre Stimme.

„Nichts,“ wiederholte ich, „die Kinder ſpielen?“

„Ja ... Auguſt! Laurina!“ ſchrie die arme Mutter.

Die beiden lieben Schelme kommen angeſprungen. Auguſt iſt der erſte und hüpft mit einem Satz auf meinen Arm, Laurina, dicht hinter ihm, wirft ſich zwiſchen meine Füße. Es gibt einen Sturm von Küſſen und Fragen; Auguſt iſt der Sprecher, Laurina lallt ihm die Worte nach. Doch heute lauſche ich nicht auf dieſe Muſik, ſie iſt mir faſt unverſtändlich. Ich betrachte ſie lange, ich küſſe ſie lange, meine Kleinen; zum erſtenmal empfinde ich einen bitteren Beigeſchmack in dieſer Freude. Ein forſchender Blick Evangelinas dringt mir ins Herz, ich merke, wie die Aermſte von Sorgen gequält wird, laſſe Auguſt hinabgleiten und mache die hartnäckige Laurina von meinen Beinen los. „Geht zum Spielen, ſeid aber artig und lauft nicht ſo ſehr, daß ihr nicht in Schweiß kommt ... das Fenſter iſt doch zu?“

Die Kinder antworten nicht; sie sind schon in der Küche. „Sei still," sagte ich zu meiner Frau, „höre nur, August spielt die Rollen des Tambours und des Generals zu gleicher Zeit, und Laurina — ich meine, ich sehe sie mit Augen — marschiert in seinen Fußstapfen und stellt das Heer vor."

Einen Augenblick blieb die Aermste still, dann fragte sie mit einer Stimme, in welcher alle Saiten des Mutterherzens zitterten: „Was ist geschehen?"

* * *

„Nichts," sagte ich. „Ich bin ein Thor, daß ich mir so viele Gedanken machte, als müßte dasselbe Unglück auch uns gleich treffen."

„Welches Unglück?" fragte Evangelina hastig und schien wenig ermutigt durch meine Worte.

„Wenn jemand aus unsrer Bekanntschaft von einem fallenden Dachziegel getroffen wird . . ."

Auf dem Gesicht des armen Weibes sah ich eine Wirkung des unbedachten Gleichnisses, die ich nicht erwartet hatte; rasch unterbrach ich mich und sagte mit verändertem Ton: „Nicht doch, du mußt nicht auch unnötig erschrecken; dem Rechtsanwalt Marozzi ist vorige Nacht sein Sohn gestorben, das ist alles . . . und ich wollte dir gerade sagen, daß das noch kein vernünftiger Grund ist . . ."

„Er ist an der Diphtheritis gestorben?" unterbrach mich Evangelina, die ganz blaß geworden war.

„Ja, an der Diphtheritis," stammelte ich, „aber ich sage mir selber, wenn jemand, und wäre es auch ein naher Freund, von einem Dachziegel getroffen wird, so zittern wir deshalb auf der Straße doch nicht vor jedem Hausgesimse."

Evangelina gab mir einen Wink, zu schweigen, und lauschte; von der Küche und dem Vorzimmer her drang bis zu uns der Lärm der Kriegstrommel, häufig unterbrochen von den Kommandorufen des Generals. Die Disziplin hin-

derte das Heer nicht, seine Stimme manchmal mit der des Kommandos zu vereinigen.

„Es war ein schöner Knabe," sagte meine Frau auf die Wand starrend, „gesund und kräftig, und ist so schnell gestorben? . . ."

„In wenigen Tagen . . ."

„Und die Aerzte?"

„Die Aerzte wußten nichts dagegen zu thun; sie verbrannten ihm die Kehle, gaben ihm Chinin ein; vorgestern besserte er sich, und gestern ist er gestorben."

Evangelina bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, dann schüttelte sie sich, und in ihren Augen leuchtete eine wilde Energie, als sie zum zweitenmal rief: „Auguſt! Laurina!"

* * *

Man hörte im Nebenzimmer die Stimme des Generals, der die Glieder lösen ließ, und alsbald machte das Heer von der Erlaubnis Gebrauch, die Mama zu besuchen und zu umarmen.

Auguſt, da er seine Schwester nicht hatte überholen können, ließ sich erst ein zweites Mal rufen, dann zeigte er sich in der Thür; aber er war noch damit beschäftigt, die Kommandofeuerzange in eine imaginäre Scheide zu stecken.

„Kommt her und laßt euch besehen," sagte meine Frau im scherzenden Ton, „hierher und gerade gestanden alle beide! Gut! Nun streckt die Zunge heraus . . . Sehr gut! Und jetzt zieht ihr sie wieder zurück . . ."

Allein die beiden kleinen Schelme waren ganz begeistert durch dies neue Spiel mit der Mama selbst, blieben stehen mit offnem Munde und herausgestreckter Zunge und lachten unbändig. Ich mußte Auguſt auf den Mund klopfen, um damit beide zugleich zur Ordnung zu bringen; denn sobald Laurina nicht mehr die Verpflichtung fühlte, ihren Bruder zu unterstützen, sprach sie mit ihrer gewohnten Würde: „Was ist da zu lachen?" und lachte nicht mehr.

„Hört, Kinder," begann die Mama, jetzt ernsthaft: „Auguſt, haſt du nicht etwas Kopfweh? Und du auch nicht, mein Püppchen? Und fühlt ihr keinen Schmerz in der Kehle? Wird euch das Schlucken nicht ſchwer?"

Auguſt hatte eine halbe Semmel in der Taſche. „Ich will mal ſehen," ſagte er und biß ein tüchtiges Stück ab, das er hurtig verſchwinden ließ.

„Ich will mal ſehen," begann Laurina und ſuchte an ihrem taſchenloſen Kleidchen herum; doch die Mama unterbrach ſie mit einem Kuſſe. „Ihr müßt es ſofort der Mama ſagen, wenn euch der Kopf wehthut oder der Hals. Und nun geht und ſpielt nur; lauft aber nicht zu wild, daß ihr euch nicht erhitzt."

Statt die Kommandozange aus der Scheide zu ziehen, machte mein Sohn den Bindfaden, der ihm als Gürtel diente, los und erklärte ſeiner Schweſter, ſie müßten etwas andres ſpielen. „Wir wollen Doktor ſpielen," ſagte er, „du mußt krank ſein, und ich muß dich kurieren."

„Ja, ja," rief Laurina, „wir wollen Doktor ſpielen."

Zweites Kapitel.

Ein Feind war in unſer Haus gedrungen: die Furcht. Unſer eignes Glück eben war es, das einen ſchweren Schatten um ſich her warf; all unſre Ruhe ging unter in dem abergläubiſchen Gedanken: „Wir ſind bisher allzu glücklich geweſen." In der Hoffnung zu leſen, daß die Diphtheritis völlig verſchwunden wäre, oder daß man ein unfehlbares Mittel dagegen entdeckt hätte, ſtudierte ich morgens und abends in der Zeitung die Zahl der „Fälle" und all das wunderliche Geſchwätz über die neue Epidemie.

Eines Tages ſandte ein braver Dorfarzt, der in meinen Augen ſogleich das Anſehen eines verkannten Genies gewann, das erſte Rezept gegen die Diphtheritis in die Welt, mit

der bündigen Versicherung, daß seine nach diesem System behandelten Kranken sämtlich geheilt wären. Und ich fühlte mich stark in Versuchung, auf den Markt zu stürzen, das Volk um mich zu versammeln und das Rezept vorzulesen; auch fragte ich mich ernstlich, ob es kein Mittel gäbe, alle Aerzte, auch die berühmtesten, zu verpflichten, daß sie die Entdeckung des Dorfarztes ausprobierten. „Freilich," dachte ich boshaft, „wird es den Herren Stadtärzten nicht eben erfreulich sein, bei ihrem Kollegen vom Lande in die Schule zu gehen."

Einstweilen schnitt ich mit der Schere das kostbare Rezept aus der Zeitung aus und verwahrte es in meinem Taschenbuche. Doch am nächsten Tage fühlten zwei andre ländliche Heilkünstler die Verpflichtung, dem Publikum ihre eigne Kurmethode zu offenbaren; und diese beiden Methoden waren untereinander so verschieden als möglich; und wunderbarerweise hatten sie beide auch mit der Methode des ersten Arztes nicht die entfernteste Aehnlichkeit, obgleich sie alle beide ebenso unfehlbar waren. Ich schnitt auch diese Rezepte mit der Schere aus und verwahrte sie zur Beruhigung meines Gewissens, ohne mich jedoch zu entscheiden, ob Citronensaft, Karbolsäure oder reines Eis den Vorzug verdiene. Ein leichter Skepticismus hatte schon mein verwirrtes Gemüt berührt; doch glaubte ich immer noch, eins dieser drei Mittel müßte das rechte sein. In der Folge vervielfachten sich die Rezepte und die „Fälle" auch. Aus Gewohnheit fuhr ich mit meiner Sammlung fort, bis eines Tages Evangelina mit bitterm Lächeln zu mir sagte: „Was würde eine unglückliche Mutter thun müssen? Alle Rezepte in einen Hut werfen und eins von ihrem kleinen Kranken ziehen lassen . . ."

„Oder aber," sagte ich, „eins nach dem andern probieren."

„Gestern," entgegnete sie mir mit heiserer Stimme, „wurde ein siebenjähriges Kind mitten im Spiel von der Krankheit ergriffen, und heute ist es gestorben; einige Tage

früher ist der Sohn eines Arztes nach wenigen Stunden in die andre Welt gegangen."

„Woher weißt du das?" fragte ich.

Auch meine Frau las seit einigen Wochen die Zeitung.

Drittes Kapitel.

Längst schon vernahm ich sie im Herzen, die heimliche Stimme, die uns das Leid verkündigt; doch ich versuchte mich selbst zu täuschen und Evangelina Mut einzuflößen. „Unsre Stürme haben wir auch gehabt," sagte ich, „wir haben auch unser Teil durchgemacht." Und ich stöberte in der Vergangenheit herum und suchte mühsam all die vergessenen Leiden unsres Lebens zusammen, um damit den Neid der Götter zu beschwören. „Denkst du noch an den Tag, da im ganzen Hause des Rechtsanwalts Placidi nicht ein Heller mehr übrig geblieben war?"

„Und du deine schöne Uhr versetzen mußtest . . . ob ich daran denke!" seufzte meine Frau.

„Es geschah mehr als nur einmal," fuhr ich zu stöbern fort; „mir liegt sogar ein Weihnachtstag im Sinn, da wir wieder einmal die vielgequälte Uhr verjubelten. Und denkst du daran, wie August bei der Amme krank wurde? Welcher Schreck! Und als Laurina das böse Geschwür hatte und ein Arzt vom großen Hospital kommen mußte, es zu schneiden — welch Entsetzen! . . . Und die furchtbare Erkältung, durch die du völlig die Stimme verloren hattest! . . . Und . . . und . . ."

„Und der gewaltsame Tod unsrer Amsel infolge einer verschluckten Nähnadel . . .?" sagte Evangelina, einen ehrlichen Ton in unsre falsche Elegie mischend.

„Du machst jetzt Spaß: sag aber doch, war nicht wirklich auch das ein Kummer?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Sei nur ruhig," schloß ich mit einem heuchlerischen Seufzer; „wir haben genug gelitten."

Das war nicht die Wahrheit, und ich fühlte es wohl, als Evangelina treuherzig hinzufügte: „Ja, aber das ist solange her, und jetzt sind wir so glücklich! Und wie viel Freuden haben wir nicht zur Entschädigung genossen!"

Sie dachte einen Augenblick nach, und in diesem einen Augenblick konnte sie in der Vergangenheit so viele gemeinsame Freuden sammeln und frisch und lebendig der Vergessenheit entsteigen sehen, daß ihr Antlitz durch ein Lächeln verklärt wurde. „Hast du nie darauf geachtet?" sagte sie dann, „unsre Freuden folgen uns im Leben, die Leiden nicht; das Herz begräbt sie."

„Nein, das habe ich nicht bemerkt."

„Ich doch; wenn ich versuche, mir im Geiste die alten Genüsse wieder vorzustellen, so gelingt es mir, und das ist wieder ein neuer Genuß; und wenn ich mich im Ernst noch darüber betrüben wollte, daß du vor so vielen Jahren deine Uhr versetzen mußtest, und daß Laurina im vorigen Jahre ein böses Geschwür hatte . . ."

„Und wenn sie gestorben wäre?" unterbrach ich sie rücksichtslos.

Sie verstummte und blickte mich erschrocken an. Armes Mutterherz!

. . . Doch vergebens verschließe ich die Augen vor dem Gespenst des Schmerzes; der Schmerz ist da und spricht zu mir: „Bereite dich zu leiden!"

Viertes Kapitel.

Wir saßen bei Tische.

August hatte seine Suppe gegessen mit der Erklärung, daß er es nur thäte, um die Mama zufriedenzustellen; wir

hatten nicht darauf geachtet — er hatte immer Possen im Kopf! Doch als das Rindfleisch auf den Tisch kam, ergriff er seinen Teller und kehrte ihn ungestüm um.

„Was sind das für Manieren?" fragte meine Frau.

„Ich will nicht essen," entgegnete August.

„Was fehlt dir? Bist du nicht wohl?"

Er blieb dabei, ihm fehle gar nichts, aber er wollte nicht essen.

„Er macht's wie der Nini," warf Laurina dazwischen, „er hat es von Nini gesehen; Nini macht es immer so bei Tisch."

Es war möglich. Am Abend vorher war er zum Essen eingeladen gewesen bei einem Hausgenossen, um dem Nini Gesellschaft zu leisten, einer vielvermögenden Persönlichkeit, die ihre Eltern mit großer Strenge behandelte.

„Es ist ein Scherz," sagte ich jetzt.

Es war kein Scherz.

„Ist es also Eigensinn?" fragte ich; ich merkte, daß ich andre Saiten aufziehen mußte, „gib deinen Teller her!"

Da sah mir August starr ins Gesicht statt zu gehorchen, schob seinen Stuhl vom Tische zurück, ließ sich auf die Erde gleiten und machte Miene, sich zu entfernen. Wir sprangen gleichzeitig auf, Evangelina und ich, beide zitternd.

„August!" stammelte ich.

„Lieber August!" rief die arme Mutter, „was fehlt dir?"

„Nichts fehlt mir," sagte der kleine Widerspenstige.

Ich befühlte seine Stirn. Sie glühte.

Da er sich nun verstanden wußte, widerstrebte er nicht länger. Ich nahm ihn auf den Arm und legte ihn, bekleidet wie er war, auf sein Bettchen. Evangelina kam hinter mir her. Bleich und stumm beugten wir uns über ihn. Er hatte keine Lust, auf unsre Fragen zu antworten; aber er bereute schon, unartig gewesen zu sein, und versuchte uns zu Gefallen zu lächeln.

„Wir müssen den Arzt holen lassen," sagte Evangelina

angstvoll, „schicke das Mädchen; ich ziehe ihn aus und lege ihn zu Bett.“

Ich machte mich auf wie ein Gerichteter; Augusts Blicke begleiteten mich bis an die Thür. Als ich beim Eßzimmer vorüberging, sah ich Laurina, die auf ihrem hohen Stuhle sitzen geblieben war. Sie rief mir zu: „Papa, warum ist August unartig?“

„Er ist krank,“ sagte ich stehenbleibend.

„Höre, Papa,“ sagte sie, „komm mal her!“ Und als ich zu ihr trat, sollte ich mich bücken, so daß sie mir ins Ohr sagen konnte: „Nicht wahr, Papa, du hast ihn nicht gescholten?“

Fünftes Kapitel.

„Wir wollen das Beste hoffen,“ sagte der Arzt zu mir, als wir zu dem kleinen Patienten gingen. Schon vor ihm hatte eine andre Stimme mir heimlich zugerufen: „Wir wollen das Beste hoffen!“ Es ist das tröstende Spielzeug des Unglücklichen. Wenn ein jäher Sturmwind unser Haus zerstört und alle Freude, allen Frieden, den es barg, mit sich davongetragen hat, was thut der Mensch? Weinend sitzt er unter den Trümmern, sucht die Splitter und Steinchen zusammen und treibt damit ein wunderliches Kinderspiel. Alles um ihn her weint, und er weint auch; aber dazwischen leiht er sein Ohr einer Stimme, die ein heitres Liedchen singt. Zu mir hatte jene Stimme gesagt, Augusts Krankheit sei eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Erkältung, eine leichte Magenverstimmung; und sie sagte mir mit alberner oder boshafter Hartnäckigkeit immer dasselbe, bis zum Kopfkissen meines lieben Kranken, als schon das Gesicht des Arztes sich umwölkte und meine arme Seele darin ihr Todesurteil las.

Wir standen beide in Schweigen; wir wagten nicht den Arzt zu fragen, während er sein Rezept schrieb. Als er sich

zu mir umdrehte, um mir zu sagen, daß man dem kleinen Kranken Eisumschläge machen und sie oft wechseln müßte, und daß man ihn beständig Eisstückchen im Munde müßte halten lassen, und daß man ihm alle halbe Stunden einen Löffel Chinin geben müßte — da nickte ich zu jeder Vorschrift mit dem Kopfe und wagte nicht nach dem Namen meines Unheils zu fragen, weil ich ihn längst wußte.

Im Vorzimmer faßte die arme Evangelina den Mut zu fragen: „Ist Gefahr vorhanden?"

„Für jetzt kann man nichts darüber sagen," entgegnete der Arzt, „diese Krankheiten sind heimtückisch; heute abend wollen wir sehen. Sie werden aber doch das Schwesterchen entfernen müssen."

Jetzt erst stammelte ich: „Diphtheritis, nicht wahr?"

„Nun ja," sagte der Arzt, „Diphtheritis."

„Doch ist es keiner der schwersten Fälle?"

Ich wollte getäuscht sein; und er begriff mich: „Es scheint keiner der schwersten, heute abend wollen wir weiter sehen."

Er ging; wir blieben allein und lagen uns in den Armen, vergessen des Lebens, vergessen der Pflicht und selbst unsers Schmerzes und unsers Knaben vergessen, um zu schluchzen wie die Kinder. „Ach, weine nicht so, wenigstens du nicht," sagte Evangelina, „es thut mir zu weh."

Und ich lächelte — ich erinnre mich deutlich ... In diesem Augenblick hörte ich in Augusts Kammer sprechen; ich stürzte hinein. Die kleine Laurina stand dort am Kopfkissen ihres Bruders und hob sich auf die Fußspitzen, um ihn sehen zu können.

„Fort mit dir!" rief ich zornig. Sie sah mich an, verstand mich nicht und warf sich lachend zwischen meine Kniee.

An eben diesem Abend verließ uns Laurina; ein Freund, der die Ansteckung nicht scheute, nahm sie in sein Haus; als sie an seiner Hand über den Hof ging und sich noch einmal umdrehte, die Eltern oben am Fenster zu grüßen, als sie

uns zurief: „Ich komme bald wieder!“ — da schien mir das letzte Schattenbild unsres Glückes zu entschweben.

Die Kleine verschwand und eine innere Stimme sprach zu mir: „Du wirst sie erst wiedersehen, wenn dein Geschick sich erfüllt hat.“ Und eine andre Stimme sagte: „Mut!“ Und das war Evangelinas Stimme. Wir drückten uns die Hände und schritten vereint dem Schreckgespenst des Todes entgegen.

Sechstes Kapitel.

Es begannen nun Tage voller Qualen, die noch verschärft wurden durch die Erwartung der nächtlichen Schrecknisse. O, ihr ewig langen Nächte, durchwacht am Krankenlager eines geliebten Wesens, mit angstbeklemmter Seele, in der Einsamkeit einer Kammer, deren Aussehen schreckhaft wechselnde Gestaltungen vor den mühsam gegen den Schlaf kämpfenden Augen annimmt!

Ich sehe es noch, mein krankes Kind; ich wache und glaube zu schlafen, ich schlafe und glaube zu wachen, und wenn meine Augen nichts mehr zu unterscheiden vermögen, blicken sie doch noch in verzweifelnder Liebeswacht auf meinen Knaben. Dann rüttle ich mich, sehe nach der Uhr, trete ans Bett, wechsele die Eisumschläge auf dem Halse meines Kleinen und beginne wieder die unabänderliche Quälerei.

„August!“ Er antwortet nicht; er öffnet ein Auge und blickt mich flehend an. „August, du mußt die Medizin einnehmen.“ Er seufzt; das Chinin schmeckt bitter, und der Vater ist unerbittlich.

„Es ist ja nur ein Augenblick, ein einziger Schluck. Nimm es mir zu Gefallen!“

Er sieht mich an, sieht die Medizin an, will sich Gewalt anthun: „Ja, ja ... gleich will ich sie nehmen, sieh nur ... nur einen Augenblick ... ein klein bißchen nur warte noch ...“

Ich bitte und befehle, scherze und drohe, dann blicke ich wieder auf die Uhr ... ach, die Minuten fliegen, und wenn mein Sohn das Chinin nicht nimmt, stirbt er!

„Höre mal," sage ich heiter zu ihm, „du sollst es ganz allein einnehmen; ich gehe einen Augenblick beiseite, und wenn ich wiederkomme, hast du es genommen. Wir wollen doch sehen, ob du das fertig bringst! ... Und dann erzählen wir es der Mama, und wie wird die sich freuen über dich!"

Dann hat er Mitleid mit meiner Folterqual und schluckt den bittern Trank hinab; ich atme auf, denn nun habe ich eine halbe Stunde lang Frieden!

Siehe, vor meinen Augen ziehen wieder all die traurigen Gesichte der Nachtwache vorüber; die Möbel krachen, und bei jedem neuen Ton steigt ein neues furchtbares Schreckbild auf. Manchmal blicke ich in meine eigne Seele, und ein unendliches Mitleid mit mir selbst ergreift mich. Welche Zerstörung! Nichts bleibt mehr übrig in mir, vielleicht nicht einmal die Liebe. In meinem Hirn scheint sich ein egoistischer Gedanke zu gestalten, der fähig wäre, mit dem Unglück zu ringen und es zu besiegen. Schon sage ich zu mir: „Das Beste bleibt, gleichgültig zu sein gegen alles!" Und weiter folgen meine Gedanken dem Prinzip der Gleichgültigkeit. „Was kümmert mich nun mein Haus, mein bißchen Besitz, der mich so viel gekostet hat? Was kümmert mich mein Name, mein Ruf? Ich bin wahrlich ein Leichtsinniger gewesen! Ich war stark und mutig — konnte ich nicht allein bleiben, dem Leben und der Armut zu trotzen? Dann hätte ich heute keinen sterbenden Sohn! Und wo würde dann August sein? Und wessen Weib würde Evangelina sein, in deren Arme mich einst die Liebe trieb? Die Liebe! Was ist die Liebe? Der Schmerz vielleicht. Und was ist der Schmerz?"

Eine Hand berührt mein Haupt, das mühsam gegen den Schlaf kämpft. „Leg dich jetzt nieder," sagt Evangelina zu mir, „ich bin hier."

Ich öffne die Augen und blicke in das bleiche und traurige Antlitz. Da glaube ich doch noch zu lieben. „Hast du geschlafen?“ frage ich mein Weib.

„Ja, und ich hatte einen schönen Traum; wie war es möglich, daß ich so schön träumen konnte?“

„Einen schönen Traum!“ wiederholte ich laut, ohne es selbst zu merken.

Sie versteht mich, ergreift meine Hand und führt mich ans Bett unsers Knaben. „Glaubst du nicht, daß es besser geht?“ sagt sie zu mir. „Sein Schlaf ist ruhig. Du bist müde,“ fügt sie hinzu, „armer Epaminondas!“

„Armer Epaminondas!“ wiederhole ich mit einem bittern Lächeln.

Darauf drückt sie kräftig meine Hand, erhebt sich auf die Fußspitzen und hält mir die Wange hin. „Küsse mich hierher,“ befiehlt sie sanft, „so; und jetzt küsse deinen Sohn auf die Stirn, ohne ihn aufzuwecken; und jetzt lege dich zur Ruhe!“

Ich fühle etwas von dieser weiblichen Seelenstärke in mein Herz dringen.

Siebentes Kapitel.

Angekleidet warf ich mich auf mein Bett; doch der Schlaf, den ich lange Stunden wie einen Zudringlichen hinweggescheucht, jetzt will er nicht kommen. Sobald ich die Augen schließe, sehe ich seltsame Gestalten meinem Lager sich nähern; eine fratzenhafte Schar umschwirrt mich und beschäftigt sich ausschließlich mit mir. Es sind lachende und spottende Gesichter; und ich brauche nur die Augen zu öffnen, so verstecken sie sich wieder in die Winkel des Zimmers. Ich lausche umher und höre nirgends ein Geräusch. Könnte ich nur für eine einzige Stunde mein Unglück vergessen!

Wieder schließe ich die Augen — und wieder erscheinen jene Wahngebilde; ich versuche, andre Bilder mit dem Geiste

festzuhalten; manchmal gelingt es und meine Seele befreit sich und schwebt ins Weite — doch immer wieder dringen die Gespenster heran, zäh und höhnisch. ... Jetzt bin ich bei meiner Laurina und will bei ihr allein sein; der Schmerz hat mich ungerecht gemacht, und in diesen Tagen hatte ich sie vergessen. Was thut sie in diesem Augenblick? Sie schläft. Und ich sehe sie in einem unbekannten Zimmer, in einem fremden Bett, mit dem Händchen unter der Wange und mit halbgeöffneten Lippen.

Während ich an mein Töchterchen dachte und mit der Kraft der Sehnsucht es mir in dieser Lage vorstellte, sind hundert Phantome mit ihren Grimassen vorübergegangen; und wieder kommen andre: ein lächelndes Frauenantlitz, ein zerzauster Kinderkopf, der auch noch lächelt, ein trauerndes Haupt, das nicht mehr lächelt, ein runzliches Gesicht, das drohend blickt.

Lange Zeit ist dies mein Schlaf; endlich, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, verringert sich der Schwarm, verschwindet, und ich kehre an Augusts Lager zurück. Endlich schlafe ich. Ich schlafe, und dies ist mein Traum: Es ist tiefe Nacht. Evangelina ruht im Nebenzimmer, und ich wache mit meinen Gedanken an Augusts Lager. Ich durchlaufe mein ganzes vergangenes Leben von dem Tage an, da ich Evangelina kennen lernte; ich finde alle meine Freuden wieder und merke, daß sie alle nichts als Hoffnungen waren; denn so oft ich ein häusliches Behagen kostete oder eine Befriedigung der Eigenliebe, immer war der Gedanke mit einbegriffen, daß es auch für meine Kinder war. Ich finde auch meine alten Leiden wieder, und wenn ich diese messe an dem ungeheuren Schmerz von heute, scheinen sie verächtlich klein. Hatte ich nicht den Appetit verloren, als zum erstenmal der Berichterstatter einer Zeitung von mir schrieb, ich wäre zu ernsthaft, und von meiner Beredsamkeit, sie wäre altfränkisch und sentimental, indem er dagegen den Witz und die Kraft des Rechtsanwalts Righi, meines Nebenbuhlers,

zum Himmel erhob? Und als derselbe Berichterstatter im Laufe desselben Monats mit den gleichen Worten wiederholte, der Rechtsanwalt Righi sei witzig und kräftig, als wären diese Worte in Erz und Marmor gegraben, nicht in den Spalten eines Tageblattes gedruckt, hatte ich da nicht die kindliche Einfalt besessen, eine Stunde meiner Beredsamkeit und meiner Ernsthaftigkeit zu verlieren und zu versuchen, ob ich mich bessern könnte?

Ja, ich hatte dies und andres in jener glücklichen Zeit gethan. Und ich denke weiter: wenn jener Berichterstatter mir die Artigkeit erweisen wollte, morgen drucken zu lassen, ich sei ein Esel, ein Blödsinniger, ich habe mein Ansehen als Sachwalter erschwindelt, der Rechtsanwalt Righi dagegen sei ein Genie? Ich würde ihm nicht Unrecht geben, ich muß ein Esel sein, ohne es zu wissen; der andre ist ein Genie, und ich merke es nur nicht, weil ich eben blödsinnig bin. Und ich fahre fort, selbst die Arbeit des Berichterstatters zu übernehmen; ich wüte gegen meine Advokateneitelkeit, um die Angst des Vaters zu betäuben; so empfinden wir bei brennenden Schmerzen eine Erleichterung, wenn wir uns in Selbstpeinigung martern. Und wenn morgen jener Kritiker vor mich träte, sich an meiner Verlegenheit zu weiden, und ich müßte ihm mit blutender Brust sagen: „Sieh her, mein Kind ist gestorben!“

Ich schreie auf im Schlaf, und ich glaube zu erwachen von diesem Schrei und glaube zu hören, wie mein Kind mich an sein Lager ruft, um mir zuzuflüstern: „Weine nicht, Papa; sag es der Mama nicht — ich sterbe.“

Jetzt erwache ich wirklich, und indem ich erkenne, daß ich auf meinem Bette liege und geträumt habe, sperre ich die Augen weit auf im Dunkeln und zittere. Wenn mein Traum eine Ahnung wäre und mein August müßte wirklich sterben! Wenn er jetzt gerade kämpfte mit dem Tode! Wenn er gestorben wäre!

Ich lausche; eine Zeitlang läßt sich kein Laut vernehmen; dann kracht die Kommode und der Schrank antwortet ihr.

Wehe mir! Das ist ein Vorzeichen! . . . „Evangelina!“ rufe ich und eile zur Thür der Kammer. Und mir bietet sich der unveränderte Anblick meines Elends: unser leidendes Kind, die arme Mutter, die mir ein schmerzgebleichtes, doch ruhiges Antlitz zuwendet.

Achtes Kapitel.

Noch bin ich nicht aus dem Hause gewesen, seit die Todesgefahr über meinem Sohne schwebt. Heute sitze ich mit aufgestützten Ellbogen am geschlossenen Fenster und lasse den Blick über den Hof bis zum Eingangsthor und durch dieses über ein Stück der stillen Straße gleiten, auf der von Zeit zu Zeit zwei Beine vorübergehen, von denen ich nur die untere Hälfte sehen kann, einem halbierten Zirkel gleichend. Und meine Gedanken lösen sich unwillkürlich von der Angst, um über diese verstümmelten Erscheinungen zu phantasieren. „Jene Beine, die so schnell vorbeieilten und blauleinene Hosen trugen, gehörten sicherlich einem Arbeiter, diese dagegen einem Bettler; sie bewegen sich so langsam, daß ich Zeit habe, sie näher zu prüfen: sie scheinen müde, die Lumpen, mit denen sie bedeckt sind, festzuhalten, und sie tragen an den Füßen nur gewisse zeit- und namenlose Fetzen.

Mein Geist hat so sehr das Bedürfnis, umherzuschweifen, daß ich fast mein Unglück vergesse. Allein sobald ich mich umwende, schneidet mir der Anblick der Kammer, in der mein Kind leidet, ins Herz wie ein neuer Gram. Doch August schläft; er hat kurz vorher sein Chinin eingenommen, und ich kann mich noch eine Weile weiter beluſtigen.

Heute ist mein Unglück vernünftig und zieht sich zurück, um mich wieder einen Blick ins Leben werfen zu lassen. Schon habe ich einige Gewandtheit in diesem Spiele erlangt, dessen Hauptreiz mir in der Unbestimmtheit des Kommenden zu liegen scheint; ich will den, der unglücklich ist, darin unterrichten. „Willst du wetten," sage ich zu mir selbst, „daß jetzt zunächst eine Frau vorübergehen wird?" — „Nein, ich wette, ein Mann." — Man hört einen wuchtigen Schritt auf dem Bürgersteig. — „Ich habe die Wette gewonnen, es ist ein Mann." — „Ja, aber was für ein Mann? Schnell, er kommt näher . . ." — „Ohne allen Zweifel ein Stutzer, er hat musikalische Stiefel."

Die musikalischen Stiefel pendeln vorüber — o Wunder! — sie werden von zwei krummen Beinen getragen, denen die Hosen auf ihrem gewundenen Pfade nicht bis zum Ende haben folgen können, sondern über dem Knöchel hängen geblieben sind.

Also nicht die Unbestimmtheit allein macht den großen Reiz dieses Spieles aus — es gibt auch Ueberraschungen. Und es gibt noch andres.

Ein seltsames Geräusch dringt an mein Ohr; es ist kein Tritt, es ist nicht das Rad eines Schiebkarrens, es ist keine Krücke, es ist auch nicht das dumpfe Pochen eines Stelzfußes. Was kann es nur sein? Es ist ein schleppender Ton, wie wenn ein Bündel Lumpen das Trottoir entlang geschoben würde. . . . Da ist's! O grausame Natur! Welch Schauspiel! Dort in der niederen Oeffnung, durch die ich bis jetzt meinen Nächsten nur bis zu den Knieen gesehen habe, erscheint eine vollständige menschliche Gestalt, fast auf dem Bauche kriechend, den Unterleib auf eine hölzerne Unterlage gestützt, und geht mit den Händen, die gelähmten und verkrümmten Beine hinterher schleppend. Vor dem Thorwege hält der Mensch still; er holt eine Hand aus dem großen Lappen, der sie verbirgt, heraus, und mit der andern sich auf die Erde

ſtützend, wiſcht er ſich den Schweiß ab, blickt umher und ſchleppt ſich weiter. Wohin geht er? Wohin gehen wir?

Ich trete zurück vom Fenſter und nähere mich dem Bette meines Sohnes. „Auguſt, du mußt die Medizin einnehmen.“

Neuntes Kapitel.

Eines Tages äußert Evangelina den Wunſch, ich möge ausgehen und etwas friſche Luft ſchöpfen, und ich höre den ſonderbaren Vorſchlag kopfſchüttelnd an. Doch meine Frau dringt in mich: „Es iſt keine Gefahr,“ ſagt ſie; „mit Auguſt geht es nicht ſchlechter als ſonſt, mache dir etwas Bewegung, das wird dir gut thun.“

Es iſt wahr, mit Auguſt geht es nicht ſchlechter und mit mir wahrhaftig nicht beſſer als ſonſt. Etwas friſche Luft wird mir wohl thun; wenn ich wachen ſoll, wer kann wiſſen, wie viele Nächte noch, ſo darf ich nicht krank werden. Ich gehorche meiner Frau, ich gehe aus. Auf dem Hofe drehe ich mich um und bin in Verſuchung, die Treppe wieder hinaufzuſteigen; ich habe nicht das Herz, mein Kind zu verlaſſen. Doch Evangelina hat ihre Vorſichtsmaßregeln ergriffen; ſie ſteht am Fenſter und lächelt mir Mut zu. Ich ſehe einen Hausgenoſſen, der mich neugierig anblickt; ich gehe weiter. Ich will in die öffentlichen Gärten gehen, wo die Luft von Mailand am beſten iſt; ich will einen Rundgang um die Baſtionen machen, nur einen, und dann wieder nach Hauſe gehen.

Auf der Straße betrachten und grüßen mich die Bekannten, denen ich begegne, in einer ungewohnten Art, in der ich etwas von Bewunderung zu entdecken meine, und ich erſtaune darüber nicht; nur das ſeltſame Behagen der Eitelkeit nimmt mich wunder, welches ich bei dem Gedanken empfinde, daß viele ſagen werden: „Was muß der Rechts-

anwalt Placidi leiden!" Unterdessen habe ich unvermerkt den weitesten Weg zu den Gärten eingeschlagen. „Ich bin falsch gegangen," denke ich bei mir und bemerke plötzlich, daß der Instinkt mich zu dem Hause geführt hat, in welchem meine Laurina jetzt wohnt. Die entschlummerte Sehnsucht erwacht und es ruft in mir: „Ich will sie sehen!" Doch das ist unmöglich; ich trage den Ansteckungsstoff der Diphtheritis mit mir; kurz vorher ist ein Freund, der mich von fern erblickte, um die Ecke gebogen, und ich verzeihe es ihm gern: er hat ein geliebtes Töchterchen zu Hause.

Dort sind die Fenster des Hauses, wo Laurina wohnt; jetzt spielt mein Kind mit der Puppe, denkt vielleicht an mich, weint vielleicht — und keine heimliche Stimme ruft ihr zu, den Stuhl ans Fenster zu rücken, um den Papa durch die Scheiben zu grüßen. Ich warte ein Weilchen; die Leute, die mich hinaufstarren sehen, blicken ebenfalls in die Höhe, schütteln die Köpfe und lächeln. Ich sehe das alles wie im Traume; dann schüttle ich mich und verlasse meinen Beobachtungsposten. Doch indem ich mich noch einmal umsehe in der Hoffnung, meine Tochter könnte in diesem Augenblick ans Fenster getreten sein, fühle ich etwas in ungewohnter Art meine Beine berühren. Ich blicke nach unten. . . . Gnädiger Gott! Es ist Laurina selbst! Sie kehrte mit dem Mädchen vom Spaziergange zurück, hat mich von weitem gesehen und ist mir entgegengelaufen. „Papa," ruft sie mir zu, „nimm mich mit dir; ich will nach Hause, ich will die Mama sehen!"

„Laurina! Liebe Laurina!" stammle ich, „bist du es? Und wie geht es dir?"

Doch eine Furcht hält meine Glieder gefesselt, ich wage nicht, mich zu bücken, nicht, sie zu liebkosen, nicht, ihr Gesichtchen mir zu nähern.

„Papa, warum gibst du mir keinen Kuß?"

„Ich ergreife sie, hebe sie auf, drücke sie an meine

Brust und küsse sie auf Stirn und Haare. Dann setze ich sie zur Erde, ermahne sie, artig zu sein, verspreche ihr, wiederzukommen und sie nach Hause abzuholen; ich erzähle ihr von Augusts, von der Mama; ich erfülle ihr Köpfchen mit Hoffnungen und heiteren Gedanken, mache ihr in wirrem Durcheinander die süßesten Verheißungen, eine neue Puppe, die Küsse der Mama, die Spaziergänge mit dem Papa, die Spiele mit dem wieder genesenen Bruder; dann verlasse ich das noch etwas erschrockene Kind und entfliehe, um nicht noch einmal in Versuchung zu geraten.

Sie ruft hinter mir her: „Papa, viele Küsse für Mama!“ und trippelt ruhig von dannen wie ein Jungfräulein.

Dann stehe ich still, ihr nachzublicken, und folge ihr mit den Augen, bis sie verschwindet; dann blicke ich gen Himmel und sage mit schmerzlicher Bitterkeit: „Strafe mich! Ich habe mich nicht zu beherrschen vermocht und habe mein Kind auf die Stirn geküßt!“

Doch bevor ich wieder an das Schmerzenslager meines Sohnes trete, verschwindet Laurinas Bild und ich sage mir zum Trost: „Ich habe sie ja nicht auf den Mund geküßt!“

Zehntes Kapitel.

Meine Nerven sind stark, seit dem ersten Tage habe ich nicht mehr geweint: doch seit zwei Tagen erschreckt mich mein Kleiner. Es geht nicht gerade schlechter mit ihm, der Arzt konstatiert sogar eine leichte Besserung; und doch wage ich nicht in mein Herz zu blicken, in welches eine seltsame Bangigkeit eingezogen ist.

Eines Morgens, nach dem Besuche des Arztes, bleiben wir allein an Augusts Lager, seine Mutter und ich; er sieht uns eine Weile an, doch er bemüht sich vergebens, die Augen offen zu halten, und überläßt sich bald wieder jenem schweren

Schlaf, aus dem er nur von Zeit zu Zeit auffährt, mit beiden Händen an die Kehle greift und zuckt. Sein Geſicht iſt entzündet, und dieſe Fieberröte verbirgt uns, wie elend er ausſieht. Wir betrachten ihn beide, ohne ein Wort zu ſprechen; auf einmal entfernt ſich Evangelina von dem Bette und eilt ins Nebenzimmer, ich komme ihr nach und finde ſie, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Sie weint.

„Oh, nicht dieſe Thränen!“ ſage ich zu ihr; „warum weinſt du?“

„Du weinſt ja auch.“

„Nicht doch; du irrſt. . . .“

„Doch, ich ſehe es ja. Und warum weinſt du? Du weißt es nicht einmal. Ich aber weiß es: du haſt keine Hoffnung mehr.“

Wir laſſen beide unſern Thränen freien Lauf; dann trocknet ſich Evangelina die Augen und ſagt: „Vor kurzer Zeit glaubte ich ihn tot zu ſehen; doch der arme Kleine lebt noch, wir dürfen ihn nicht verlaſſen. Komm.“

Sie faßt mich bei der Hand und ich laſſe mich führen wie ein Kind. . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Er lebte.

Laßt mich den ſchmerzlichen Bericht meiner Leiden abbrechen; ich würde mir als ein Undankbarer erſcheinen, wollte ich nicht zum Schluß mein Glück verkünden. Ja, Auguſt lebte. Auguſt lebt, um Vater und Mutter glücklich zu machen.

Evangelina hat recht: unſre Freuden folgen uns im Leben, die Leiden nicht; denn das Herz begräbt ſie.

Ende des erſten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der beſten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 22.

Mein Sohn.

Von

Salvatore Farina.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Italieniſchen
von
Ernſt Dohm und **Hans Hoffmann.**

Mit einer biographiſchen Einleitung
von
A. Spier.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

V.

Erste Schul- und Liebesstudien.

Erstes Kapitel.

Am Anfang eines neuen Schuljahres erklärte unser Sohn auf einmal feierlich und aus freien Stücken, er werde fortan ungeheuer fleißig sein und immer zu den Ersten der Klasse gehören. Der Grund dieser jäh aufgeflackerten Lernbegierde enthüllte sich uns bald genug: August brauchte für dies Jahr neue Bücher; welche und wie viele, weiß ich nicht mehr, eine ganze Menge aber war's, eines immer dicker als das andre.

„Herr Gott, was wird das kosten!" sagte Evangelina, der immer noch die kleinlichen Geldsorgen von damals auf der Seele lagen, als mein erster Klient sich durchaus nicht entschließen wollte, die Gegenpartei vor Gericht zu ziehen.

„Die Wissenschaft kostet niemals zu viel!" sagte ich mit dem zuversichtlichen Lächeln eines Millionärs; durch diesen vornehmen Ausspruch beruhigte ich meine Frau, mein Sohn aber kümmerte sich überhaupt nicht um die Unterbrechung, sondern fuhr unbeirrt in der Aufzählung der notwendig anzuschaffenden Bücher fort: „Erstens den Grundriß der Geschichte, zweitens die Arithmetik, drittens die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers, viertens die Biblische Geschichte, fünftens die Grammatik . . ."

„Hatteſt du denn nicht ſchon eine Grammatik?“ fragte ſeine Mutter.

„Das war ja nur die kleine Grammatik,“ ſagte Auguſt mit unermeßlicher Verachtung. Und wahrhaftig, ſie verdiente zurzeit alle Verachtung: denn als ich aus irgend einem dunklen Triebe des Mitleids ſie zu ſehen verlangte, ſuchte Auguſt anfangs auszuweichen: ſie wäre in ſeiner Mappe . . . in der Mappe wäre ſie nicht mehr . . . er wüßte nicht, wo ſie wäre . . . zuletzt aber brachte er ſeiner Mutter ein Ding von kaum noch erkennbarer Form. Jede Seite der unglücklichen Grammatik war mit Augen, Ohren und andern edeln Teilen des menſchlichen Angeſichts ſo reichlich verziert, daß die Zahl derſelben gar nicht zu berechnen war ohne die Hilfe der Gefährtin, der kleinen Arithmetik, die ſich übrigens in keinem beſſern Zuſtande befand, wie wir gleich darauf feſtſtellten. Es wäre eine Grauſamkeit geweſen, die beiden Büchlein mit ſoviel Augen und Ohren in dieſer Welt voll falſcher Rechnungen und grammatiſcher Fehler zu belaſſen, und ich ſah ohne Verwunderung, wie Evangelina die armen Invaliden abſeits in ein Käſtchen legte.

„Wirſt du die neuen Bücher ebenſo behandeln?“ fragte ich meinen Sohn in ruhigem Ton, doch nicht ohne heimlichen Vorwurf.

Auguſt antwortete mit einem entſchloſſenen „Nein“; die neuen Bücher wären ja ſo dick und ſo ſchön und ihrer wären ſo viele, und darum würde er ſie mit der größten Sorgfalt in acht nehmen. Und er ſchien ſie liebevoll zu betrachten und ihren Deckel mit der Hand zu ſtreicheln, als wenn er ſie wirklich ſchon vor ſich hätte.

„Wann kaufſt du ſie mir, Papa?“

„Morgen.“

„Nicht heute ſchon, Papa?“ drängte er mit ſo einſchmeichelndem Ton, daß ich nicht zu widerſtehen vermochte. Wir gingen miteinander und kauften die Bücher. Auguſt

ließ es sich nicht nehmen, sie alle selbst zu tragen, er umschlang sie mit dem Arm wie gute Freunde und trug sie schweigsam nach Hause. Sein Lockenkopf war voll ernster Gedanken; in jenem Alter aber machen die ernsten Gedanken den Schritt leicht, und ich hatte Mühe, ihm zu folgen. So sehr drängte es ihn, den stolzen Schatz der Mutter zu zeigen. Doch Evangelina war hier wie auch sonst gar oft andrer Meinung als ihr Sohn; sie behauptete zum Beispiel, es würden den Kindern zu viele Bücher in die Hand gegeben, um den Schein des Fleißes zu erwecken, und erlaubte sich zu bezweifeln, ob August alle diese Blätter wirklich lesen würde.

Der kleine Gelehrte war dessen völlig sicher und verfocht seine Ansicht mit Feuereifer, ohne doch die Mama zu überzeugen, welche hartnäckig bei der Befürchtung blieb, er werde nicht einmal die Hälfte lesen. „Und dann," setzte sie hinzu, „weiß ich noch eins ganz gewiß . . ."

„Was weißt du?"

„Ich weiß, daß nach Verlauf einer Woche alle diese Bücher ihre Deckel verloren haben werden . . ."

„Wie können sie die Deckel verlieren?" fragte August, als wenn er das gar nicht begreifen könnte.

„Nun, wenn du es nicht weißt . . ."

Hierauf machte der Kleine eine verachtungsvolle Gebärde und drohte ernstlich, sich in sein Zimmer einzuschließen und alle die neuen Bücher in einem Zuge durchzulesen, um die Mama durch die That zu beschämen. Und die Deckel . . . die Deckel . . . er streichelte sie zärtlich, betrachtete sie liebevoll — ja, er hatte offenbar recht mit seiner Meinung! Und ich sagte ohne zu lachen: „Bewahre dir immer diese Liebe zu deinen Bücherdeckeln; laß dich nie von der Versuchung übermannen, sie abzureißen, um dir einen Federhut oder ein Boot daraus zu machen; hüte dich, den Inhalt deines Tintenfasses darüber auszugießen; begnüge dich damit, deinen Na-

men hineinzuschreiben, ohne ihn durch das Porträt deiner Schulkameraden zu illustrieren — oder gar des Herrn Lehrers. Ja, bewahre dir immer die Gesinnung, welche dich jetzt erfüllt; denn die Liebe zu den Bücherdeckeln ist die Grundlage . . ." Ich hatte eine unbestimmte Idee, daß die Liebe zu den Bücherdeckeln die Grundlage von irgend etwas sein müßte; wovon aber, das wußte ich nicht recht, und um keine Dummheit zu sagen, wollte ich schweigen in der einigermaßen verspäteten Hoffnung, mein Sohn möchte nicht acht gegeben haben. Allein im Gegenteil! Er stand da, ganz Auge und ganz Ohr, und ich mußte den Satz um jeden Preis zu Ende bringen. Und so geschah es, daß ich an diesem Tage meinem Sohne, der keine Silbe davon begriff, feierlich ins Angesicht versicherte, die Liebe zu den Bücherdeckeln und den Titelblättern sei die Grundlage jeder wahren Wissenschaft.

Evangelina und ich wechselten einen raschen Blick; aber es gelang uns, ernst zu bleiben — wer will nun bestreiten, daß das Bewußtsein der Elternpflichten Wunder thun könne?

* * *

August war jedoch nicht der einzige Liebhaber seiner Bücher; es gab im Hause ein Wesen, das dieselben noch mehr als er und mit noch blinderer Leidenschaft liebte — das war Laurina, seine Schwester, ein Persönchen von zwei Spannen Höhe, das sich schon ganz gut auf den Beinen hielt und im Gehen nicht mehr schwankte, aber freilich noch nicht lesen konnte. Das war eine feurige Liebe! Wenn sie von weitem ein Buch erblickte, das August auf dem Tisch hatte liegen lassen, lief sie jauchzend hinzu in der Meinung, es fassen zu können; aber wenn sie bei dem Tische angekommen war, sah sie es nicht einmal mehr; und nun warf sie verdutzte Blicke im Kreise umher, die ihren großen Bruder zum Lachen brachten. Aber er lachte nicht lange; in Laurin-

Köpfchen keimte ein kühner Gedanke, wuchs eilig heran, mit Liebe gepflegt, und gelangte zur Reife: eines Tages erblickte das zwei Spannen hohe Persönchen den „Grundriß der Geschichte“ auf dem Tische, trippelte hurtig heran, packte die Tischdecke und zerrte mit allen ihren Kräften, welche die Leidenschaft verzehnfachte.

Sie dachte nicht an die Gefahr, sich eine Lawine auf den Leib zu stürzen, oder richtiger, sie dachte daran, aber sie war auf alles vorbereitet, denn sie zerrte immer weiter; nur in der letzten Sekunde schloß sie die Augen, sonst nichts.

Der „Grundriß der Geschichte“ stürzte nieder, in die Falten der weiten Decke verwickelt; Laurina hob, da sie sich unversehrt fand, das ersehnte Kleinod auf, drückte es an ihr noch von der eignen Heldenthat pochendes Herz und legte es auf die Kniee des Papas, der alles mit angesehen hatte und lachte. „Nicht lachen!“ sagte Laurina. Ich verstummte sogleich. Sie schaute mich mit forschenden Blicken an, ob sie meinem Ernst auch trauen dürfte; dann öffnete sie den „Grundriß der Geschichte“, natürlich verkehrt, und begann mit drolliger Ernsthaftigkeit zu lesen, indem sie jede Interpunktion unterdrückte: „Zwei und zwei ist vier und zwei ist sechs und zwei ist acht und zwei ist zweiundzwanzig und zwei ist vierundzwanzig und zwei ist zwölf und zwei ist vierzig ...“

Sie schloß das Buch und sagte stolz: „Siehst du, ich hab' es ganz gelesen!“ Dann ging sie ab, zufrieden, daß der Papa ernst geblieben war.

Zweites Kapitel.

Noch hatte die Gelehrsamkeit meiner Kinder mir kein Leid verursacht, und ich konnte sie für völlig unschädlich halten; die wohlweise Miene, welche mein Sohn bei seiner

Rückkehr aus der Schule aufzusetzen pflegte, weckte in mir keinen Argwohn, vielmehr hatte ich mein Vergnügen daran und ermunterte ihn mit aller väterlichen Beredsamkeit. „Lerne, mein Söhnchen," sagte ich feierlich, „lerne mit Mut und Eifer, wenn du ein Mann werden willst."

Evangelina hielt es für nötig, die überflüssige Erklärung hinzuzufügen: „Nimm dir ein Beispiel am Papa, lerne, und du wirst ein Mann werden wie er."

„Werde ich auch ein Rechtsanwalt?"

„Ohne Zweifel," antwortete ich, „und du wirst eine glänzende Praxis und einen großen Ruf haben."

„Hast du einen großen Ruf?"

„Und ob!"

Diese kolossale Aufschneiderei war von meiner Gattin.

„Wie viele Bücher muß man lesen, um einen großen Ruf zu bekommen?"

„Sehr viele."

„Auch den ‚Grundriß der Geschichte'?"

„Auch den."

„Und muß man alles draus wissen?"

„Gewiß." Ohne es zu ahnen, hatte ich den gröbsten Schnitzer meiner ganzen Vatercarriere gemacht. August verließ mich gedankenvoll, und gleich darauf hörte ich ihn im Nebenzimmer seine Lektion hersagen; er las mit einer ungewohnten Hartnäckigkeit immer denselben Satz, versuchte ihn auswendig nachzusprechen, machte einen Fehler, verbesserte sich und fing immer wieder von vorne an zu leiern: „Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt, gedachte ein Weib zu erwählen aus den vornehmsten ... Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch ... auch ... (Pause) Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt, gedachte ein Weib zu erwählen aus den vornehmsten und schönsten ..."

Und ich, ohne eine Ahnung meines traurigen Schicksals rieb mir die Hände und dachte nicht einmal daran, mir die Frage vorzulegen, welche vornehme und schöne Jungfrau jener Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt, der durchaus nicht in den Kopf meines Sohnes gehen wollte, am Ende zum Weibe genommen hätte. „Er wird ihn schon hineinbekommen," dachte ich; „August ist hartnäckig, wie sein Vater, wir werden sehen, Darius wird sich zuletzt mit seinem ganzen Gefolge gefangen geben müssen."

Im Gefolge des Darius befanden sich zu meinem Unglück allerhand Leute, von denen ich seit einer hübschen Spanne Zeit nicht mehr hatte reden hören; aber es kam mir gar nicht in den Sinn, daß es vielleicht klug gethan wäre, die Erinnerung daran ein wenig aufzufrischen.

Am Tage darauf kam mir August mit befriedigter Miene entgegengesprungen. „Jetzt kann ich's ganz!" rief er mir schon von weitem zu.

„Was?"

Und ohne weiteres fing er an: „Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt . . ."

Mir aber saß ein betrübter Klient auf den Fersen, für den ich appellieren sollte; und beim besten Willen, August glücklich zu machen, konnte ich ihm jetzt kein Gehör geben.

Kaum aber war das finstere Antlitz meines Klienten hinter der Thür verschwunden, als in der Oeffnung derselben, nur ein bißchen tiefer, das triumphierende Antlitz meines Sohnes wieder auftauchte.

„Nun also," sagte ich und öffnete die Arme, damit er sich mit einem Sprunge hineinwerfen könnte, wie er zu thun pflegte, „also der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt . . .?"

August rührte sich nicht — er war voll von seiner Gelehrsamkeit.

„Also," beharrte ich, von meinem Verhängnis getrieben, „also er wollte ein Weib erwählen aus den vornehmsten und schönsten Jungfrauen . . .? Und hat er dann eins gefunden?"

„Du weißt doch ganz gut, daß er eins gefunden hat!"

Jetzt erst sah ich den Abgrund, an dessen Rand mich meine Unbesonnenheit gedrängt hatte — denn ach, ich wußte es weder gut noch schlecht; ich hatte es total vergessen. Ich sah mich in der Gewalt meines Sohnes, der mir weismachen konnte, wenn er Lust hatte, der König von Persien habe sein Dienstmädchen geheiratet, wie unser Nachbar gegenüber, und ich übte die wunderbarsten geistigen Turnkünste, um mich zu retten. Eine Zeitlang glückte es mir; schon hatte ich August das Bekenntnis entwunden, daß die Gattin des Darius Esther hieß und eine Waise war und einen Oheim Namens Mardachai hatte, als meinen Sohn auf einmal der Vorwitz plagte zu erfahren, warum der Oheim Mardachai sich dem Könige nicht als Verwandter zu erkennen gegeben habe. Einen Grund mußte das doch haben, um so mehr, wie August bemerkte, „als Darius, wenn Mardachai nicht so gehandelt hätte, doch nicht dem andren so sehr hätte vertrauen können, dem andren, weißt du, dem andren . . . warte, ich hab's gleich . . ."

Ich lächelte und wartete mit Lammesgeduld, aber (wer ein Vaterherz besitzt, stelle sich meine Qualen vor) wer „der andre" war, ich wußte es schlechterdings nicht. Ich wartete und lächelte; „der andre" kam nicht.

„Es liegt mir auf der Zunge," sagte August und hob die Augen zur Decke empor, oder ließ sie flüchtig mein Gesicht streifen in der unerfüllbaren Hoffnung, daß ich ihm zu Hilfe käme, ohne ihn zu beleidigen. Mir blutete das Herz, doch ich blieb unerbittlich. „Du kannst es noch nicht ganz," sagte ich, „du wirst es noch ein klein bißchen überlesen müssen."

„Ich hab' das Buch hier ... wart' einen Augenblick ..." Und er lief eilig davon, um nachzusehen.

Als er triumphierend zurückkam, um mir zu verkünden, daß der andre Haman hieß, hatte ich mich hinter einen dicken Band Pandekten verschanzt und konnte die tiefste Versunkenheit in meine Wissenschaft erheucheln, indessen ich heimlich mehr als einmal zu mir selber sprach: „O Doktor, was für ein Dummkopf bist du!"

Drittes Kapitel.

An diesem Tage fühlte ich, daß etwas in den Beziehungen zwischen mir und meinem Sohne verändert war, und daß meine Vaterliebe, die einzige Liebe, in der, wie ich glaubte, die Koketterie keinen Platz fände, auch ihre Eitelkeit hatte. Ich war immer für meinen Sohn der beste aller Menschen gewesen, und nie hatte ich die Vollkommenheiten, welche er mir andichtete, bescheiden abgelehnt. Weil ich ihn auf steifem Arm im Kreise durchs Zimmer trug, rief er bewundernd: „Wie stark du bist!" — und er hatte sogar in der Küche dem Holzhacker erzählt: „Der Papa ist noch stärker als du."

Er brauchte mich nur über die dicken Folianten gebeugt oder vor den Fächern meines Bücherschrankes zu sehen und zweifelte nicht, daß ich ein Wunder von Gelehrsamkeit sei. „Du weißt alles!" sagte er zu mir in den Zeiten, da er selbst noch nichts wußte, und in diesem Gedanken fand er einen Trost für seine eigne Unwissenheit. „Du weißt mehr als der Lehrer!" versicherte er manchmal, und ich begriff sofort, daß an dem Tage der Herr Lehrer sein Wissen mißbraucht hatte, um meinen Sohn zu quälen.

Ich will nicht behaupten, daß ich wirklich in gutem Glauben all diese Bewunderung einsteckte; allein ich fand Geschmack daran und wußte, daß sie meinen Sohn glücklich machte. Aber ach! Die hohe Meinung, welche August sich von seinem Vater gebildet hatte, konnte nicht länger dauern. Schon hatte Darius, der Sohn des Hystaspes, meiner schwindelhaften Größe den ersten Stoß gegeben; wer konnte wissen, ob nicht noch vor Abend ein andrer berühmter Mann den Blättern des „Grundrisses der Geschichte" entsteigen und mich vor den Augen meines Sohnes beschämen würde! Peinvolle Zweifel an meiner Existenzberechtigung übermannten mich; mir schien, ich dürfe nicht eine Stunde mehr auf dieser Erde atmen, wenn ich mir nicht die ganze Geschichte vom Oheim der Gemahlin des Perserkönigs gründlich wieder einprägte.

Niemand sah mich; ich stöberte in dem Bücherschrank, zog ein altes Handbuch der Geschichte heraus und suchte in seinen Blättern eifrig die Ruhe meines aufgestörten Gewissens wieder zu gewinnen. Hätte ich es doch nie gethan!

Nach Verlauf einer halben Stunde war ich der Hoffnungsloseste aller Sterblichen; nachdem ich den ganzen Band sprungweise lesend durchblättert und auf jeder Seite ein Kapitel der Anklage wider mich gefunden hatte, blieb mein bestürztes Auge zuletzt auf dem Inhaltsverzeichnis haften, welches recht eigens als eine Klagschrift ans Ende des Buches gesetzt schien, um mir im Auszuge all meine Sünden der Unwissenheit vorzurechnen. Der Schleier war von meinen Augen gefallen; bis dahin hatte ich mich in den täuschenden Wahn wiegen können, all die herrlichen Kenntnisse, die ich mir einst in Jugendzeiten in den Kopf getrichtert, müßten noch darin sitzen; jetzt aber merkte ich, daß all die guten Leute, Hebräer, Assyrer, Perser sich heimlich fortgeschlichen und nur eine schauerliche Wirrnis von Jahreszahlen und Königreichen zurückgelassen hatten.

Da gab es keinen Ausweg mehr als die bange Wahl zwischen zwei schweren Uebeln: ich mußte mich entweder darein ergeben, in den Augen meines Sohnes für einen Dummkopf zu gelten, oder aber kühnen Mutes mein ganzes historisches Gepäck von neuem aufladen. „Die Geschichte ist die Lehrerin des Lebens", sprach eine Stimme in meiner Brust; „du hast kein Recht, die Gegenwart zu genießen, wenn du nicht die vergangenen Epochen der Menschheit an den Fingern herzählen kannst." — „Unsinn!" antwortete schnell eine andre Stimme, „du hast bisher dein Leben genossen ohne die Hilfe irgend eines untergegangenen Volkes; so magst du auch ruhig in Zukunft fortfahren und all der alten Scharteken lachen. Daß die Geschichte die Lehrerin des Lebens sei, wird freilich behauptet, aber bewiesen ist es noch nicht. Die Geschichte hat noch niemals andern Leuten als den Historikern genützt und in der Welt nichts hervorgebracht als historische Handbücher und Abhandlungen. Die Dynastieen der Pharaonen folgen eine der andern, verschwinden, und was lassen sie der Menschheit zurück? Ein Paar Pyramiden; und das ist die Geschichte."

Diese Worte des Ungenannten in meinem Busen warfen einen Lichtstrahl in meinen verdüsterten Geist; ich hatte einen Ausweg aus dem schrecklichen Dilemma gefunden, und diesen Ausweg gab die Philosophie. Man weiß, die Philosophie hilft Gelehrten und Ungelehrten ohne Ansehen der Person; ich gehe noch weiter und behaupte, für ein unwissendes Menschenkind gibt es keinen andern Rettungsweg, als Philosoph zu werden und sich sein „System" zu machen. Mein philosophisches System schärfte meinem Sohne die Notwendigkeit ein, alles das zu lernen, was der Vater gelernt hatte, damit er später das Recht erwürbe, alles zu vergessen, wie es der Vater vergessen hatte.

Es war eine große und kühne Idee; anfangs gefiel sie mir, ich bewunderte sie, bald aber erschien mir ihre Kühnheit

maßlos, ihre Größe ungeheuerlich; ein Neuling in den Denkkünsten der Philosophen, empfand ich eine stille Scham, ich bekenne es, und kehrte zu bescheideneren Gefühlen zurück.

An diesem Tage begab ich mich aufs Gericht nicht mit dem stolzen Selbstvertrauen eines Mannes, der auf jede Ueberraschung des Civilprozesses vorbereitet ist, sondern mit der Aengstlichkeit eines Schülers, der seine Aufgaben schlecht gelernt hat. Und während der Anwalt der Gegenpartei seine Gründe entwickelte und ich weiß nicht was für Entscheidungen des Obertribunals heranzog, um die Beschlagnahme des Vermögens meines Klienten durchzusetzen, heftete ich den Blick auf die Vorsitzenden, auf die Richter, auf den feindlichen Anwalt und forschte unter ihren Talaren und Baretten nach meinem Perservolke. „Wenn ich jetzt unvermutet aufstände," dachte ich, „und um Aufschluß über Mardachai bäte, welcher unter diesen könnte ihn mir geben? Jener Richter, der mit dem Schlummer kämpft, gewiß nicht; und selbst der Vorsitzende mit all seiner würdevollen Haltung vermöchte es kaum!"

Als dann die Reihe an mich kam, den maßlosen Ansprüchen der Gegenpartei entgegenzutreten, erhob ich kühnlich Einspruch gegen die Beschlagnahme unter Anrufung des Gesetzbuches und der Billigkeit. „Noch haben wir wichtige Gründe zu erörtern," rief ich aus „und wir verlangen Gehör!" Und mit kecker Wendung fügte ich hinzu: „Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Pharaonen und der Großkönige; heute würde Ahasveros den Haman nicht hängen lassen, ohne ihm Zeit zum Appellieren zu lassen . . ."

Ich frage jeden Menschen: Was hatte Haman hier zu thun? Und dennoch machte die Phrase Eindruck und das Vermögen meines Klienten wurde nicht beschlagnahmt — ein Beweis, daß die Geschichte doch zu manchen Dingen gut sein kann.

Viertes Kapitel.

Ich nahm all meinen guten Willen zusammen, und indem ich jeden Abend eine halbe Stunde meinen Prozessen und den „Grundriß der Geschichte" meinem Sohne entzog, begab auch ich mich unter die Assyrer und Perser. Ich eilte mit Weile; ich dürstete gar nicht nach historischer Weisheit, wie man etwa glauben könnte, sondern ich begnügte mich damit, meinem Sohne in seinem „Grundriß" immer um einen Schritt voranzueilen, nur so viel, um nicht bei Tisch gewissen Ueberraschungen ausgesetzt zu sein, die mir die Verdauung, meinem Sohne aber die bewundernde Ehrfurcht gestört hätten, welche er seinem Vater schuldig war.

Das ging so eine Zeitlang ganz gut; allein es kam ein unseliger Morgen, wo die Klasse, die mit mir in Persien und zwar gerade bei der Regierung Darius des Dritten, Kodomannus geblieben war, plötzlich, ohne mich zu benachrichtigen, eine Schwenkung nach Assyrien machte, und am selbigen Abend nannte mein Sohn in meiner Gegenwart die Namen Salmanassar und Sanherib, nicht ahnend, welches Herzeleid er mir anthat. Ich machte einen vergeblichen Versuch, ihn wieder nach Persien herüberzulocken, wo ich mich wie zu Hause fühlte; er blieb hartherzig und ich mußte ihn reden lassen.

Dann kamen andre Ueberraschungen; die Geographie, die biblische Geschichte und sogar die Arithmetik, ermuntert durch das Beispiel des Katechismus, der für mich voller Geheimnisse steckte, folterten mich morgens und abends, verdarben mir wochenlang den Appetit und störten meinen Schlummer. Bald verließ ich die Sakramentslehre, um dem Laufe eines amerikanischen Flusses zu folgen, der aus persönlicher Bosheit nicht hätte in launenhafteren Windungen fließen können; bald mußte ich einen Berg erklimmen und

ein Land aus der Vogelperspektive betrachten, um mich plötzlich wieder mitten in der „ebenen Geometrie" zu finden, einer Geometrie, die in mir den stillen Wunsch erweckte, sie möchte für immer auf Bergeshöhen bleiben und nie mehr in die Ebene hinabsteigen.

Barmherziger Himmel, wie ungeheuer war meine Unwissenheit! Ich wußte rein gar nichts, oder noch schlimmer: ich wußte alles falsch, weil das Wenige, was in meinem Kopfe sitzen geblieben war, in grauenhafter Unordnung durcheinanderlief. Es hätte ein heroisches Mittel zu meiner Rettung gegeben: ich mußte meine Studien vom ersten Anfang wieder aufnehmen, als wenn ich noch einmal mein Examen zu machen hätte; ich mußte das Gewand meines Wissens völlig neu weben — aber ich war feige, ich ließ es dabei bewenden, meine Kenntnisse auszuflicken, da wo die Ellbogen und die Kniee zu sehen waren.

Und es dauerte nicht lange, so ertappte mich August auf Lücken und Schnitzern, einmal, zweimal, zehnmal, erst mit Bestürzung, dann mit Kummer, zuletzt mit Schadenfreude. Er sagte nicht mehr zu mir wie in den schönen Zeiten seiner Unschuld: „du weißt alles"; — im Gegenteil, es kam vor, daß er vor meinem Angesicht in den elementarsten Dingen, ja sogar in den „bürgerlichen Rechten und Pflichten", die mein tägliches Brot waren, gelassen das tollste Zeug schwatzte und meine Verbesserung höflich, aber bestimmt mit der bündigen Formel zurückwies, die schon unzählige Väter hat erbleichen lassen: „Der Lehrer hat's gesagt!"

Evangelina versuchte mich zu verteidigen und setzte alle Kraft der Gattenliebe und des guten Glaubens daran, mich über den Herrn Lehrer zu erheben — doch es war vergebliche Mühe. August leugnete es nicht mit offnen Worten, doch bei der nächsten Gelegenheit ließ er mich fühlen, wie geringe Illusionen er sich noch über meine Allwissenheit machte, indem er halblaut wiederholte: „Der Lehrer hat's gesagt!"

Ich aber lernte im geheimen weiter, mit einer Unordnung, die den Zustand meines Geistes bezeichnete, Gebirgsnamen, Bevölkerungszahlen, das Quadrat der Hypothenuse, die Abendmahlslehre ... vergebens! Gejagt von meinem Verhängnis, unterlag ich endlich der letzten Prüfung.

Fünftes Kapitel.

Mein Sohn hatte ein schwieriges Rechenexempel aufbekommen, und der Aermste, dessen schwache Seite natürlich die Mathematik war, konnte es nicht herausbringen.

„August wird mit seinem Exempel nicht fertig," mit diesen Worten trat Evangelina zu mir. „Ich begreife diese Lehrer nicht; ist das eine Art, einen armen Jungen so zu quälen? Den ganzen Tag sitzt er über den Tisch gebückt; ich kann es nicht mehr mit ansehen; du solltest ihm helfen."

„Ich ihm helfen!" rief ich aus. „Wozu geht er dann in die Schule? Wenn er die Exempel aufbekommen hat, so ist das ein Zeichen, daß er sie muß lösen können, und wenn er es nicht kann, so ist es besser, der Lehrer erfährt es und wiederholt die Erklärung; überdies bin ich so sehr beschäftigt!"

Evangelina, weniger bedenklich, hatte wahrscheinlich selbst versucht, was ich nicht thun wollte; denn bald kam sie wieder zu mir und sagte: „Das Exempel ist sehr schwer, die ebene Geometrie kommt darin vor. August kann es nicht lösen, er weint ..."

„Er weint?" ... Ich eilte zu ihm.

Als ich die Schwelle des Stübchens überschritt, in welchem August sich seit einer Stunde abquälte, fühlte ich

etwas wie die Ahnung einer Katastrophe. Doch es war keine Zeit mehr zum Rückzuge; ich näherte mich August, streichelte ihm das bethränte Gesichtchen und sagte mit einiger Würde: „Gib her! — Ein Ziegeleibesitzer hat so viel Steine zu liefern als nötig sind für die Pflasterung eines Zimmers von trapezoidaler Gestalt, dessen Wände messen . . ."

„Es ist nicht schwer," sagte ich. „Und du kannst es nicht herausbekommen?" Mein Sohn antwortete nicht; er blickte auf mich mit jener treuherzigen Bewunderung von ehedem, der sich eine gewisse Ueberraschung beimischte; und ich fügte hinzu: „Ich habe keine Zeit, und es ist ja auch deine Sache, die Aufgaben zu machen; wenn ich sie machen wollte, brauchtest du nicht zur Schule zu gehen. Doch jetzt hast du schon zu viel gearbeitet, geh auf den Hof und erhole dich, lauf und springe; dann komm wieder herauf und es wird dir leichter werden."

„Es ist zu schwer," sagte er.

„Es ist ganz leicht," sagte ich.

Er ging auf den Hof zum Spielen und ich nahm seinen Platz am Tische ein. Des Himmels Gnade erspare jedem Vater die Qualen, welche ich an diesem Morgen ausstand! Was mir aus der Ferne leicht vorgekommen, erschien mir wie mit tausend Knoten verwirrt, sobald ich es näher in Augenschein nahm. Evangelina sah mir zu, sie ahnte meine Verlegenheit. Ich hörte August auf dem Hofe toben, ich sah im Geiste die dringende Vorladung, die ich auf meinem Pult gelassen hatte; allein ich blieb hier wie angenagelt, durchblätterte grimmig die „ebene Geometrie", rechnete, strich aus, fing die verunglückte Rechnung von vorne an. Allmählich pfropfte sich mein armer Kopf so voller Zahlen, daß ich mich gar nicht mehr darin zurechtfinden konnte, ich machte sogar Additionsfehler, und um eine abhanden gekommene Eins (eine Eins von Ziegelsteinen!) wiederzufinden, verlor ich eine kostbare Zeit. Mir wurde gemeldet, ein Klient

wünsche mich zu sprechen; ich ließ antworten, ich sei aufs äußerste beschäftigt und könne ihn jetzt nicht anhören. Da endlich blitzte ein Licht in meinem Geiste auf, die Lösung des Exempels stand klar vor meinen Augen, und ich brauchte kaum fünf Minuten, die Rechnung auszuführen. „Ich bin fertig," sagte ich zu Evangelina; „es war wirklich nicht leicht, und dann bin ich auch ganz außer Uebung . . ."

Es war recht überflüssig, nach Entschuldigungen zu suchen; Evangelina bewunderte mich so wie so — und ich sah, wie diese Bewunderung unvermindert in Augusts sonst schon so pietätlos gewordene Seele überging, als er heraufkam und das Exempel gelöst fand. Da glaubte ich wahrlich nicht, meine Zeit verloren zu haben; vielmehr betrat ich mein Büreau mit stolz erhobenem Haupte, als ob ich die Leuchte der Wissenschaft mit mir brächte.

Allein mein Schicksal war schon besiegelt. Nicht fröhlichen Trittes kam August aus der Schule zurück, nicht stürzte er jubelnd in mein Zimmer mit der fröhlichen Nachricht, er habe ein Lob für das Exempel bekommen — August kehrte heim wie ein geprügeltes Hündlein und drückte sich scheu in der Küche herum. Und als ich wissen wollte, was ihm wäre, antwortete er zögernd, die Rechnung sei falsch gewesen.

„Das ist nicht möglich!" rief ich aus.

„Ja," sagte betrübt mein Sohn, „es mußte viertausendfünfhundertsechsundzwanzig Steine geben, und es gibt nur dreitausendneunhundertsechzehn."

Ich sah nach, ich fand nichts heraus. Wenn all diese Steine auf mich herabgestürzt wären, sie hätten mich nicht gründlicher zerschmettern können.

Doch neben jedes Unglück hat der Himmel einen Trost gesetzt; ich fand meinen Trost an meinem Schreibpult. Es war Laurina, das kleine Wunderkind; sie war auf meinen Lehnstuhl geklettert und studierte aufmerksam den Civilprozeß. „Hör' mal zu, Papa," rief sie, sobald sie mich

kommen sah, „hör' mal, ich kann es alles: Zwei und zwei ist vier und zwei ist acht und zwei ist zehn und zwei ist zweiundzwanzig und zwei ist vierundzwanzig und zwei ist dreißig."

Sechstes Kapitel.

„Wenn ich groß bin, heirate ich dich, Papa!" sagte mir eines Tages meine Tochter.

Mit denselben Worten und dem gleichen Tone hatte August ehedem zu mir geredet; jetzt nicht mehr. Ohne auch nur die Augen von seinem Teller zu erheben, schüttelte er hochmütig den Kopf und fuhr fort, seine Portion Rindfleisch zu bearbeiten.

„Ja, ich will dich heiraten," blieb Laura bei ihrer Absicht, „nicht wahr, ich soll dich heiraten?"

„Ja, du sollst mich heiraten."

„Siehst du wohl!"

Mein Sohn konnte nun nicht mehr an sich halten und sagte zu seiner Schwester: „Papa spaßt ja nur, merkst du das nicht? Wenn du groß bist, ist er ein ganz alter Mann, hat weiße Haare (hier blickte er mich an, um sich die künftige Verwüstung meiner armen Person recht lebhaft ausmalen zu können), so ein Gesicht hat er dann (und er durchfurchte es in Gedanken mit den tiefsten Falten), er hat dann keine Zähne mehr . . ."

Ich unterbrach diese grausame Schilderung durch den Einwurf, daß ich Zähne immer haben würde, denn ich könnte mir ja neue einsetzen lassen.

„Na ja," sagte August, ohne die Fassung zu verlieren, „und dann wirst du dir auch eine Perücke machen lassen."

„Nein, denn ich werde weiße Haare haben, hast du selbst gesagt."

„Ja ... aber ganz, ganz wenige, nur so ein paar hier und hier (und er faßte sich hinter die Ohren), wie unser Direktor ..."

Laurina hatte sehr gut begriffen, daß eine solche Entstellung ihres Vaters ein schweres Hindernis der projektierten Ehe sein würde, und entsagte ohne weiteres ihrem Bräutigam, um einen andern zu wählen.

„Schön," sagte sie, „dann heirate ich dich, Mama."

Jetzt aber lachte August so laut, daß seine Schwester fürchtete, eine Dummheit gesagt zu haben, und bald die Mama, bald mich mit stummer Frage anblickte. Wir blieben beide ernst, um unsrem Sohn anzudeuten, daß seine Heiterkeit zu weit ginge; aber wir mochten es ihm nicht offen sagen, damit er unsren geheimen Schreck nicht merkte.

„Die Mama heiraten!" rief August endlich aus, „weißt du nicht, daß nur ein Mann und eine Frau sich heiraten können ...?"

„Und außerdem," mischte sich Evangelina in die Debatte, „außerdem werde ich ebenso wie der Papa alt sein, wenn du heiraten kannst; ich werde auch weiße Haare haben und ‚so ein Gesicht' ... ich werde häßlich sein und keinem Menschen mehr gefallen."

„Mir wirst du immer gefallen," rief Laurina.

„Mir auch," sagte August, und nebenher entschlüpfte ihm mit der Hast einer plötzlich aufsteigenden großen Idee ein Ausspruch, den ich mit einem Kusse belohnen mußte. „Eine Mama wird niemals häßlich," sagte er und fuhr fort, nachdem er meinen Kuß mit Gelassenheit empfangen: „Aber darauf kommt es hier nicht an; wenn zwei sich heiraten wollen, müssen sie ein Mann und eine Frau sein."

Laurina fand ein Mittel, dies unerbittliche Gesetz zu

umgehen. „Der Mann will ich sein," sagte sie, „ich ziehe Papas Hosen an."

Man stelle sich die impertinente Heiterkeit des Herrn Gymnasiasten vor! Wir hatten selbst die größte Lust, zu lachen, blieben aber immer noch ernst, vielleicht allzu ernst.

„Das müßte aber nett aussehen," rief August, „wenn du Papas Hosen trügst und dich in ein Mädchen verliebtest!"

Verliebtest! Meine Stirn umwölkte sich. „Verliebtest!" sagte ich streng, „was soll das heißen? Was sind das für Redensarten? Hast du das in der Schule gelernt?"

„Nein," antwortete er treuherzig, „du selbst hast einmal gesagt, daß man vor dem Heiraten sich verliebt."

Richtig! Das hatte ich ganz vergessen! Vor dem Heiraten verliebt man sich! Und ich gab meinem Sohn einen zweiten Kuß, den er mit einem gewissen Mißtrauen zurückgab.

Diese Unterredung, welche gefährlich zu werden drohte, wurde zum Glück durch den Fisch unterbrochen, der eben auf den Tisch gesetzt wurde. „Kinder," rief ich mit Nachdruck, „jetzt laßt aber das Geschwätz und achtet auf die Gräten; dich, August, brauche ich nicht mehr zu ermahnen, du aber, mein Püppchen, paß gut auf, denn wenn dir eine Gräte in den Körper dringt, mußt du sterben."

Laurina antwortete mir nicht, sondern hielt die Blicke ängstlich auf ihren Teller geheftet und sah zu, wie Evangelina, die meine Ermahnung doch nicht für genügend hielt, selbst die Gräten aus ihrer kleinen Portion Fisch entfernte.

Auf einmal fragte sie: „Wie kommt es, daß die Fische die Gräten im Körper haben und doch nicht davon sterben?"

Siebentes Kapitel.

Es war kaum zu hoffen, daß mein Sohn, mit all jener Wissenschaft im Kopfe, sich lange an der bloßen Theorie genügen lassen werde; ich erwartete vielmehr von Tag zu Tage, ihn die praktische Anwendung machen zu sehen — indem er sich verliebte. Aber während ich auf das Auflodern der Liebesglut wartete, war die erste Flamme meines Sohnes bereits erloschen; ganz im geheimen hatte er sie genährt und erstickt, ohne das verlorene Vertrauen von Papa und Mama wieder zu suchen, welche beide nicht einmal die Spur davon gefunden haben würden, hätte nicht der Zufall ihnen ein kleines Dokument in die Hände gespielt, das folgendermaßen lautet:

„Teure Johanna!

„Gestern abend hast Du mir zuviel gelacht. Du lachst überhaupt immer zuviel, außerdem bist Du mir zu mager. Ich mag Dich nicht mehr. Hiermit zeige ich Dir an, daß ich Dich verlasse.

August."

Arme Johanna! Ich wußte nicht, wer es war, aber in dem Gedanken an das arme so frühzeitig gebrochene Herzchen wiederholte ich halb ernst, halb scherzend: „Arme Johanna! Armes, verlassenes Kind!"

Evangelina hatte mir das Blatt aus der Hand genommen und las es noch einmal durch, ohne ihre Heiterkeit zügeln zu können.

„Grausam ist er, aber aufrichtig," bemerkte ich, „der kleine Verräter . . ."

„Sei still, ich kann nicht mehr . . ." unterbrach mich meine Frau, nach Fassung ringend.

„Der kleine Verräter," fuhr ich fort, „hat sich noch großmütige Gewohnheiten bewahrt, die er später ablegen wird; er verläßt die magern Geliebten, aber er zeigt selbst seinen Treubruch an. Ach, arme Johanna, armes, verratenes Kind!"

Und mir kam ein neuer Gedanke. „Der Treubruch in der Liebe ist ein Faktum, das ein andres in sich begreift," sagte ich zu Evangelina, die vergebens fortfuhr, mich durch Winke um Schonung zu bitten; „er setzt eine andre neugeborne Liebe voraus. August, wette ich, läßt seine Johanna sitzen, um ... ‚Teure' nennt er sie, nicht wahr? Die letzte, unwillkürliche Heuchelei ..."

„Teure, ja, teure, und das ist unterstrichen," antwortete meine Frau.

„Unterstrichen? Folglich ist's eine Ironie. Und unser Sohn ist noch in der Vorschule! Welchen unseligen Gebrauch wird er erst von der Rhetorik machen, wenn er in den Gymnasialklassen sitzt! Doch wir sagten ... was sagten wir doch gleich?"

„Du sagtest, daß August seine teure Johanna sitzen läßt — um ein andres Weib ..."

„Ja, ein andres Weib! Und man müßte doch wissen, wer die glückliche Nebenbuhlerin ist. ... Doch vor allem andern, wer ist Johanna? Weißt du es?"

„Ja, ich weiß es," antwortete Evangelina, immer weiter lachend; „es ist das Kindermädchen unsres Hauswirts."

„Ein Kind von wenigstens zwanzig Jahren!"

„Zweiundzwanzig gesteht sie selber zu."

Ja, ich kannte sie auch, diese Jungfrau, lang und mager wie ein Fasttag, mit roten Haaren und einem schnippischen Mäulchen voll Selbstzufriedenheit. Sie hatten sich gesehen und sich lieben gelernt auf dem Hofe, im Dämmerlicht, wenn nach Tisch alle Hausbewohner ihre Kinder hinabschickten, um sie austoben zu lassen; doch, ohne Johanna unrecht thun zu

wollen, mir schien, daß mein Sohn es gemacht hatte wie manchmal bei Tische, wenn er, mehr dem Rate der Gefräßigkeit als des Wohlgeschmacks folgend, sich das dickste Stück oder den größten Kuchen erwählte. Unter den kleinen Mädchen seines Alters, die sich dort im Garten begegneten, waren mehrere recht niedliche, und unter andern eins mit Namen Angela, das die merkwürdige Kunst verstand, die Muse (ich sage: die Muse) des Rechtsanwalts Placidi wieder zum Leben zu erwecken. Wahrhaftig, ich, der ich seit undenklichen Zeiten Augen, Mund und Haare nicht mehr anders als mit ihrem physiologischen Namen genannt hatte, sagte ganz aus freien Stücken, Angelas Augen wären zwei Sonnenstrahlen, ihre Haare ein reizendes Gewebe aus Seide und Gold, und ihr Mündchen, wenn es sich zum Lächeln öffnete, schien eine reife Kirsche, von einem klugen Sperling angepickt — Gott schütze und bewahre davor jedes hübsche Frauenzimmerchen!

Und sintemal es nun im klassischen Lande Dantes das Geschick jeder menschlichen Kreatur vom starken Geschlechte ist, mit neun Jahren sein Herz an eine Beatrice zu verlieren, so hätte ich es nicht ungern gesehen, wenn meines Sohnes Beatrice Angela geheißen hätte. Und da ich aus Erfahrung wußte, daß Schülerlieben hauptsächlich auf die Kalligraphie und die Stilistik in Vers und brieflicher Prosa einen günstigen Einfluß üben, so würde ich mich allenfalls über die notwendig damit verbundene Vernachlässigung der Arithmetik und der alten Geschichte getröstet haben, wenn August dafür den beiden Sonnenstrahlen Angelas seine Huldigung erwiesen hätte.

Allein Angela hatte einen entscheidenden Mangel in den Augen meines Sohnes; sie reichte noch nicht einmal an die neun Jahre heran! August spielte Verstecken mit ihr wie mit den andern auch, und suchte sie weder mit Vorliebe noch fand er sie mit besondrer Freude, noch auch drückte

er sie, wenn er sie fand, an die Brust unter dem Vorwande, sie nicht entschlüpfen zu lassen. Ich sah das wohl von meinem Fenster aus — er wollte von keiner Leidenschaft für sie wissen. Und die verlassene Johanna?

Die verlassene Johanna trug ihr Kreuz mit erfreulicher Fassung, stieß nur manchmal herzzerreißende Seufzer aus oder zeigte die erschreckendsten Gebärden wahnsinniger Eifersucht; meistens aber lachte sie. Oftmals, im Taumel überschwenglicher Leidenschaft, nahm sie den widerspenstigen Liebhaber auf den Arm und küßte ihn mit Gewalt vor den Augen des gesamten kleinen Völkchens auf dem Hofe, um ihn für seine Treulosigkeit zu strafen; gleich darauf aber beruhigte sie sich wunderbar, und eines Tages gewann sie es sogar über sich, bei einer neuen Liebe Augusts die Vermittlerin zu spielen, indem sie ein von seiner Hand kalligraphisch geschriebenes Billetchen — wem überbrachte? Der schönen Julia, Angelas älterer Schwester.

Diese junge Dame stieg nicht mehr zum Hofe hinab, zählte ihre vollen achtzehn Jahre und war im Begriff, sich mit einem Kavallerieoffizier zu verheiraten. Diese gehäuften Hindernisse hatten jedoch die erotische Kühnheit meines Sohnes nicht zurückgeschreckt; kaum hatte er Julia am Fenster erblickt, als er ihr ohne Zögern schrieb, daß er sie heiraten wollte und daß er sich vor dem Säbel des Kavallerieoffiziers nicht fürchtete.

Johanna hatte die Antwort auf den Brief in Gestalt einer Bonbondüte mitgebracht, und der kleine Don Juan, dadurch ermutigt, hatte Julia eines Sonntags zu der Stunde, wo sie zur Messe zu gehen pflegte, auf der Treppe erwartet, um ihr einen Kuß zu geben — sobald er sie jedoch erblickte, entsank ihm der Mut, und er warf sich in schimpfliche Flucht. Trotzdem war das Verhältnis eingeleitet; Evangelina, als sie von der Bonbondüte erfuhr, schalt ihren Sohn, so schwer sie auch die eigne Lachlust unterdrücken konnte; dann aber

hielt sie es für ihre Pflicht, der Familie der schönen Julia ihren Besuch zu machen, und eine Woche später hatte August mit seinen abenteuerlichen Manieren alle Herzen von Herren und Dienern gewonnen, seinen Nebenbuhler, den Kavalleristen, nicht ausgenommen, welchem er doch die Braut geraubt hatte, wie er ihm offen ins Angesicht prahlte.

Was war zu thun? Es lachten alle, und so lachten wir auch. Eine Zeitlang knüpfte August ohne sein Wissen ein freundliches Band zwischen den beiden Liebenden; vielleicht aber merkte er doch auch allmälig, daß jedesmal, wenn er einen Kuß von Julias Lippen geraubt hatte, der kleine Lieutenant ihn rasch zu sich rief und ihm den Kuß noch warm von den Lippen nahm. Und einmal äußerte August offen vor aller Ohren solchen Verdacht. „Warum küssest du sie nicht auch?" schloß er dann. „Ich erlaube es dir."

Die Kavallerie geriet in schwere Verwirrung; an diesem Tage habe ich zum erstenmal in meinem Leben einen Offizier der königlichen Armee erröten sehen.

Darauf schwang sich August kühn auf den Schoß der schönen Jungfrau und küßte sie auf die Wangen, die Augen, die Haare und sogar die Ohren — um von ihr Besitz zu ergreifen, wie er sagte. „Jetzt bist du mein," versicherte er, „ich habe dich ganz und gar geküßt."

Der kleine Lieutenant bemühte sich, den Unbefangenen zu spielen, lächelte und lachte, konnte aber doch nicht ganz verbergen, daß er am liebsten das Gleiche gethan hätte, und im Grunde machte er eine ziemlich traurige Figur. „Du bist neidisch?" fragte ihn mein Sohn, und als ob er in seinem Herzen läse, fügte er zu seinem Troste hinzu: „Ich habe sie dir nicht verdorben ... und übrigens ist sie ja mein."

„Ich bin nicht eifersüchtig," sagte der kleine Lieutenant, und überflüssigerweise wiederholte er noch einmal: „Ich bin nicht eifersüchtig."

Doch Auguſt ließ ſich den Faden ſeiner Idee nicht entreißen, ſondern that mit ſpöttiſcher Feierlichkeit den Ausſpruch: „Der Neid iſt eine Todſünde; du wirſt dafür in der Hölle brennen müſſen.“

Der kleine Lieutenant lachte zuerſt mit den andern; dann ſeufzte er, blickte in Julias Augen und ſagte, er brauche den langen Weg zur Hölle nicht erſt zu machen, er brenne ſo ſchon zur Genüge.

Auch Julia that einen ganz leiſe andeutenden Seufzer, worauf ſie beide ſchweigend weiter glühten.

Achtes Kapitel.

Die „Hölle“ des kleinen Lieutenants dauerte noch einige Wochen; eines ſchönen Morgens aber nahm ihn endlich die ſchöne Julia bei der Hand und führte ihn feierlich in das Paradies des Standesamts und gleich darauf in die Kirche wie in ein neues Purgatorium. Dann gingen die jungen Gatten, etwas blaſſer als ſonſt, nach Hauſe, um vor der Abreiſe noch eine kleine Erfriſchung zu ſich zu nehmen.

Hier erwartete ſie mit feſtem Anſtand mein Sohn; ſein Geſicht war etwas aufgeregt, ſeine Augen leuchteten, und als er zu reden begann, zitterte ſeine Stimme. Keinen Ausbruch der Leidenſchaft ließ er vernehmen, keinen Vorwurf, kein Zornesſchnauben der Eiferſucht; wohl aber etwas noch viel Schlimmeres — Verſe!

„Zu dieſer ſchönen, heißerſehnten Feier . . .“

Er hatte einen Vorſchuß erhoben bei der Muſe, die ihn von Rechts wegen doch erſt in der Sekunda des Gymnaſiums begeiſtern durfte – und die Muſe hatte ihm nicht weniger

als vierzehn Verszeilen (und noch dazu jene langen von elf Silben oder auch manchmal etwas mehr) zugebilligt: das Ende jeder einzelnen war ganz deutlich an einem klaren, klappenden Reim zu erkennen.

Die Musen hätten aber leicht ihre vorzeitige Gefälligkeit bereuen dürfen; denn August, den jüngsten Zeiten der Litteratur vorgreifend, wollte sich gedruckt sehen, und seines Vaters schweres Amt war es, ihm an diesem unseligen Tage (er sagte: „Schöne, heißersehnte Feier"; doch man weiß ja ... die Poeten!), an welchem ein Offizier von der Kavallerie ihm auf gesetzlichem Wege die Geliebte entführte, ihm an solchem Tage auch noch einen unschuldigen Trost versagen zu müssen — unter dem nichtigen Vorwande, daß „Feuer" in der achten Zeile kein völlig reiner Reim wäre auf „Feier", „Schleier" und „Freier".

Die Neuvermählten reisten ab, und mein Sohn, nachdem er ruhig von der schönen Ungetreuen Abschied genommen, machte sich daran, zu Hause sein Weh in Verse strömen zu lassen. Er bejammerte den Verrat und verfluchte sein Dasein — aber mit dem noch frischen Verzweiflungsschrei auf den Lippen bekannte er mir, daß es „nur Spaß wäre", und daß er seines Lebens nie so froh gewesen als jetzt, da er ein so schönes, neues Spielzeug entdeckt hatte.

„Man muß keine Lügen schreiben," ermahnte seine Mutter.

„Das sind keine Lügen," belehrte uns August; „das ist Poesie ... die Poesie ist so, nicht wahr, Papa?"

Einige Wochen lang feierten nun die schlecht gezählten Fünffüßler wahre Orgien in dem kleinen Poetenhirn. August hatte in einem alten Bücherschrank ein bestaubtes Hirtengedicht gefunden und dies zu seinem Gefährten, zu seinem Lehrer gemacht. Wie er es in diesem Liebeskodex fand, tauft er seine neue, anonyme Flamme bald Phyllis bald Chloris; ein freiwilliges Opfer seines Dichterschwunges,

legte er sich die langsame Folter auf, die Reime seines Vorbildes in die eignen Verse einzuflicken; so passierte ihm kein Reim mehr wie „Feuer" auf „Feier", ohne daß er sich auf die „poetische Licenz" berufen durfte. Jeden Tag erschienen Sonette mit einem langen Schwanz hinter dem gesetzmäßigen Ende oder auch ganz ohne Anfangs- und Schlußreim — wie man sich das vorstellen kann, da sich die schäferlichen Wendungen sinnig mit etwas vorausgeahntem, modernstem „Realismus" paarten, an den Stellen, wo ihm der poetische Atem ausgegangen war. Und dennoch, wer damals auf den Grund meines Vaterherzens hätte blicken können, der würde darin eine merkwürdige Nachsicht gefunden haben; ja, sogar eine Art von närrischem Stolz, meinen Sohn mit zehn Jahren als rückfälligen Autor ähnlicher Frevel zu wissen.

Die verliebten und poetischen Seitensprünge Augusts hatten mir noch keine Spur von Kummer bereitet; wenn der kleine Poet von seiner Muse Urlaub genommen hatte, ging er so ruhig wie sonst, wenn er von den Knieen seiner Julia herabgesprungen war, an seine Arbeit, lernte seine Lektion und rechnete seine Exempel; in der Schule war er aufmerksam und machte bei der Schlußprüfung dieses Jahres dem Papa und der Mama, Phyllis, Chloris und den Musen alle Ehre.

Doch ach! — An einem unglückseligen Tage ging August ins Gymnasium mit dem Feuereifer eines Eroberers und kam nach Hause wie ein Besiegter. Dort auf den Schulbänken hatte er die Muse wieder getroffen; aber nicht die Göttin, welche ihn begeisterte, nicht seine holde, italienische Muse, sondern eine fremde, reimlose, die ihn durch Diphthonge und seltsame Endungen erschreckte — Musa, Musae, die Muse der lateinischen ersten Deklination!

Er bekannte mir, daß er sie anfangs mit Freuden begrüßt hatte als eine alte Freundin, die ihm entgegenkäme,

um ihn in den Tempel der lateiniſchen Grammatik einzuführen; aber nach wenigen Proben ſchon merkten er und ſeine Kameraden, daß von den Deklinationen auf us und es, vom Verbum und vom Pronomen nicht viele Freuden zu erwarten wären. Schon im Plural der erſten Deklination, als die Muſe ſich in musarum verwandelte, begann ſie ihm unkenntlich zu werden. „Und wozu auch durchaus lateiniſch lernen," meinte er, „da es doch eine tote Sprache iſt?"

Ich ſetzte ihm auseinander, daß die lateiniſche Sprache die Mutter der italieniſchen ſei, die Sprache des Cicero, welcher der Vater der großen Advokaten iſt, die Sprache des Horaz, welcher der Vater der guten Satire iſt, die Sprache des Juſtinian u. ſ. w. u. ſ. w. Und feierlich fügte ich hinzu: „Wenn du einmal Advokat biſt, mußt du lateiniſch können, um die alten Codices zu verſtehen; auch wenn du Arzt werden willſt, wird dir dieſe tote und doch unſterbliche Sprache nicht ohne Nutzen ſein; denke nur, daß bis vor kurzem die Rezepte noch lateiniſch verfaßt wurden! Die Wiſſenſchaft der Alten iſt lateiniſch geſchrieben; faſt alle Zitate, mit denen man kleinen Argumenten eine gewiſſe Größe gibt, faſt alle Zitate, mit denen man hinkende Beweiſe ſtützt, ſind lateiniſch."

Mein Sohn hörte mir mit offenem Munde zu, ohne etwas Rechtes davon zu verſtehen, aber mit wachſendem Schrecken. „Dann muß es ſehr ſchwer ſein!" ſeufzte er.

„Nein," ſagte ich, „es iſt ganz leicht; nur im Anfang ſcheint es ſchwierig, nachher iſt's eine Kleinigkeit."

„Haſt du es gelernt?"

„Und ob!"

„Ganz und gar?"

„Ganz und gar."

„Auch die Verba? Auch hic, haec, hoc? Auch dies, diei?"

Die dringlichen Fragen meines Sohnes hatten ihren geheimen Nebensinn; mehr als einmal hatte er mich mit seiner frisch eingesogenen Wissenschaft in der Geometrie oder in der alten Geschichte auf den Sand gesetzt — jetzt aber nahm ich meine Rache. „Acht Jahre lang habe ich es studiert," entgegnete ich mit stolzer Sicherheit, „und ich bereue es nicht; wenn du es ebenfalls acht Jahre lang studiert haben wirst . . ."

August unterbrach mich: „Also, wenn man dir ein lateinisches Buch in die Hand gibt, verstehst du es völlig?" Der Hieb war boshaft.

„Wenn du es ebenfalls acht Jahre lang studiert haben wirst," fuhr ich fort, ohne mit der Wimper zu zucken, „wirst du ebenfalls soviel davon verstehen wie ich; du mußt dich nur im Anfang nicht entmutigen lassen und darfst nachher nicht ermüden. Die Deklinationen wollen gründlich gelernt sein und die Konjugationen und später die Abhängigkeit der Sätze . . ."

Ein dunkles Grauen malte sich auf seinem Antlitz; er senkte den Kopf und hörte auf zu fragen.

Neuntes Kapitel.

Gegen alle meine Erwartung ging die Sache mit der Zeit immer schlechter; mein Sohn, der mit allen neun Musen auf du und du gestanden, konnte sich nicht entschließen, das Lateinische mit etwas Methode zu lernen. „Die Regeln!" sagte der rebellische, kleine Schlingel. „Was soll ich mit den Regeln anfangen? Wozu nützen die Regeln? Wer hat die Regeln der lateinischen Grammatik gemacht?"

„Die Grammatiker haben sie gemacht," antwortete ich

mit großer Klarheit; „wenn man die klassischen Autoren studiert, den Geist der Sprache ...“

„Und warum haben sie keine Regeln für das Mailändische gemacht?“

„Weil das Mailändische keine Sprache, sondern bloß ein Dialekt ist ...“

Er dachte ein wenig nach, dann schien er auf einen entscheidenden Beweis zu fallen. „Ja, das Mailändische ist leichter; Laurina konnte ohne Deklinationen und Konjugationen mit dritthalb Jahren Mailändisch sehr gut sprechen ... für das Lateinische dagegen braucht man acht Jahre.“

Mir fuhr es heraus: „Und das ist noch nicht einmal genug,“ — doch ich bereute es sogleich und fügte sehr ernsthaft hinzu: „Man muß sich dann sein ganzes Leben lang üben.“

„Hast du dich immer geübt?“ fragte August, mir scharf auf den Leib rückend, „machst du gar keinen Fehler mehr?“

Da gab es keine andre Rettung; um das väterliche Ansehen zu wahren und doch nicht zu lügen, mußte ich auf lateinisch antworten: „Errare humanum est; homo sum et nihil humani a me alienum puto.“

August hörte mir erst neugierig zu, dann zuckte er die Achseln, dann ging er ab, zwischen den Zähnen murmelnd: „Nominativ: domus, das Haus, Genitiv: domi, des Hauses, Dativ: domo, dem Hause, Accusativ ...“

Laurina, die seit einer Stunde ihren Bruder in der fremden Sprache mit sich selber hatte reden hören, glaubte plötzlich etwas davon begriffen zu haben und sagte mir mit triumphierender Miene: „Papa, ich weiß, was August sagt.“

„Wirklich? Was sagt er denn?“

„Er sagt, der Dom ist größer als ein Haus.“

„Und da hat er vielleicht nicht unrecht ...“

„Nein, gewiß nicht!“ Laurina gab ihm recht, sie meinte aber nicht, daß es so oft wiederholt zu werden brauchte.

Sie war auch schon im Dom gewesen und hatte wohl gesehen, daß er groß war; mehr als alles aber hatte sie ein Gemälde bewundert, auf dem man eine Madonna mit gefalteten Händen sah und um sie her lauter „zerbrochene Engel".

Ich war etwas verwundert, bis ich dahinter kam, daß die „zerbrochenen Engel" meiner Tochter — geflügelte Köpfchen waren.

August fuhr, da er mich lachen hörte, grimmig in seiner Deklination fort: „Nominativus Singularis: domus, das Haus ..." Seine Stimme bewegte sich durch wunderbare Abstufungen, tönte jetzt sanft, dann spaßhaft, dann beim ersten Anstoßen verachtungsvoll und kam zuletzt immer wieder beim Ingrimm an.

Auch die zweite Deklination hatte die hartnäckige Bosheit, schlechterdings nicht in seinen Kopf zu wollen. „Hör' auf für jetzt," rief ich ihm zu, „spiele ein bißchen und zerstreue dich, jetzt würde es dir doch nichts nützen, weil du an andre Dinge denkst." Er verstummte, ein Zeichen, daß ich recht geahnt hatte. „Woran dachtest du beim Lernen?"

„Ich dachte, daß Laurina nicht bloß Mailändisch kann, sondern auch Italienisch, und sie ist doch nie in die Schule gegangen; ich dachte, daß in der Schule ..."

„Nun also, in die Schule? ..." forschte ich und legte in die Frage die ganze väterliche Strenge. Er wollte seine Aeußerung nicht zu Ende führen; ich aber verstand leicht, daß ihm dieselben Gedanken kamen, die ich zu meiner Zeit auch gehabt hatte, ohne sie zu Hause zu bekennen.

Zehntes Kapitel.

Es war eine That der Verzweiflung. — Da mein armer Sohn keinen andern Troſt für die traurige Rolle wußte, die er in der Schule im Lateiniſchen ſpielte, ſo beſchloß er in ſeinem Herzen, ſich von neuem zu verlieben.

Wenn ein Schüler einen für ſeinen innern Frieden ſo bedenklichen Vorſatz gefaßt hat, ſo pflegt er um ſich zu ſchauen, und falls das Glück ihn nur ein wenig begünſtigt, ſo wird er bald genug einen geliebten Gegenſtand entdecken. So that mein Sohn und ich ward Zeuge dieſer Scene.

Eines Abends, gegen Sonnenuntergang, ſtanden die Mütter und Väter an den Fenſtern nach dem Hofe zu, um ſich der Kühlung und des Lachens ihrer Kinder zu erfreuen. Dieſe ſpielten Blindekuh, ein luſtiges und ungefährliches Spiel, bei dem die „Großen“ auch den Kleinern Zutritt gewährt hatten, um ihnen eine Freude zu bereiten. Ich machte eben Evangelina auf die verſchmitzten Bewegungen eines ſpannenhohen kleinen Schelms aufmerkſam, der ſich auf den Fußſpitzen heranſchlich, um den Blinden am Rockſchoß zu zupfen, dann weithin entfloh, ſich verfolgt glaubend, und erſt in ſichrer Entfernung ſtillhielt, indem er ſein triumphierendes Geſichtchen zu einem Balkon des dritten Stockes emporhob, um den Beifall eines wohlwollenden Zuſchauers zu empfangen.

Auguſt, mein Auguſt blickte nicht nach uns aus; Auguſt hatte uns vollkommen vergeſſen. Er hatte einen Bund geſchloſſen mit Angela, der blonden Angela, jener Kleinen mit den Kirſchenlippen, und er paßte eifrig auf, ſie nicht in die Hände des Suchenden fallen zu laſſen.

Angela war ſichtlich in die Höhe gewachſen, aber ſie blieb immer das lieblichſte Geſchöpfchen, das ich je geſehen;

beim Spielen war sie rot wie eine Rose im Gesicht geworden, und einige Haarlöckchen waren dem Kamm entschlüpft; man kann sich vorstellen, daß ihr dies nicht zum Nachteil gereichte. Wenn sie um den Blinden herumlief und sich hastig zurückwandte, nachdem sie „Blindekuh!“ gerufen, flog sie fast jedesmal in die Arme meines Sohnes — dann faßten sie sich bei der Hand, und während sie so nebeneinander hinliefen, bemerkte Evangelina, daß Angela gute zwei Finger größer war als August.

„Das kann nicht sein,“ sagte ich, „die Frisur läßt es nur so aussehen.“

Es war aber wirklich so — und das war's gerade, warum August ein Auge auf sie geworfen hatte. Er redete zu ihr ohne Verlegenheit, mißhandelte sie auch ein wenig unter dem Vorwande, ihr einen klugen Rat oder einen heilsamen Ruck zu geben; von Zeit zu Zeit jedoch blickte er sie heimlich von der Seite an und schien dann jedesmal von neuem überrascht durch gewisse hübsche Sachen, auf die er sonst nie geachtet hatte, nämlich ein schelmisches Näschen, zwei große, klare Augen und das Uebrige. Manchmal verlor er sich so ganz in diese Betrachtung, daß Angela selbst ihn beim Arme fassen und ein Stück hinter sich her reißen mußte, um ihn vor dem Greifenden zu retten. Ein solcher Augenblick der Zerstreuung wurde verhängnisvoll für das künftige Liebespaar: Blindekuh kam herangetappt, streckte die Hände aus, faßte etwas, packte es fest, und der ganze Kinderchor schrie in die Hände klatschend: „Gefangen! Gefangen!“

Ja, Angela war gefangen! Jener Unglückliche, der seit einer halben Stunde im Finstern getastet, hatte schon die Binde abgerissen, rieb sich die geblendeten Augen und lachte über den eignen Triumph. Angela lachte auch. Drei der Ungeduldigsten und Dreistesten drängten sich heran, um ihr die Augen zu verbinden; es waren aber so kleine Knirpse,

daß sie ihre Not gehabt hätten, sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen, wenn Angela sich nicht gebückt hätte.

Jetzt legte sich mein Sohn ins Mittel: „Was versteht ihr davon?“ Er nahm das Tuch, legte den Mund an Angelas Ohr, um ihr etwas zuzuflüstern, was sonst niemand hören durfte, und knüpfte dann selbst die Binde, aber in so zarter Manier, daß sie weder zu sehr preßte, noch die Ohren bedeckte, noch auch nur die rebellischen Löckchen festhielt. So viel Zartheit und die geflüsterten Worte erregten Verdacht. Einige blickten von unten her unter Angelas Binde und behaupteten: „Sie kann sehen!“

„Nichts kann ich sehen!“ protestierte die Kleine. Auf jeden Fall aber mußte das Tuch etwas fester geschnürt werden, um den Schein der Gerechtigkeit zu retten; nur ließ mein Sohn keinen andern dazu kommen.

Ein Gelächter, ein Durcheinanderschreien: „Blindekuh! Blindekuh!“ Drei oder vier neckende Stöße von dieser und jener Seite, und all die kleinen Schlingel zerstreuten sich und ließen das arme Mädchen allein in der Mitte des Hofes. Das Blondköpfchen war völlig hilflos, bewegte sich kaum gebückt mit ausgestreckten Händen vorwärts, ohne einen größern Schritt zu wagen. Schon wurde sie ob ihrer Zaghaftigkeit ausgelacht — und sie selber lachte mit.

„Paßt auf!“ rief August wichtig, „paßt auf, ich will ihr einen Kuß geben, und sie soll mich doch nicht kriegen!“

„Ich auch!“ schrie ein andrer.

„Du nicht!“ entgegnete August, „ich allein.“ Und mit diesen vier kurzen Wörtchen und einem noch kürzern Rippenstoß erreichte der kleine Tyrann mehr, als wenn er die glänzendsten Vernunftgründe ins Feld geführt hätte: der andre verzichtete auf die Unternehmung, und August machte sich allein ans Werk. Er ging auf den Fußspitzen in ihre Nähe, dann hustete er und rief: „Hier bin ich!“ sprang einen Schritt zurück, dann wieder vor, streifte ihr Kleid und

entfloh — der Heuchler! — als ob er wirklich Furcht hätte, von ihr gegriffen zu werden; zuletzt packte er ihre beiden Hände und küßte sie mehrmals auf den lachenden Mund. Doch entweder hatte Angela wirklich so viel Kraft, oder mein Sohn stellte sich schwächer als er war: Thatsache ist, daß sie ihn festhielt und lange in ihre Arme preßte unter dem Gelächter des Chors, der abermals in gutem Glauben schrie: „Blindekuh! Blindekuh!“

Elftes Kapitel.

Später am Abend, als die Stimmen der vorsichtigen Mütter in den Hof hinabtönten, ihre Kinder zurückzurufen, und man zu gleicher Zeit dort „Angela!“ hier „August! Laura!“ rufen hörte, da lösten sich zwei kleine Schatten von der Wand, nickten einander unbefangen zu, ohne sich die Hand zu drücken, selbst ohne sich ins Gesicht zu sehen, und trennten sich, ohne sich noch einmal umzuwenden. Schwieriger war es, Laura aus den Händen eines frühreifen kleinen Taugenichts von kaum drei Jahren zu befreien, den sie mit Engelsgeduld bemuttert hatte und der jetzt wie ein Besessener schrie und sie mit nach Hause nehmen wollte.

In dieser Nacht blieb August eine Stunde länger als gewöhnlich auf, um seine Arbeiten noch einmal durchzusehen, wie er sagte. Diese Arbeit, die er wohl zehnmal wieder durchsah, begann unabänderlich, unwandelbar mit den Worten: „Angebetetes Mädchen!“

Er versuchte auch wieder Verse zu machen — ich fand davon nachher die Spuren — aber er merkte wohl die Unbequemlichkeit, die Fülle seines Herzens in abgezählte Silben

und Reime zu preſſen, und entſagte der Muſe in dieſer Nacht; ich glaube auch nicht, daß er ſpäter noch einmal in ſeine Jugendſünde verfallen iſt. Weil er jetzt ernſthaft lieben wollte, liebte er in Proſa — doch, o ihr Muſen, welche Ströme von Proſa! Zu jeder Tageszeit fand ich meinen Sohn bemüht, einem Stückchen Papier ein Stückchen ſeiner großen Leidenſchaft zu vertrauen. Mir vertraute er nichts, wie man ſich denken kann; er hatte im Gegenteil eine große Furcht vor meinem ſtillen Lächeln und vor meinen Verſuchen, durch ein hingeworfenes Wort ihm meine Mitſchuld aufzudrängen; eiferſüchtig bewachte er ſeine verunglückten Stilproben, aber doch nicht ſorgſam genug, daß ich nicht Mittel gefunden hätte, in der Stille die Bildung und Entwickelung ſeines Briefſtils verfolgen zu können.

In den erſten Tagen war es ein kurzatmiger, hüpfender Stil, wie ihn gewiſſe moderne Proſaiker haben; doch allmälig dehnten ſich ſeine Perioden und gönnten einer wachſenden Flut von Adjektiven und Adverbien, Gleichniſſen und Bildern und ſelbſt hie und da einem eignen Gedanken und einem echten Gefühl den Zutritt. Jetzt erſchien ſein Stil ſchwülſtig, wie ihn gewiſſe andre moderne Proſaiker zeigen.

Nach zwei Monaten ſolcher redlichen Uebung war Auguſt im Italieniſchen der erſte ſeiner Klaſſe, und der Lehrer, ein Mann von altmodiſcher Beſcheidenheit, fragte ſich mit ehrlicher Verwunderung, wie nur der kleine Nichtsnutz ſo viel Saft aus ſeinen Lektionen habe ſaugen können.

Zwölftes Kapitel.

Und wie nahm Angela meines Sohnes Prosa auf?

Mit großer Ruhe und einer Würde, die für mich eine immer neue Offenbarung der weiblichen Natur war. Ich teilte Evangelina meine Betrachtungen mit, und sie gab mir recht: „Die Mädchen sind immer reif zur Liebe."

Vielleicht nur weil ihr die Flügel der Beredsamkeit noch nicht gewachsen waren und sie dem glatten Boden der Grammatik und Rhetorik noch nicht recht traute, vielleicht nur deshalb wich sie hartnäckig dem Schreiben aus oder that es mit einem Lakonismus, welcher der besten Zeiten Spartas würdig gewesen wäre: jedenfalls aber erzielte diese kluge Zurückhaltung eine zwiefache großartige Wirkung: der neugierige Schwiegerpapa bewunderte die frühzeitige Frauenwürde seines künftigen Töchterchens, ohne auf ein gelegentliches Schnitzerchen viel Gewicht zu legen, und der „angebettete Auguſt" fühlte sich selbst mit dem doppelten „t" noch nicht genügend angebetet.

Wenn diese Flamme noch ein Weilchen in gleicher Gemächlichkeit und ohne einen störenden Gegenwind fortgebrannt hätte, wäre sie ohne Zweifel erloschen wie die frühern: eines schönen Tages hätte Auguſt an Angela geschrieben und ihr die Anzeige gemacht, daß er sie zu verlassen gedenke, und er hätte wieder seinen Krieg mit dem Lateinischen begonnen. Doch das Feuer der Leidenschaft wurde bisweilen zu kräftigerm Brande wieder angefacht durch irgend einen kleinen Konflikt und wurde überdies wie von einer strengen Vestalin gehütet von — der Eifersucht.

Ja, Auguſt war eifersüchtig und hatte leider nur allzuviel Gelegenheit, die Geißel dieses Dämons zu fühlen. Die unschuldigen Spiele in der Abenddämmerung mischten ihm Honig und Galle zu gleichen Teilen; der süße Göttertrank

der heimlichen Küsse, die er erhielt, ward vergiftet durch den Anblick andrer Küsse, die irgend ein dreister Bengel ihr offen raubte. Unter andern war da ein Schulkamerad von ihm, noch schwächer im Lateinischen als er (was nicht wenig besagen will), aber stärker mit den Fäusten; dieser Bösewicht gab ungestraft allen Mädchen Küsse und allen Knaben Katzenköpfe. Die Katzenköpfe zahlte mein Sohn gewissenhaft zurück; die Küsse jedoch zu ahnden war er unvermögend. „Du hast dich küssen lassen!“ warf er Angela vor.

Sie war ohne Schuld; jener hatte sie unversehens gepackt, und sie schwur überdies, daß sie den Schlingel nicht im mindesten leiden möchte. „Was soll ich thun?“ sagte sie.

Ja, was sollte die Aermste thun? August dachte nach: er wußte es auch nicht. „Beiß ihn!“ riet er in hastigem Ingrimm.

Das Schicksal hatte nicht beschlossen, daß diese Auftritte immer so im Guten enden sollten: manchmal hatten sie ein erbittertes Schmollen zur traurigen Folge. Dann rüstete sich mein Sohn, statt gemäß den Regeln der Gesundheitslehre nach dem Essen in den Hof hinabzugehen, vielmehr ohne Verzug seine Arbeiten zu machen, wahre und wirkliche Arbeiten, oder lernte seine Aufgaben mit so lauter Stimme, daß sie im Hofe gehört werden mußte. Ich ließ mir keine Verwunderung über den seltsamen Amtseifer anmerken, sondern trat schweigend ans Fenster.

Angela schlich mit einem melancholischen Mäulchen umher, blickte herauf und lächelte mir zu; ich that desgleichen und dachte mit einer Befriedigung, die mir jetzt recht wunderlich scheinen will: „Sie liebt ihn wirklich!“

Ich hätte ihr am liebsten zugerufen: „Sei ganz ruhig, er wird schon kommen!“ Gern auch hätte ich meinen Sohn beim Ohr genommen und ihn zu den Füßen seiner Geliebten geschleppt; allein meine Vaterpflicht forderte, nichts

zu merken. Auguſt widerſtand ein Weilchen und ſpielte den Unbekümmerten; als ich aber nach einem kurzen Schweigen laut hinabrief: „Angela!“ und das liebe Mädchen fragte, warum es nicht mit den andern ſpielte, da begann mein Sohn zuerſt mit verſtärkter Stimme ſein Latein herzuleiern, wie wenn ein ſommerlicher Gewitterſchauer unvermutet mächtiger herniederrauſcht, dann ebenſo plötzlich, abermals nach Art eines Gewitterſchauers, ſenkte er den Ton bis zu einem leiſen Murmeln — und endlich lag das Buch auf dem Pult und er ſtand neben mir, damit Angela ihn ſehen könnte.

Und wie er ſie ſo hübſch und ſo traurig ſah und wie ſie, ohne ein Wort zu ſagen, ihr vor Freude heimlich errötendes Geſichtchen zu Boden ſenkte, da trat ein plötzlicher Umſchwung im Gemüte des jungen Verliebten ein. „Jetzt komm' ich,“ verkündigte er, — „jetzt weiß ich alles!“ wendete er ſich zu mir, in der vergeblichen Hoffnung, mir etwas weis zu machen.

„Recht ſo!“ ſagte ich mit ernſteſter Miene.

Der Schlingel iſt ſchon fort, iſt ſchon im Hofe, iſt ſchon am Arme Angelas und blickt mißtrauiſch zu Papas Fenſter hinauf, welcher eine Wolke der Mißbilligung auf ſeiner Stirn markiert, wie es die Vaterpflicht erheiſcht.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Zwei ſich in der Frühe ſchon vom Fenſter aus ſehen und dem gefälligen Aether das Zeichen eines Kuſſes vertrauen, der ſpäter unzweifelhaft zur Wirklichkeit werden muß, ſich dann auf der Treppe, auf dem Hofe, auf dem Wege zur Schule begegnen, ſich endlich gegen Abend, unter

dem Vorwand des Blindekuh- oder Versteckspiels, dem zarten Liebesgeplauder hingeben können — ist das nicht, o sprecht ihr, die ihr von der Straße her, in der Menge verloren, eure Seufzer zu einem Fenster des vierten Stockwerks hinaufsendet, wo ein strenger Vater euer Glück vor euch verschlossen hält — sprecht, ist das nicht ein Uebermaß von Seligkeit?

Und dennoch hatte mein Sohn nicht genug daran; noch blieb ein unbefriedigter Wunsch, eine übermächtige Sehnsucht übrig: Angela sein zu nennen, sie nie mehr zu verlassen ... sie zu heiraten, ja, meine Herren, zu heiraten!

Ich ahnte die traurige Lage seines liebenden Herzens; die strenge, die unerbittliche Zeit behandelte das zukünftige Paar nicht nach gleichem Recht: für ihn war sie langsam, träge, rücksichtslos; für sie munter, thätig, liebenswürdig. Ja, obwohl zwei Jahre jünger, war Angela doch um vier Finger größer als August, und dazu wuchs sie zusehends alle Tage und wurde immer hübscher.

An einem Tage kam sie zum Hofe hinab mit schlichter geknotetem Haar, an einem andern verlängerte die Mama ihr Kleid, wieder ein andermal trug sie nicht mehr selbst ihre Bücher zur Schule, sondern übergab sie der Magd. Noch war sie einfach und noch verliebt; allein sie war nicht mehr das Kind von ehedem.

August sah dieser Umwandlung mit bestürzter Seele zu — ihn mißhandelte sein Lebensalter, er hatte Blüten auf der Nase und Pickel auf der Stirn, er wurde mager, ohne im richtigen Verhältnis zu wachsen, und sein ausdrucksvolles Gesichtchen ward von bittern Gedanken überschattet. Es war eine Zeit der Qualen.

Nach all den Schäden, welche die Liebe, das Wachstum und das Latein dem jungen Körper meines Sohnes zugefügt, bewahrte ihm das Schicksal einen noch viel herberen Kummer auf: den „Umzug" Angelas.

Ja, Angela zog um; zu Ostern verließ sie den Hof und das Haus. Lebt nun wohl, ihr ungestörten Zwiegespräche, ihr sichern Küsse, ihr unschuldigen Spiele, lebt wohl für immer, lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl!

So schrieben sich die Liebenden, den Ton kräftig in die Höhe schraubend, um den großen Schmerz recht auszugenießen. „Schwöre mir, daß du mir oder keinem gehören wirst," schrieb mein Sohn, und Angela schwur, um sicher zu gehen, bei allem, was ihr auf Erden heilig war.

Der grausame Tag der Trennung kam; Angela trug ihre Liebe in eine entfernte Straße, in eine Wohnung nach dem Hofe hinaus. Das Unglück war voll.

Nein, noch war das Unglück nicht voll; aber es sollte voll werden, so wollte es das Verhängnis. Jeden Tag brachte die ungerechte Zeit für Angela eine Liebkosung, für August eine Mißhandlung mit, fügte ihrer Schönheit neue Reize hinzu, machte ihn immer eckiger und unansehnlicher, und förderte so mit Eifer das tückische Werk, das Untrennbare zu trennen, zwei Herzen auseinanderzureißen, die sich geschworen hatten „bei allem, was auf Erden heilig ist u. s. w." ewig füreinander zu schlagen.

Als wir, kaum vier Wochen nach Angelas Auszug, ihren Eltern einen Besuch machten, erschien uns unsre kleine Schwiegertochter schon verwandelt; schon fühlte sich August unwillkürlich gedrückt, indem er ihr den Hof machte.

Noch liebten sie sich auf schriftlichem Wege; unter vier Augen aber hatte das Kind von ehegestern gewisse Bewegungen, gewisse Blicke voll weiblicher Anmut und Würde angenommen, welche das ganze Liebessystem meines Sohnes über den Haufen warfen. Noch schlimmer ward es, als Angela nach einem Landaufenthalt von vier Monaten wieder in Mailand ankam. Ich selbst redete sie in Gegenwart meines Sohnes mit „Fräulein" an. Und ich merkte aus der Antwort, dem Ton, einer gewissen allerliebsten Würde, daß ihr

nicht zum ersten Male dieser Titel gegeben ward, der dreizehnjährige Herzen höher schlagen macht. Sie trug ihr Alter mit dem Anstand einer Dame; August, mit seinen fünfzehn, fühlte sich klein, unsicher und drückte sich in der Ecke herum, allein mit seiner zerstörten Liebe. Da waren keine Illusionen mehr möglich; im Vergleich zu Angela war mein Sohn ein Knabe; das Kinderspiel „Sich lieben" konnte allenfalls noch einige Monate dauern, wenn er sich nur in die Rolle eines prädestinierten Opfers fügte; aber dann mußte es unausbleiblich sein Ende finden durch einen Säbel, der zu Ehren des Fräuleins über das Straßenpflaster klirrte, oder durch eine Huldigungscigarre, im Dunkel der Nacht an einem Civilfenster nach dem Hofe zu entzündet.

Mein Sohn fühlte das Schicksal, welches sich über sein Haupt herabsenkte, und kam ihm zuvor. Sein System des Treubruchs, durch eine lange briefliche Praxis vervollkommnet, riet ihm zu schreiben; doch da er es verschoben hatte, wollte der Zufall, daß er mit einem ihm sonst nicht eignen Heldenmute glänzte: er sprach.

Was er zu seiner Schönen sagte, welche Wendungen er gebrauchte, um ihr zu verstehen zu geben, er schenke ihr die Freiheit, fortan die Huldigungen des königlichen Offizierkorps in Empfang zu nehmen, das habe ich nie erfahren. Es waren wahrscheinlich wenige Worte, die sie in der Fensternische bei einem Besuche Angelas miteinander sprachen, während deren Mutter, Evangelina und ich mit wunderbarer Einstimmigkeit versicherten, das Wetter würde kalt und das Thermometer zeigte schon . . .

Ja, was zeigte das Thermometer? Ich folgte mit einem halben Blicke den Bewegungen der beiden, die sich etwas zögernd einander genähert hatten. Mein Sohn sprach, während er mit dem Finger ein großes A auf die beschlagene Fensterscheibe schrieb und gleich wieder auslöschte; Angela hörte mit festem Blicke zu. „Auch gut," murmelte sie zuletzt.

Und mein Sohn, abschnappend wie eine Feder, verkündete mit großer Unbefangenheit: „Es schneit."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

Wir hätten es uns schon denken können; seit einigen Tagen war das Wetter kalt geworden, und das Thermometer zeigte ... was zeigte das Thermometer?

Vierzehntes Kapitel.

Eine Stunde später entflog Angela aus meinem Hause wie ein Vöglein, dem man den Käfig geöffnet; sie mußte recht ungeduldig sein, ihre dreizehnjährige sorglose Freiheit in die Welt hinauszutragen. Eine Kinderliebe wird unbequem, sobald die Jahre einem Mädchen anzeigen, daß die wahre Liebe nicht mehr fern ist.

Wie wenn sie nie etwas Andres erwartet hätte, machte Angela so guten Gebrauch von ihrer Freiheit, daß nach wenigen Monaten niemand mehr ahnen konnte, sie habe je etwas mit ihrem ersten Anbeter gemein gehabt.

Und sie wurde immer schöner, die Treulose! Immer reizender, immer begehrenswerter, die Eidbrüchige! Alle bemerkten es, alle sagten es, mein Sohn allein ausgenommen. Aus der Höhe seines Liebeshimmels war er in die finstern Klüfte des Lateinischen zurückgesunken.

Mehrere Jahre waren es nun schon, daß er mit den Regeln kämpfte; schon rang er Brust an Brust mit der Grammatik und der Prosodie, schon rezitierte er mit gehobener Stimme: „Quousque tandem abutere", als eines Tages eine Neuigkeit ins Haus drang — Angela hatte sich verlobt!

Laurina blickte unwillkürlich in den Spiegel — mein Sohn erblaßte nicht und sprach kein Wort; doch am folgenden Morgen fand ich auf seinem Schreibpult die Reste eines verunglückten lateinischen Distichons. Noch war zu lesen, obgleich es durchstrichen war:

Non tu, formosa . . .
Te, pulcherrima . . . nuptiae . . .

Weiter hatte er nichts herausgebracht.

VI.

Laurinas Freier.

Erstes Kapitel.

Laurina beharrte immer noch bei ihrer Erklärung, um jeden Preis den Papa oder mindestens die Mama heiraten zu wollen, als ich mich schon hundertmal, halb im Scherz, halb im Ernst gefragt hatte: „Wer kann wissen, wo er leben, wo er wohnen mag, ob er nahe oder ferne weilt, und was er in diesem Augenblick treibt? Ist er schön? Sitzt er in der Schule? Ist er fleißig? Dick möchte ich ihn nicht, auch nicht trübsinnig. Wird er von schlankem Wuchs, von heitrer Gemütsart sein?"

„Wer?" unterbricht mich ein Leser.

„Laurinas Mann."

Daß er zur Zeit schon unter den Lebenden weilt, kann ich nicht bezweifeln; mein Mädel ist zu verständig, um je einen Mann heiraten zu können, der jünger ist als sie.

Aber wo mag er weilen? Vielleicht zwanzig Schritte von hier; vielleicht bei den Antipoden, und dann muß der Aermste erst die Reise um die halbe Welt machen, um sich in mein Töchterchen verlieben zu dürfen.

Manchmal sagte ich dann zu Evangelina: „Wunderlicher Gedanke, daß das Schicksal sie schon vereinigt hat, daß unser

Schwiegersohn an irgend einem Punkte des Weltraums vorhanden ist, und daß er, ganz mit seinen Schularbeiten beschäftigt, nicht einmal ahnt, wie hier Laurina heranwächst und täglich hübscher wird, und das zu keinem andern Zweck, als ihm dereinst den Kopf zu verdrehen!"

Evangelina wiegte das Haupt bedenklich und warf einen Blick auf ihre Kleine, die sich inzwischen die Zeit des Wartens damit vertrieb, mit ihrer Puppe zu plaudern oder aus einem Buche vorzulesen, das sie sich verkehrt vor die Augen hielt.

Mit der Zeit wurde dieses unbestimmte Wesen, das in irgend einem Winkel des Erdkreises phlegmatisch abwartete, daß ihm das Geschick meine Tochter auf dem Präsentierteller brächte und spräche: „Bitte, greifen Sie gefälligst zu!" — mit der Zeit wurde dieser anonyme Bräutigam mit den prächtigsten Tugenden von mir ausstaffiert.

Er war nur zehn Jahre älter als Laurina, er war groß, schlank, braungelockt; er trug den anmutigsten Schnurrbart und darunter ein Lächeln, in welchem sein gutes Herz deutlich zu lesen stand. Er gehörte einer hochangesehenen bürgerlichen Familie an, und ein mäßiger Teil irdischen Gutes fehlte auch nicht: vor allem andern aber war er reich an gutem Willen, der dem Glücke nachstrebt, an Ausdauer, die es erreicht, an Klugheit, die es festhält und an Liebe, die jeden Reichtum verdoppelt, indem sie ihn mit einem teuren Wesen teilt.

Ja, er liebte und konnte sich nicht beklagen, er war von Herzen wieder geliebt.

Ueber zehn oder zwölf Jahre würden sie die Ehe schließen, an einem schönen Maimorgen, zuerst auf dem Standesamt, dann in der Kirche; und unmittelbar nach dem Festmahl würden sie ihre Hochzeitsreise durch Italien antreten — immer Kurierzug — um nach vier Wochen verliebter als je nach Mailand zurückzukehren.

Ich kannte und liebte ihn, ich nannte ihn Freund und

Sohn zugleich; niemals aber wurde dieses liebenswürdige Phantom eines Schwiegersohnes zudringlich. Nur in meinen Mußestunden machte es mir seine Aufwartung, bei der ersten Anmeldung eines Klienten entfernte es sich mit rührender Diskretion.

Und je kostbarer die Zeit des Rechtsanwalts Placidi ward, desto seltener und flüchtiger wurden auch seine Besuche.

Und eines schönen Tages, als ich in einer Allee des Stadtgartens stolz mit meiner Tochter am Arm spazieren wandelte, rief es mir ein melancholisches Lebewohl zu und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Die Katastrophe steht mir immer noch klar vor Augen.

Also ich wandle mit meiner Laurina am Arm in einer Allee des Stadtgartens kurz vor der Abenddämmerung. Mein Kopf macht Feierabend, ich denke an gar nichts, oder vielmehr, ich denke, daß ich zufrieden mit meinem Dasein bin, weil ich endlich meinen Klienten glücklich entschlüpft, die mich am liebsten bis in den Gerichtssaal erster, zweiter und dritter Instanz, bis auf die Promenade, bis in die Hölle verfolgen möchten; ich denke, daß ich anfange, mir ein Bäuchlein stehen zu lassen — ohne Bedauern denke ich das: denn der Talar steht über einem solchen noch einmal so würdig — ich denke, daß meine Tochter, die leichten Schrittes an meiner Seite trippelt und manchmal mit einer Frage oder einem Ausruf das süße Hindämmern meiner Gedanken unterbricht, mir jetzt schon bis ans Kinn reicht, obgleich ich den Kopf so hübsch hoch trage. Und ich denke, daß die guten Leute, die mich von Ansehen kennen und mich hier mit so feierlicher Miene spazieren sehen, kaum mit einem ehrerbietigen Gruß den ernsten Gang meiner hochwichtigen Gedanken zu stören wagen.

Zwei junge Herren überholen uns, drehen sich um, sehen uns an, lächeln und teilen einander ihre Beobachtungen mit. Ich glaube zu verstehen, daß der eine von ihnen uns für

Engländer hält, der andre ihm vollkommen recht gibt und hinzufügt, wir seien ein Pärchen auf der Hochzeitsreise; und statt die Befriedigung der Eitelkeit ob meines jugendfrischen Aeußern verständig zu genießen, ergrimme ich innerlich und möchte hinter den beiden Uebelberatenen herlaufen und ihnen zurufen: „O, ihr Tölpel, seht ihr nicht, daß meine Laurina erst sechzehn Jahre zählt, und daß ich ihr Vater bin?"

Meine Tochter fragte mich lachend: „Woran denkst du?"

Und ich verlangsame meine Schritte, die ich unwillkürlich beschleunigt habe.

„Papa, weißt du, wenn du angestrengt nachdenkst, gerätst du immer unversehens ins Laufen," bemerkte Laurina.

Ich blickte sie an, lächle, und sie gibt sich zufrieden. Und ich finde, daß die Leute recht haben: meine Tochter hat ganz das Ansehen einer jungen Dame, und wenn man sie an der Seite eines Mannes sieht ... das heißt, wenn man mich an ihrer Seite sieht ...

Meine Eitelkeit will schlechterdings auch ihr Vergnügen haben: den kleinen Aerger des verletzten Vaterstolzes hat sie voranlaufen lassen und geduldig gewartet, bis sie auch ihr Almosen bekommen hat, das sie sich nun nicht mehr nehmen läßt.

Jetzt ist die Stunde, den Schatten von Laurinas Bräutigam zu beschwören: schon erblicke ich ihn an der Biegung der Allee: er ist ernster als sonst, denn er hat es sich gefallen lassen müssen, mit einem Schlage um drei Jahre älter zu werden, trotzdem lächelt er freudig, da der ersehnte Augenblick naht.

„Kennst du den Herrn da?" fragte mich meine Tochter.

Ob ich ihn kenne! Er ist ja ein Geschöpf meiner eignen Phantasie; seit zwölf Jahren kennen wir uns; der Herr da ist überhaupt kein „Herr", sondern gehört zur Familie; schau ihn ordentlich an, es ist der Bräutigam, den dein Vater für

dich ausgesucht hat; gönne ihm ein Lächeln, ich gestatte es gern, mache ihn glücklich, liebe ihn . . .

Diese Antwort schwebte wie in kräftig lesbarer Schrift vor meinen Augen, und ich dachte: „Einst werde ich ihr so antworten müssen," dann erst drehte ich den Kopf, um mit den Augen „dem Herrn da" zu folgen, der eben an uns vorübergeschritten war. Im selben Augenblick wandte auch er sich um, und ich konnte ihn bequem betrachten.

„Nein, ich kenne ihn nicht," sagte ich zu meiner Tochter, „meines Wissens habe ich ihn nie gesehen; es scheint ein höherer Beamter oder ein pensionierter Oberst zu sein. Warum fragst du nach ihm?"

„Er ist schon zweimal an uns vorbeigegangen und hat uns scharf angesehen; und nicht heute bloß . . . auch schon neulich . . ."

„Es wird ein regelmäßiger Besucher des Stadtgartens sein . . ."

„Neulich waren wir in der Galerie . . ."

„Er wird mich zu kennen glauben . . . das ist kein Wunder . . . in Mailand weiß jeder, wer der Rechtsanwalt Placidi ist."

Ich brach plötzlich ab, denn meine Tochter drückte meinen Arm kräftiger und flüsterte: „Still, da ist er!"

Der tausend! Laurina erkannte „den Herrn da" am Schritte! Sein Schritt war eilig, tänzelnd und von einem schwungvollen Knarren der Stiefel begleitet; aber um ihn so sicher im Ohr zu haben, mußte meine Tochter ihn schon mehr als einmal vernommen haben.

Der Herr holte uns ein, blickte Laurina lange an, schritt vorbei, immer tänzelnd, machte am Ende der Allee kehrt und kam langsamen Schrittes zurück, ohne dabei das Tänzeln aufzugeben.

In einem Augenblick waren mir schwindelnd kühne Vermutungen aufgestiegen.

„Dies ist sicher ein entfernter Verwandter, vielleicht ein Vetter meiner Schwiegermutter; er ist aus Liebesgram außer Landes gegangen, da er nicht vor meinem Schwiegervater das Herz seiner seligen Geliebten hatte erobern können, er ist Hagestolz und Millionär geworden, jetzt kehrt er zurück, um einen Erben zu suchen; man sagt, daß meine Laurina ihrer Großmutter, als diese sechzehn Jahre alt war, aus den Augen geschnitten ist; er glaubt sie wieder zu erkennen ... meine Tochter hat, Gott sei Dank, nicht nötig, daß sich jemand aus Amerika herbeimüht, um sie auszusteuern; allein, wenn ihr so ein Milliönchen auf den Hochzeitstisch regnete, so könnte das weder mich, noch sie, noch die göttliche Barmherzigkeit beleidigen."

Ich blieb ernsthaft, weil der Unbekannte sich näherte, doch in meinem Herzen lachte ich; und während ich dieser abenteuerlichen Idee den ihr gebührenden Tribut der Heiterkeit zollte, drängten sich schon andre Gedanken heran.

„Dies ist ein Vater von altem Schlage, der sich nicht auf das Urteil seines Erstgebornen verläßt, sondern ihm selbst die Braut aussuchen will. Laurina hat ein so liebliches Gesichtchen und ist so liebenswürdig, daß man keine bessere Wahl treffen könnte. Bleibt nur die Frage, ob uns der Bewerber zusagt ..."

Der Unbekannte war nur noch wenige Schritte von uns entfernt, und ich, ihn verstohlen beobachtend, sah nicht ohne Schreck, daß er toller als zuvor tänzelte und daß er eine gewisse kokette und galante Miene angenommen hatte, indem er seine Augen aus dem Rahmen seiner Runzeln heraus ein sonderbares Blitzen vollführen ließ und das Haupt mit einer Grazie von völlig eigner Erfindung neigte.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen und mußte doch zuletzt die Thatsache anerkennen, als der würdige Alte, dicht an uns vorüberstreifend, die Kühnheit so weit trieb, seine innere Glut durch einen Seufzer zu offenbaren.

Es war so und nicht anders: Dieser amerikanische Oberst, der sein Testament zu machen wünschte, suchte vielleicht wirklich einen Erben — aber er wollte einen legitimen, und hatte zu diesem Zweck die Augen auf meine Tochter geworfen.

„Es ist ein Narr!" sagte ich zu Laurina mit der Nebenabsicht, von dem seltsamen Bewerber verstanden zu werden, und verließ die Allee seitwärts, um mich zwischen die Blumenbeete zu begeben.

Ich hoffte, den alten Hanswurst auf diese Weise abgeschreckt zu haben, allein als ich mich kurz darauf umblickte, sah ich, daß er von einer andern Seite dahertänzelte, um uns noch einmal von vorn zu fassen.

Unterdessen winkte mir am Ausgang der Allee ein schöner trauriger Jüngling mit der Hand ein Lebewohl zu, ohne daß ich einen Ton in meiner Kehle fand, ihm zuzurufen: „Bleibe, du bist die Jugend, du bist die Kraft, du bist die Liebe; erbitte noch heute von mir Laurinas Hand, und Laurina ist dein."

Die Keckheit eines bejahrten Tölpels nahm mir die Kraft, mein Idealbild festzuhalten.

„Komm rascher vorwärts!" sagte ich zu Laurina. Sie, ohne meine Absicht zu verstehen, gehorchte, und ich meinte sie einer Gefahr entzogen zu haben, als ich vor unsrer Hausthür sah, daß der Unbekannte unsern Spuren nicht hatte folgen können.

„Wer war der alte Herr?" fragte meine Tochter mich noch einmal.

Ich verbarg ihr meinen Gedanken, um sie nicht zu sehr zu erschrecken, und sagte ihr, es sei ein Narr, könne nur ein Narr sein.

Zweites Kapitel.

Er war kein Narr! Wenigstens hielt er sich nicht dafür. Zwei, drei Tage wartete er auf uns in den Alleen des Stadtgartens und in der Galerie; zuletzt verlor er die Geduld, faßte einen heroischen Entschluß, rief seinem schönen Junggesellenleben ein hastiges Lebewohl zu und erschien an meiner Thür, mich um Laurinas Hand zu bitten.

Ich brütete eben über einer eingereichten Nichtigkeitsbeschwerde; elf Punkte zur Begründung derselben hatte ich schon herausgefunden und suchte eifrig nach einem zwölften, um das Dutzend voll zu machen, als eine Musik knarrender Stiefel im Vorzimmer meine Bemühungen unterbrach.

„Er ist es!" dachte ich und sprang jählings in die Höhe, als ob ich ihn aus der Thür werfen wollte, ließ mich aber sogleich wieder auf den Stuhl zurücksinken. Einer meiner Schreiber brachte mir eine Visitenkarte.

„Soll warten —" sagte ich, ohne nur einen Blick darauf zu werfen; als ich allein war, las ich, unter einem Wappen mit einer Krone, einen pompösen Namen, einen jener Namen, welche nie alt werden und den Eindruck machen, als dürften sie nur von Jünglingen getragen werden: Libero de' Liberi.

Ich blickte auf die Thür und sprach zu mir selber: „Es wird nichts schaden, wenn er ein Weilchen antichambrieren muß."

Doch die Ungeduld siegte bald und ich rief: „Lassen Sie ihn eintreten."

Warum in aller Welt vibrierte meine Stimme?

Herr Libero de' Liberi trat ein.

Es war wirklich „der Herr da" und ich konnte sofort bemerken, daß er sich aufs beste gerüstet hatte, der Macht

des ersten Eindrucks zu begegnen, und taufrisch aus den Händen des Friseurs kam.

„Ich habe die Ehre, Herrn Rechtsanwalt Placidi zu sprechen?“ sagte er mit einem entschlossenen Lächeln.

Doch ich hatte Zeit gehabt, auch meinerseits meinen Schlachtplan zu entwerfen, und begnügte mich damit, eine knappe Verbeugung zu machen und ihm einen Stuhl anzubieten.

Er brauchte eine verhältnismäßig lange Zeit, um Platz zu nehmen, und schien einen Augenblick etwas zwischen seinen eignen und den Stuhlbeinen zu suchen; da ich aber keinen Ton von mir gab, entschloß er sich von neuem, das Wort zu nehmen.

„Ich komme in einer Angelegenheit, einer ... ich will sagen, zarten ... einer wirklich zarten Angelegenheit ...“

Nicht Menschenfreundlichkeit war es, die mich das Weitere mit geduldigem Schweigen abwarten ließ, sondern ich wollte dem alten Tollkopf den Preis seiner Tölpelei bis zum letzten Heller bezahlen lassen.

Und obwohl ich alles that, ihn einzuschüchtern, begann er seine Rede.

„Der Rechtsanwalt Placidi hat seinen Ruf nicht umsonst; die Welt weiß davon zu sagen, daß sein Herz ... so groß ist wie sein Geist.“

Da ich den Mund weder zu einer Unterbrechung noch zu einer Ablehnung seiner Schmeichelei aufthat, fuhr er in verändertem Tone fort: „Wenn jemand ein ... sozusagen bedenkliches Geschäft unter Händen hat und eines starken Beistandes bedarf, so findet er keinen bessren als den Rechtsanwalt Placidi. Sagen Sie nicht nein ...“

Ich sagte weder ja noch nein, doch an diesem Punkte seiner Rede hatte ich die Schwachheit zu glauben, daß Herr Libero de' Liberi nicht die Narrheit begangen habe, sich mit sechzig Jahren in ein Kind von sechzehn Jahren zu ver-

lieben, sondern bloß diejenige, seinen Nächsten vor Gericht ziehen zu wollen. Und wie es denn bei solcher Lage der Dinge füglich meine Pflicht und Schuldigkeit war, ihm meinen „starken Beistand" nicht völlig zu entziehen und mit würdevoller Dankesmiene seine Lobsprüche in Empfang zu nehmen, ließen meine strengen Blicke einen Augenblick von ihm ab und ich machte eine Verbeugung.

Hätte ich es nie gethan! Um seine Lippen zuckte ein Lächeln des Triumphes und aus der sicheren Haltung, die er, ohne meine Verbeugung auch nur zu erwidern, jetzt auf seinem Stuhle einnahm, den Rücken gegen die Lehne gestemmt und die Beine übereinandergeschlagen, erkannte ich, daß er sich nunmehr seines Sieges sicher fühlte.

„Mein Geschäft ist verwickelt," fuhr er mit steigender Ungeniertheit fort; „es handelt sich um meine künftige Heirat."

Von meiner Stirn entschwand auch der letzte Schatten einer möglichen Willfährigkeit, doch die kindliche Unbefangenheit dieses Menschen bemerkte das gar nicht, sondern ging unbeirrt weiter auf sein Ziel los.

„Ja, Herr Rechtsanwalt, es handelt sich um meine Heirat; denn ich bin noch Junggeselle. Sie werden vielleicht meinen, das sei in meinem Alter etwas spät; doch vor allem, für wie alt halten Sie mich?"

Er mochte in meinen Zügen lesen, daß die Antwort ihn nicht beglücken würde, und beeilte sich, mir mit Anstand die Waffe wieder zu entwinden, die er mir so unvorsichtig in die Hand gegeben.

„Ich bin erst fünfundfünfzig Jahre alt, oder vielmehr noch nicht einmal voll, erst in einem Monat und sieben Tagen ... Ich halte das nicht für zu spät, ein Weib zu nehmen ... auch nicht für zu früh —" setzte er hinzu, vielleicht in Erwiderung eines ironischen Lächelns, das er auf meinen Lippen bemerkt haben mußte.

„Ich habe zu warten verstanden! Mehr als einen könnte ich nennen, der zur Stunde bereut, meiner Warnung zum Trotz sich mit allzugroßer Hast ins Brautgemach gestürzt zu haben, als ob die heiratsfähigen Mädchen zu Ende zu gehen drohten. . . . Der Leichtsinn, meine junge Herren, ist es, der neun Zehntel aller Ehen zu unglücklichen macht . . . die meinige kann nicht anders als glücklich ausfallen, weil sie gründlich vorherbedacht ist . . ."

„Vielleicht ein wenig gar zu gründlich!" warf ich mit unschuldsvollem Ton dazwischen.

Diese schüchterne Bemerkung wirkte anfangs wie ein kaltes Sturzbad und er blieb für eine Weile verblüfft und befangen; doch bald erholte er sich und krähte wie ein junger Hahn: „Ich bitte um Verzeihung, ich glaube über die Ehe gerade genug, nicht mehr noch weniger, nachgedacht zu haben."

„Ich bitte auch meinerseits um Verzeihung," warf ich ein mit einer Lammesunschuld im Ton, die ich später manches Mal vergebens wieder zu erreichen versucht habe, „doch ich bin gewohnt, mit meinen geehrten Herren Klienten ganz aufrichtig zu sein. Zwischen Advokaten und Klienten darf keinerlei Unklarheit obwalten, ist mein erster Grundsatz."

Er machte Miene, mich zu unterbrechen, doch ich war zu schön im Zuge mit meiner Rede, um mich vor ihrem natürlichen Ende aufhalten zu lassen.

„Bevor wir in die Einzelheiten Ihres Geschäfts eingehen, lassen Sie mich einige allgemeine Gesichtspunkte aufstellen. Zweck der Ehe ist oder sollte doch sein die Gründung einer Familie; wenn die Ehegatten jung sind, liegt eine reiche Zukunft vor ihnen; die erhoffte Nachkommenschaft geht — von besondren Unglücksfällen abgesehen — einem gesicherten Glücke entgegen, da sie unter den Augen liebender Eltern heranwächst, denn diese haben Zeit, im Dienste des Glückes ihrer Kinder alt zu werden; wenn aber ein gewisses Alter bei Eingehung der Ehe überschritten ist, bedeutet das

eine vorzeitige Verwaisung der armen Geschöpfe, welche ihr entsprießen."

Da die Anstrengungen des Herrn de' Liberi, den Fluß meiner Rede durch hastige Gebärden zu unterbrechen, sich als vergebliche erwiesen, faßte er den tapferen Entschluß, mich reden zu lassen, nur daß er durch ein krampfhaftes Reiben der Hände diejenigen meiner Worte begleitete, welche ihn nach meiner Ansicht moralisch vernichten mußten.

Selbst als ich nun von selbst schwieg, beeilte er sich noch gar nicht, wieder das Wort zu nehmen; erst nachdem er sich noch einmal die Hände gerieben, senkte er die Stirn tief hinab, und mich in einer gezierten Art von unten her anblickend, sagte er: „Darf ich reden?"

„Bitte."

„Sehen Sie," begann er, ohne rechtes Glück den sonderbar sanften Ton meiner Stimme nachahmend, „Sie können tausend abstrakte Gründe anführen, die auf meinen Fall keine Anwendung finden, weil ich ebensoviele konkrete Gründe für mich habe, die ich Ihnen später darlegen will. Ich wiederhole: Sie können tausend abstrakte Gründe haben, nicht aber sage ich, daß Sie solche schon wirklich haben. Vielmehr behaupte ich, mit Ihrer Erlaubnis, noch haben Sie keinen einzigen. Hier der Erweis meiner Behauptung. Der Satz, daß die Gründung einer Familie der eigentliche Zweck der Ehe sei, mag als rhetorische Figur seine Geltung haben, logischen Wert hat er nicht. Nachkommenschaft ist für gewöhnlich die Konsequenz der Ehe, und ich wünsche durchaus nicht, daß die meinige eine Ausnahme bilde; aber Sie werden nicht ernstlich behaupten wollen, kinderlose Ehen seien unglücklich und unnütz. Ich beabsichtige ein Weib zu nehmen, allerdings auch um Kinder zu bekommen, in erster Linie jedoch, weil ich mir die Hörner abgelaufen habe, mich für das häusliche Leben reif fühle und mein Herz jetzt vertrauensvoll einer echten und dauerhaften Neigung öffnen

kann. Ich nehme ein Weib, weil nach meiner Ueberzeugung für mich die Zeit gekommen ist, zu lieben und geliebt zu werden, und meine Neigung wird keine blinde, sondern eine wahrhaft einsichtige sein. Wenn ich nicht irre, bin ich einige Jahre älter als Sie ..."

„Fünfzehn," bemerkte ich höflich.

„Ich bin einige Jahre älter als Sie und Sie können meiner Erfahrung trauen. Nun gut, ich gebe Ihnen die Versicherung, die Jugend versteht nicht zu lieben, und vor den Vierzigen kann sich keiner rühmen, das Abc der Kunst gelernt zu haben, wie man eine Frau glücklich macht; ich aber, ich verstehe sie von Grund aus ..."

Er war allmählich immer eifriger geworden und hatte in der Hitze des Gefechts den anfänglich beliebten süßen Ton seiner Stimme vergessen; doch an diesem Punkte ahnte er vielleicht in meinem Lächeln die unausgesprochene Befürchtung, er möchte inzwischen Zeit gehabt haben, jene Kunst, deren Anfangsgründe man mit vierzig Jahren erlernt, schon wieder zu vergessen: denn mit gesenkter Stimme und in der vorigen süßlichen Manier wiederholte er: „Ich bin nicht voll fünfundfünfzig Jahre alt und befinde mich in der Blüte meiner Jahre. Ich sehe es Ihnen an, Sie halten sich selbst für alt, obgleich Sie jünger sind als ich; werden Sie älter, und Sie werden sich zu meiner Meinung bekehren. Es ist ein Fehler der jüngeren Generation, sich durchaus für altersschwach erklären zu wollen. Die Natur hatte dem Menschen eine Lebensfrist zugemessen, mit der verglichen Ihr Alter und meines zusammengerechnet eben nur erst die Blüte der Manneskraft bezeichnen. Die Physiologie der Pflanzen und Tiere hat dargethan, daß jedes Lebewesen achtmal so lange leben kann, als die Zeit seiner Entwickelung beträgt. Der Mensch vollendet sein Wachstum erst mit fünfundzwanzig Jahren, das ergibt eine Lebensdauer von zweihundert Jahren, welche die menschliche Ungeduld glücklich auf weniger als

die Hälfte verkürzt hat. Ich aber bin nicht ungeduldig; ich habe eine feste Gesundheit, weil ich das Leben mit Vernunft genossen habe. Ich darf darauf rechnen, noch viele Jahre zu leben, meine Söhne als Offiziere oder Beamte zu erblicken und meinen Töchtern Männer zu geben ... die mir gleichen."

Er lächelte fein. Es war die erste Hindeutung auf meine Laurina, doch dabei blieb er auch stehen. Er vermied es klug, eine offene Zurückweisung herauszufordern, und führte seine Sache mit edler Muße, sich wohl verstanden wissend. Und ich bereute es fast, ihn nicht völlig in die Enge getrieben zu haben.

„Nehmen wir an," fuhr er nach einer Pause fort, „der Zweck der Ehe sei wirklich der Kindersegen, nehmen wir ferner an, daß meine Frau mir Kinder schenkt, sagen wir glattweg gleich ein rundes Dutzend, und nehmen wir endlich den Fall, daß ich durch ein plötzliches Unglück vor der Zeit stürbe und meiner Familie der liebevollste Gatte und Vater genommen würde, so wird doch der Schaden, so groß er ist, für mich allein ein unersetzlicher sein."

Er senkte die Stimme und nahm eine bescheidene Miene an: „Ich bin reich!"

„Ich gratuliere," erwiderte ich, „aber ..."

Weiter wußte ich nichts mehr gegen ihn vorzubringen; auf dem Gebiete abstrakter Beweisführung war ich aus dem Felde geschlagen.

Er glaubte, ich wünsche nähere Erklärungen, und stützte sein letztes Argument folgendermaßen: „Ich bin reich, doch rühme ich mich dessen nicht, denn ich habe meinen Reichtum nicht geschaffen; auf jeden Fall bin ich reich, Dank meinem seligen Vater; ich besitze achthunderttausend Franken, fast sämtlich teils in Staatspapieren, teils in Reisfeldern angelegt. Wenn nötig, werde ich mein Leben zu gunsten meiner Erben versichern. Ich hege keineswegs die kindische Be-

fürchtung, ich würde plötzlich sterben, wenn ich mich versichert habe; im Gegenteil, ich weiß, nach den Gesetzen der Statistik hat der Versicherte die Wahrscheinlichkeit, viel länger zu leben, und nur deshalb verteilen die Versicherungsgesellschaften so fette Dividenden. Doch ich kann sterben infolge eines Sturzes mit dem Pferde, ich kann vom Blitz erschlagen werden — obgleich mein Haus in der Stadt und meine Villa draußen mit Blitzableitern versehen sind — ich kann bei einem Eisenbahnunglück zu Schaden kommen . . ."

„Man kann," unterbrach ich ihn feierlich, „jeden Augenblick von einem niederfallenden Meteorstein getötet werden."

„Deshalb," fuhr er fort, ohne sich stören zu lassen, „deshalb habe ich den Vorsatz, mein Leben versichern zu lassen, und werde es am Hochzeitsmorgen thun. Das soll eine Art von Mitgift für meine Frau sein; sie selbst braucht mir nichts als ihr jungfräuliches Herz ins Haus zu bringen."

Diesmal glaubte er mich völlig geschlagen zu haben, denn er maß mich mit Blicken wie ein Gläubiger. Ich verharrte eine Weile in Schweigen, um den Stolz meines Gegners ein wenig zu dämpfen, dann sagte ich ruhig: „Wir streiten hier miteinander über theoretische Fragen, deren praktische Anwendung mir unklar ist."

„Die praktische Anwendung ist diese: Sie haben eine Tochter, welche mir gefällt, ja, Herr Rechtsanwalt, mir gefällt, mir sehr gefällt, mir außerordentlich gefällt, mir so sehr gefällt, daß ich sie heiraten möchte. Da ich niemand kenne, der mich bei Ihnen einführen könnte" — fuhr er nach einer kurzen Pause mit etwas bescheidenerem Tone fort — „so nehme ich mir selbst die Freiheit; die Sache liegt mir wahrhaft am Herzen, deshalb wollte ich sie in Person betreiben. Ich weiß, daß mein Glück mit Vorurteilen zu streiten hat, deshalb will ich selbst dafür kämpfen."

Er sprach mit ungewohnter Ernsthaftigkeit, und kaum schien er noch derselbe Mensch wie vorher, als er hinzufügte:

„Wenn nach diesen Erklärungen noch etwas Auffälliges in meinem Auftreten bleibt, Herr Rechtsanwalt, so bitte ich Sie, selbst meine Partei zu ergreifen und mich zu verteidigen."

Das war ein schwieriger Punkt für mich: im Augenblick, da ich dem kecken Menschen einen harten Stoß geben sollte, erschien er mir nicht mehr so übertrieben keck, ja fast fand ich ihn sympathisch; er war wohl konserviert, nicht gerade schön, doch von regelmäßiger Gesichtsbildung; sehr viele Haare besaß er nicht mehr, aber sie waren noch glänzend schwarz — wenn sie nicht gefärbt waren. Und ich dachte: Wie viele Väter und gute Mütter würden durch seine achthunderttausend Franken in Versuchung geführt werden! Ein Haus in der Stadt, eine Villa auf dem Lande, Reisfelder, Staatspapiere ... ach, wie viele Mädchen von sechzehn Jahren würden sich den Kopf verdrehen lassen!

„Bei alledem," entgegnete ich ernst, „sehe ich weiter nichts Auffälliges als das Mißverhältnis des Alters; daß Sie mit fünfundfünfzig Jahren heiraten wollen, ist etwas höchst Natürliches, da Sie es nicht früher gethan haben ... doch Sie wissen wahrscheinlich nicht, wie alt meine Laura ist."

„Laura! Sie heißt Laura?"

„Sie heißt Laura Antonietta Maria Eugenia und ist erst sechzehn Jahre alt!"

Ich sprach diese Zahl besonders nachdrücklich aus, um ihm die Ungeheuerlichkeit des Abstandes zu Gemüte zu führen, und in der That schien er etwas verblüfft. Ohne ihm Zeit zur Fassung zu lassen, fuhr ich fort: „Wenn man sie auf der Promenade am Arm ihres Vaters sieht, mag man sie für erwachsen halten, der Irrtum ist erklärlich; aber sie ist wirklich noch ein Kind, sie geht noch zur Schule und spielt in stillen Stunden heimlich mit der Puppe."

Er hörte mir mit offnem Munde zu; als er die erste Ueberraschung verwunden hatte, entmutigten ihn die sechzehn Jahre meiner Tochter durchaus nicht mehr, im Gegenteil,

er schien sich bei jedem Wort mehr dafür zu begeistern und begann von neuem meinen Widerwillen zu erregen.

„Sechzehn Jahre," stotterte er, als ich schwieg, weil ich erkannte daß meine Worte nur noch mehr seine verliebte Phantasie aufregten. . . . „Sechzehn Jahre sind wenig; aber mir genügen sie. Wie Sie richtig bemerken, Ihre Tochter ist sehr entwickelt, man mußte sie auf der Promenade für älter halten. . . . Sechzehn Jahre! . . . Volle sechzehn natürlich! Das bedeutet siebzehn Jahre für den Hochzeitstag. Sehr gut, beim Himmel, sehr gut: ich habe nichts dagegen einzuwenden!"

„Ich aber habe etwas einzuwenden, ich bitte um Entschuldigung," unterbrach ich ihn gereizt, „ich bedaure, für die meiner Tochter zugedachte Ehre danken zu müssen. . . ."

„Bitte, noch einen Augenblick: weisen Sie mich nicht zurück, ohne mich zu Ende gehört zu haben. Sie selbst fanden es vor einer Minute höchst natürlich, daß ich mich verheirate . . ."

„Sicherlich . . . und ich will hinzufügen, wenn Sie mir erlauben: an Ihrer Stelle würde ich eine Frau in gesetzten Jahren nehmen."

„Bitte tausendmal um Verzeihung, aber Sie würden eine Thorheit begehen. In meinem Alter gibt es keine andre Wahl: entweder man bleibt ledig, oder man heiratet ein junges Mädchen, ich will nicht geradezu sagen von siebzehn Jahren . . ."

„Wirklich nicht?!"

„Aber doch auch nicht über zwanzig. Eine solche Ehe, wie ich sie im Sinne habe, trägt jede Bürgschaft des Glücks in sich, in einem so jugendlichen Köpfchen haben sich noch keine Grillen, keine verschrobenen Ideen, kaum noch Ideen überhaupt festgesetzt; es ist jungfräulicher Boden, den man nach Belieben mit guten Gedanken bepflanzen kann. Ich werde meine Frau keineswegs zwingen, so zu leben, wie es

mir gefällt, aber sie soll das werden, was mir gefällt, nämlich eine glückliche Frau. Und um glücklich zu werden, braucht eine Frau nach meiner Ansicht nur sanftmütig, bescheiden, häuslich zu sein und ihren Gatten zu lieben. Habe ich nicht recht? Mit siebzehn Jahren ist es für ein Mädchen schon ein Hochgenuß, über ein Schlüsselbund zu verfügen; indem sie Hausfrau spielt, gewinnt sie das Haus lieb und gelangt durch sanfte Gewohnheit zur ehelichen Liebe. Ein so gegründetes Glück darf der Zeit trotzen allen Theaterstücken, Büchern und Freundinnen zum Trotz; denn, gestehen Sie selbst: woran sind fast immer Ehen gescheitert? Der Gatte fehlte. Die unruhigen und neubegierigen Gewohnheiten der heutigen Jugend halten den größten Teil der Männer vom Hause fern. Die vereinsamte Frau ergibt sich aus Verzweiflung der Romanlektüre und den Freundinnen. Und wenn sie sich eines Tages im Uebermaß der Verzweiflung auch einem Freunde ergibt, wer trägt die Schuld? ... Sie lächeln, Herr Rechtsanwalt? Ein Zeichen, daß ich recht habe. ..."

„Unrecht haben Sie nicht; was Sie sagen, ist richtig und vernünftig; allein ich kann Ihnen keine andre Antwort geben, als daß ich für jetzt ganz andre Dinge im Kopfe habe, als meiner Tochter einen Gatten zu suchen ..."

„Auch gut, so werde ich warten ... ich kann warten."

Ich starrte ihn an wie ein Wundertier; er mochte meine Gedanken ahnen und fügte hinzu: „Zwar habe ich nicht gerade Zeit zu vergeuden, doch Ihnen zu Gefallen kann ich warten! ... Bitte, sprechen Sie Ihre Wünsche aus: wie lange soll ich warten? Ein Jahr? Zwei Jahre? ..."

„Sie bleiben nicht bei der Stange, werter Herr; ich verlange durchaus nichts von Ihnen; wenn Sie mir die Ehre anthun, mich um meine allgemeine Ansicht in Sachen Ihrer künftigen Eheschließung zu befragen, antworte ich Ihnen schlecht und recht: Die Gründe, mit denen Sie Ihr

Vorhaben verteidigen, sind klangvoll, sind, wie wir Advokaten zu sagen pflegen, effektvoll; doch wenn man denselben auf den Grund geht, erscheinen sie als das, was sie sind, als Sophismen beginnender Altersschwäche."

Dies letzte Wort versetzte ihn in den äußersten Zorn, und er mußte alle Kraft zusammennehmen, um einen leidenschaftlichen Ausbruch zu unterdrücken.

„Altersschwäche, nein ... alles, was Sie wollen, Herr Rechtsanwalt, aber Altersschwäche nicht; Sie haben mich in Ihrer Hand und können mich kränken, wie Sie wollen, aber die Gesetze der Physiologie dürfen Sie nicht beleidigen ..."

„Ich hatte durchaus nicht die Absicht, die Physiologie zu beleidigen, und wenn ich es ohne mein Wissen gethan habe, bitte ich Sie um Verzeihung; ich wollte Ihnen nur meine allgemeine Meinung sagen, und die ist eben diese: Die Ehe soll sein eine Gemeinschaft der Gedanken, der Empfindungen, der Bedürfnisse und der Wünsche, und das Bindemittel soll die Liebe sein. Große Altersunterschiede bedingen fast immer ein trügerisches Band, das entweder von dem einen Teil jedes Opfer oder von dem andern jede Nachgiebigkeit verlangt ..."

„Einige Opfer von der einen, einige Nachgiebigkeit von der andern ..." unterbrach er mich mit sanftem Ton.

„Ferner," fuhr ich fort, ohne auf ihn zu achten, „wenn Sie mich um die Hand meiner Tochter bitten, so erwidere ich Ihnen, daß ich über diese nicht verfüge, wie über eine Ware; wenn ich über sie verfügen wollte — Sie gestatten mir, ganz offen zu sein — würde ich sie Ihnen nicht geben."

„Und glauben Sie, daß es schwer halten wird, einen Vater zu finden, der seine Tochter gern einem Manne, wie ich bin, geben möchte, ohne einen Heller Unkosten ... wie gesagt, ich verzichte auf eine Mitgift ..."

„Sicherlich werden Sie solche Väter finden; doch rate ich Ihnen aus gutem Herzen, dies Beweismittel immer, wie

Sie heute thaten, bis zuletzt aufzuheben. Der Tochter eine Aussteuer zu geben, auch wenn dieselbe Opfer kostet, ist ein Recht der Eltern, das sie sich so leicht nicht nehmen lassen, und eine Freude, auf die sie ungern verzichten mögen."

Er hatte offenbar Lust, meiner optimistischen Auffassung zu widersprechen, doch ich blickte ihm so selbstgewiß ins Gesicht, daß er sich verbeugte und schwieg.

„Vielleicht," sagte er darauf kühl, „wenn Fräulein Laura erfährt ..."

„Meine Tochter," unterbrach ich ihn, hastig auffahrend, „meine Tochter wird nichts davon erfahren, bei ihrer Jugend fühle ich mich in keiner Weise verpflichtet, sie um ihre Meinung zu fragen."

Diese unumwundene Erklärung machte ihn sichtlich betroffen.

„Sonderbar," stotterte er, „Sie verfügen so rücksichtslos über das Glück Ihrer Tochter, ohne sie auch nur zu fragen."

„Bitte sehr, ich verfüge über nichts; ich lasse meiner Tochter die vollste Freiheit, seiner Zeit sich ihr Glück nach eignem Urteil zu gründen."

„Das Glück," entgegnete der Hartnäckige mit einem Gemeinplatz, „das Glück bietet sich selten zweimal einem Menschen an. Ich habe die feste Ueberzeugung, Fräulein Laura glücklich machen zu können, und ich finde, es würde jedenfalls nicht schaden, wenn das Fräulein meine Absichten kennte ..."

„Fräulein Laura," gab ich ruhig zurück, „hegte bis vor zwei Jahren den Wunsch, ihren Papa zu heiraten, nun sagen Sie selbst, ob ich mir heute die Mühe machen soll, mit Ihrem seltsamen Begehren das Kind zu beunruhigen."

„Sie wollte den Papa heiraten!" rief der verliebte Starrkopf voller Freude, „sie wollte den Papa heiraten! ..."

„Entschuldigen Sie," sagte ich, um seine Begeisterung zu dämpfen, „ich vergaß, daß man mich erwartet . . ."

„Ich werde ein andermal wiederkommen," sagte er, bereit zu gehen, „überlegen Sie sich die Sache . . ."

Er reichte mir die Hand, die ich flüchtig berührte, wir verbeugten uns beide und er verschwand.

Drittes Kapitel.

Ich blieb allein zurück, fast überwältigt von der Wucht eines drohenden Unheils, dem zu begegnen mir meine Kraft allein zu schwach erschien, und ich eilte, meinen Schrecken Evangelina anzuvertrauen.

Evangelina lachte. Der Gedanke, daß Laura mit sechzehn Jahren die tolle Leidenschaft eines alten Hagestolzen erweckt hatte und daß ich mich obendrein darüber aufregte wie über ein unsrer Tochter wirklich drohendes Unglück, dieser Gedanke versetzte sie in die heiterste Laune.

„Du mußt ihn mir zeigen," sagte sie, „wenn er wiederkommt, will ich ihn mir vom Fenster aus ansehen. Aber warum lachst du denn nicht auch?"

Ich versuchte es, jedoch vergebens; mir schien, als ob der alternde Freier noch da wäre, in irgend einem Winkel des Zimmers versteckt, und von dort her behaglich grinsend spräche: „Lache du nur auch; wer zuletzt lacht, lacht am besten; ich werde über kurz oder lang deine Tochter heiraten und dann lache ich."

„So lache doch!" drängte Evangelina.

„Was willst du? Ich kann nicht. Ich fühle mich in Laurina gekränkt und erniedrigt, ich bedaure von Herzen, gegen diesen Dummkopf nicht grob genug gewesen zu sein

— denn, die Wahrheit zu ſagen, hat er mit ſeinen Beweisgründen die Palme davongetragen . . .“

„Die Hand deiner Tochter nicht!“

„Ganz gleich, er glaubt ſicher, ſie gewinnen zu können, er iſt reich, wohl konſerviert und verſteht die Kunſt zu lieben von Grund aus: ſo ſagt er ſelbſt. Er iſt völlig überzeugt, daß Laura ihm nicht wird widerſtehen können. . . . O komm doch, komm doch wieder, alter Tölpel, und ich will dich deine Unwiderſtehlichkeit kennen lehren . . .“

Evangelina konnte nicht mehr; meine Worte beraubten ſie jeder Faſſung, ſie ſchüttelte ſich vor Lachen wie ein Rohr im Winde, und bei meiner letzten drohenden Bewegung warf ſie ſich mit einer Gebärde der äußerſten Hilfloſigkeit aufs Kanapee, um beſſer lachen zu können.

„Wie ſoll ich dieſem Herrn danken . . . wie heißt er denn? In meinem Leben habe ich nicht ſo gelacht.“

Allmählich hatte ich mich auch beruhigt; jetzt hätte ich gern mitgelacht, doch bemühte ich mich zu Evangelinas Vergnügen meinen Ernſt aufrecht zu erhalten.

„Daß ſo etwas gerade Laurina paſſieren muß!“ rief ich aus.

„Was ſchadet das denn?“ unterbrach mich meine Frau. „Um einen Freier nach unſerm Herzen zu bekommen, dazu hat unſer Kind noch Zeit; aber von dieſer Sorte wird ſich ihr wahrſcheinlich kein zweiter mehr präſentieren.“

„Wer kann das wiſſen? Ich fange an zu glauben, daß für jedes heranwachſende Mädchen wenigſtens zwei wohl konſervierte Greiſe als ungeduldige Freier bereit ſtehen.“

„Ganz meine Ueberzeugung.“

„Das iſt der gewöhnliche Kreislauf in unſrer ſogenannten guten Geſellſchaft: Die jungen Männer machen Jagd auf die reifen Frauen — andrer, und die Alten nehmen ſich die Kinder. Doch denke bloß, welch abſcheulicher Gedanke! Unſre Laurina . . .“

Ich verstummte. Laurina kam eben herein. Mit ihrem scharfsinnigen Köpfchen begriff sie sofort, daß wir auffallend still waren, warf rasche Blicke hierhin und dorthin, nur um sich nicht merken zu lassen, daß sie sich überflüssig fühlte, und wandte sich nach der andern Thür, um schweigend, wie sie gekommen war, wieder zu gehen.

„Laura!"

Sie stand auf der Schwelle still und kehrte mir ihr lächelndes Gesichtchen zu; ich gab ihr einen Wink, sie verstand ihn und warf sich in meine Arme. Evangelina und ich fingen wie auf ein gegebenes Zeichen wieder an zu lachen. Laurina sah uns nacheinander mit ihren unschuldigen Augen an: „Was ist geschehen? Warum lacht ihr?"

Viertes Kapitel.

Von diesem Tage an betrachtete ich meine Tochter mit einer seltsamen, aus Zärtlichkeit und heimlichem Respekt gemischten Empfindung, als wenn sie plötzlich eine junge Dame und gleichzeitig doch wieder Kind geworden wäre.

Auch Evangelina hatte ein ähnliches Gefühl.

Wenn ich denke, daß Laura schon einen Heiratsantrag gehabt hat, kommt sie mir kaum noch wie mein Töchterchen vor; und wenn ich dann nachrechne und finde, daß ihr Freier fast ihr Großvater sein könnte, dann ist mir, als wäre sie uns erst gestern von der Amme zurückgekommen.

Um unsrer Tochter nicht die Wahrheit gestehen zu müssen, glaubten wir uns verpflichtet, eine Geschichte zu erfinden, bloß um ihre Neugier zu beschwichtigen; doch Laura ließ uns stillschweigend merken, daß sie unsre Worte nur so hinnahm, wie sie es mit dem letzten Spielzeug gemacht

hatte, das sie dankend empfing und in ihren Schrank verschloß.

„Wir wollen an Papa schreiben," rief Evangelina.

„Er wird wütend werden."

„Im Gegenteil, es wird ihm eine kleine Erfrischung sein, dem armen Alten."

Der arme Alte! Ja, leider, die Zeit rückt vor, und mein Schwiegervater war nicht mehr der bewegliche Großpapa, der mit seinem Enkelchen sprang und tanzte; er war jetzt ein ehrbarer Greis geworden, obgleich er selbst es nicht wahr haben wollte und kaum zugab, daß es ein klein wenig mit ihm abwärts ginge. Er hatte die Sechzig überschritten, bewahrte aber immer seine jugendlich heitere Laune. Er arbeitete noch, um sich nicht für besiegt zu erklären, er wollte den Tod nicht selbst einladen, ihm vor der Zeit seinen Besuch zu machen, wie er zu sagen pflegte; die Spinnerei von Monza war seine Burg, in der er sich gegen ihn verteidigte, und seit einiger Zeit verließ er dieselbe nur ungern, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen.

Zum Ersatz der Besuche, die wir nun entbehren mußten, schrieb er häufige Briefe an seine Tochter, seinen Schwiegersohn und besonders an seinen Enkel. Er schrieb mancherlei Dinge in einem flotten und muntern Stil; oft genügten vier engbeschriebene Seiten noch nicht, seine scherzhafte Laune zu erschöpfen, er mußte noch die Ränder mit lustigen Nachschriften bedecken.

Es waren vertrauliche Mitteilungen, Ratschläge und heitere Ermahnungen, und besonders Zukunftspläne für August, der auf der Universität Pavia Jura studierte. „Die Zukunft gehört dem, der sie zu erwarten weiß," war sein Lieblingssatz, der oft in seinen Briefen wiederkehrte.

Natürlich gab es in seinem Briefsteller auch für Laurina einen Platz, freilich nur einen kleinen Platz, drei Seiten im Ganzen. „Ich weiß nicht, was ich dir schreiben soll," ent-

schuldigte er sich, wenn er eine Seite leer ließ, „ich habe vergessen, wie man Briefchen an junge Mädchen schreibt; schon zu meiner Zeit war die Bildung der höhern Töchter ein sehr verwickeltes Ding, und wenn das in eben dem Tempo wie alles übrige seitdem noch schlimmer geworden ist, so riskiert man nach den ersten vier Worten eine Dummheit zu machen."

Als ich ihm von dem Heiratsantrag des Herrn de' Liberi geschrieben hatte, erfolgte das, was wir erwartet hatten.

„Ein ganzes Buch," hatte Evangelina prophezeit, „wird nicht genügen, die Fülle seines Humors zu fassen; du sollst sehen, er kommt selbst nach Mailand."

„Und er wird sich den Freier aus der Nähe betrachten wollen, daran kann kein Zweifel sein."

Er kam in der That, und es geschah alles, wie wir es vorhergesehen. Als er unvermutet ins Haus trat, funkelten seine Augen unruhig wie ein Feuerwerk, und seine erste Frage war: „Wo?"

Wir dachten, er meinte Herrn de' Liberi, allein er wollte Laurina sehen, und als er erfuhr, daß sie bis zwei Uhr in der Schule sei, wiederholte er mit einem ungeheuchelten Erstaunen: „In der Schule? Sie ist heiratsfähig und ihr schickt sie mir noch in die Schule?"

Er ging ans Fenster, um zu sehen, ob vielleicht zufällig in diesem Augenblick Laurina nach Hause käme; dann blickte er auf die Uhr, ohne die Stunde zu merken, dann noch einmal, und endlich fragte er: „Und wie geht es August? Sehr gut — er hat mir vorgestern selbst geschrieben — aber er arbeitet zu viel, der arme Junge wird sich noch umbringen. Was braucht er so viel zu studieren, bloß um das dumme Examen zu machen? Ich stelle ihm immer vor, die Examina macht man, so gut man kann; man schlüpft so gerade durch, und dann wird man ein berühmter Rechtsanwalt."

Er legte seine Hand auf meine Schulter, um anzu-

deuten, daß er im Scherz rede, und fuhr fort: „Euer Brief hat mich auf einen glänzenden Gedanken gebracht; ihr braucht das arme Mädel nicht mehr in die Schule zu schicken, es ist Zeit, an ihre Verheiratung zu denken ... ich wundere mich nur, daß mir das nicht eher eingefallen ist."

„Du wolltest sie mit fünfzehn Jahren verheiraten?"

„Verheiraten nicht, aber daran denken; ich glaube, wenn ich öfter daran gedacht hätte, um mir die melancholischen Grillen zu vertreiben ..."

„Hast du melancholische Grillen?" fragte ich mit ungläubigem Ton.

Er hob eine Hand in die Höhe und begann feierlich: „Mein lieber Sohn ..."

Doch plötzlich bereute er seine Absicht und beendigte den Satz durch ein Gelächter, seine Tochter umarmend.

„Und was thut Laurina in der Schule?"

„Sie lernt ..."

„Die Kunst, ihren Großpapa glücklich zu machen, lernt sie die etwa in der Schule? Schreibt sie vielleicht die Briefchen, die sie mir schickt, in der Schule? Sie kennt die Weltgeschichte, sie spielt Klavier, sie kann rechnen ... was braucht sie noch weiter zu lernen?"

„Die höheren Töchter von heute müssen Naturgeschichte kennen, Physik, Geometrie, Chemie, Deutsch und noch manche andre Wissenschaften."

Er hob die Augen zum Himmel auf, um diesen zum Zeugen eines großen Ausspruchs anzurufen, und er sprach eine Ketzerei aus. Er sprach — der Himmel vergebe es ihm — er sprach: „Um Kinder zu bekommen, brauchen die Mädchen nichts von Chemie zu verstehen!"

Nach Herrn de' Liberi fragte er nicht; ich selbst erst brachte ihn auf dies reizvolle Thema: „Und Herr de' Liberi? Vergessen wir Herrn de' Liberi nicht!"

Ich hatte gehofft, meinen Schwiegervater sogleich von

der ausgelassensten Heiterkeit ergriffen zu sehen; doch er fragte ganz gelassen: „Er ist wiedergekommen?"

„Noch nicht; es wundert mich wirklich; in seinem Alter hat man keine Zeit zu vergeuden . . ."

„Wie alt ist er?" unterbrach mich mein Schwiegervater.

„Wir haben es dir geschrieben: runde fünfundfünfzig."

Er sah mich an und bemerkte ernsthaft: „Mit fünfundfünfzig Jahren ist man noch jung und mit vierzig Jahren manchmal noch ein Kind."

Ich parierte den Hieb durch die unbefangene Frage: „Und mit sechzehn?"

„Mit sechzehn Jahren," fuhr der Alte aufgeheitert und lächelnd fort, „mit sechzehn Jahren ist man entweder ein Kind oder eine junge Dame, je nach Umständen. Laura zum Beispiel ist eine junge Dame, und es ist unsre Pflicht, ihr bald einen Mann zu verschaffen."

„Verschaffen wir ihr Herrn de' Liberi!" riet ich.

„Laß Herrn de' Liberi in Ruhe; was hat dir Herr de' Liberi gethan?"

„Er hat mich um Laurinas Hand gebeten, und ich schlage vor, seiner Bitte zu willfahren; er ist noch jung, ist in der Blüte seiner runden fünfundfünfzig Jahre . . . der Abstand der Jahre ängstigt ihn nicht . . ."

„Der Abstand der Jahre ist es, was ihn anzieht," murmelte mein Schwiegervater wie mit sich selbst redend, „die Jugend ist es, die uns alle anzieht; wenn unsre Haare zu ergrauen beginnen, sind es die Schattenbilder der Jugend und der Liebe, die . . ."

Das rhetorische Verschweigen des letzten Satzteils forderte von uns einen Augenblick stummen Abwartens, doch wir blieben vielleicht zu lange stumm, denn plötzlich schüttelte der Alte heftig den Kopf, sah uns an, brach in eine schallende Lache aus und erklärte, wenn die sechzehnjährigen Mädchen der wahre und starke Magnet für die kahlen oder grauen

Köpfe seien, so müsse eben jeder, der unter seinem kahlen oder grauen Haar sich einen Funken von Vernunft bewahrt habe, alle Kraft der Selbstbeherrschung anwenden; und Herr de' Liberi sei ein Esel in Rock und Hosen, wenn er ein Begehren für ein Bedürfnis und die eigne Schwäche für eigne Kraft halte.

„Dennoch muß man Nachsicht mit ihm haben," fügte er schnell hinzu, „und ihn mit Anstand beiseite drängen. Ich selbst nehme es auf mich, obwohl . . ."

Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick durch das Fenster auf den Hof; plötzlich unterbrach er sich und ein Strahl der Freude erhellte seine Züge.

„Das ist sie!" murmelte er und drängte den Kopf an die Scheiben. „Wie sie gewachsen ist! Und wie hübsch sie geworden ist! Doch wer ist der Herr, der sie begleitet?"

„Da ist er!" rief ich aus und fuhr gleichfalls mit dem Kopf ans Fenster.

Es war Herr de' Liberi! Immer tänzelnd und leicht beschwingt ging er zur Seite meiner Tochter, welche, ohne die Arglist eines so ehrwürdigen Mannes zu ahnen, ihn mit ihren unschuldigen Augen anblickte, während er zu ihr sprach . . . Was er ihr nur sagen mochte? . . . Und das Dienstmädchen? Dummes Geschöpf! Die kommt ruhig hinterher getrödelt und benutzt die Gelegenheit, schnell noch ein bißchen mit dem Portier zu schwatzen.

Eine Minute später kommt Laura auf mich zugelaufen, mir einen Kuß zu geben, doch mitten im Lauf hält sie inne, sieht den Großpapa, der sie mit offnen Armen erwartet, macht eine Schwenkung und fällt ihm zuerst um den Hals.

„Da ist ein Herr . . . ein alter Herr," sagte sie, sobald sie sich der Umarmung entziehen konnte.

„Wer ist der ‚alte' Herr? Was hat er dir gesagt? Warum, in aller Welt, hat er dich begleitet?"

„Es ist derselbe, den wir neulich zusammen im Stadt-

garten gesehen haben, entsinnst du dich? Der mit den musikalischen Stiefeln. ... Als ich gestern aus der Schule kam, begegnete ich ihm auf der Straße und er grüßte mich; heute wieder; er kam zufällig gerade von dir. ... Wir steigen in den Omnibus und er steigt mit uns ein, sitzt zufällig mir gerade gegenüber ... — ‚Fräulein Placidi?' fragte er mich. — ‚Ja, mein Herr,' antwortete ich. Durfte ich das nicht?"

„Gewiß mußtest du das. Aber weiter ..."

„‚Ich kenne Ihren Herrn Vater,' fährt er fort, ‚ich bin gerade im Begriff, ihn aufzusuchen; glauben Sie, daß er um diese Zeit zu Hause sein wird?' — ‚Ich glaube, ja,' antwortete ich. — Jetzt hält der Omnibus, er steigt ab, hilft mir herunter und läßt Margherita für sich selber sorgen. Und jetzt wartet er auf dich, er hat ein wichtiges Geschäft mit dir zu besprechen."

„Woher weißt du das?"

„Er hat es mir selbst gesagt; der Herr scheint etwas redselig und etwas neugierig, er wollte wissen, ob ich gerne zur Schule ginge. ... Als er sich verabschiedete, sagte er, ich möge immer so bleiben ... immer so ... ja, wie denn?"

Mein Schwiegervater hatte keine Geduld, noch mehr zu hören, und eilte Herrn de' Liberi entgegen; ich folgte ihm auf dem Fuße, damit er kein Unheil anrichte.

Fünftes Kapitel.

Herr de' Liberi kam durchaus nicht in Verlegenheit, als er zwei Personen statt einer erscheinen sah; er empfing uns mit einer Verbeugung, mit einem Lächeln, und langte schon von weitem nach meiner Hand.

„Mein Schwiegervater ...“ begann ich.

„Der Großvater!“ rief er aus, „ich dachte es: sie ist sein Ebenbild!“

Mit dieser ungeheuren Lüge setzte er den einen Gegner außer Gefecht, doch nur, um den andern desto mehr zu erbittern; deshalb wandte er sich alsbald zu mir und fügte hinzu: „Seltsam, wie ein Mensch mehreren Personen gleichen kann, die untereinander doch keine Spur von Aehnlichkeit haben.“

Ich gab die Seltsamkeit dieser Erscheinung kurz zu und bat Herrn de' Liberi, Platz zu nehmen.

„Der Herr,“ wendete ich mich zu meinem Schwiegervater, indem ich mir die Miene gab, ihn ganz neu in den Stand der Dinge einzuweihen, „der Herr hat uns die Ehre angethan, um die Hand unsrer Laura zu bitten.“

Doch es war nutzlos, fortzufahren; mein Schwiegervater, noch strahlend von Glückseligkeit über die seltsame Aehnlichkeit mit meiner Tochter, gab durch ein Kopfnicken und ein Lächeln zu verstehen, er wisse alles und sei bereit, alles zu verzeihen.

„Ich komme, mir die Antwort zu erbitten,“ sagte Herr de' Liberi, sich direkt an den Großpapa wendend.

„Die Antwort ...“ stotterte der arme Mann in höchster Verlegenheit, denn er sollte eine Schmeichelei mit einer Kränkung vergelten; „die Antwort darf Sie nicht beleidigen.... Wir begreifen ja ... ich verstehe sehr gut und bedaure Sie ... in unserm Alter ... ich sagte eben noch zu meinem Schwiegersohne: die Jugend zieht uns an ...“

Herr de' Liberi befand sich in großer Bedrängnis; der Stachel hatte eine sehr empfindliche Stelle getroffen ... er konnte nicht an sich halten ...

„Entschuldigen Sie ...“ sagte er; doch mein Schwiegervater war nicht der Mann, sich im vollen Strom der Rede unterbrechen zu lassen.

„Bitte sehr," fuhr er fort, „Laura ist wirklich ein reines Kind, wenn sie auch wie eine junge Dame aussieht; es ist unmöglich, ernsthaft an diese Ehe zu denken. Stellen Sie sich gefälligst nur die Zukunft vor: wenige Jahre noch, und wir sind Greise, indes Laura . . ."

Diesmal vermochte Herr de' Liberi nicht zu widerstehen.

„Wie alt sind Sie, mein Herr?"

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen," erwiderte mein Schwiegervater, „ich bin in der That noch ein paar Jahre älter als Sie, doch darauf kommt es nicht an; noch sind wir nicht alt, weder ich, noch Sie, doch wir beabsichtigen, alt zu werden; ich wenigstens . . ."

„Ich allerdings auch, aber doch erst mit der Zeit . . . während Sie, verzeihen Sie . . ."

„Ich . . . verzeihen Sie . . . auf sechzehnjährige Mädchen habe ich seit lange Verzicht geleistet . . . und wenn ich Ihnen raten darf, thun Sie es auch."

Während mein Schwiegervater diese Worte sprach, hatte er wahrhaftig nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Laura; in seiner Stimme zitterte eine gewisse höfliche Grobheit, und seine Augen funkelten unter den struppigen weißen Brauen. Herr de' Liberi blieb unempfindlich.

„Gut, ich verzichte," sagte er mit unbezahlbarer Würde, „ich werde warten, bis sie zwanzig Jahre zählt."

Mein Schwiegervater und ich standen entsetzt über diese Drohung; bald aber brachen wir in ein Gelächter aus, ohne uns weiter Zwang anzuthun. Herr de' Liberi lachte mit, jedoch nur, damit wir aufhören sollten, dann fuhr er fort: „Und als ein Ehrenmann, der ich bin, wage ich zu hoffen, daß der Herr Rechtsanwalt mir die Pforten seines Hauses nicht verschließen wird, wie einem Schurken oder einem Feinde."

Was sollte ich ihm antworten? Sein Besuch würde mir im Gegenteil jederzeit die größte Freude machen . . .

„Besten Dank," sagte er aufstehend, „ein andermal werde

ich Sie bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen; für heute empfehle ich mich ..."

„Glauben Sie mir ..." begann mein Schwiegervater, nun völlig versöhnt.

„Glauben Sie mir," sagte Herr de' Liberi, „ich verzweifle nie, denn ich verstehe zu warten."

Hier fand mein Schwiegervater Gelegenheit, seinen Lieblingsspruch anzubringen: „Die Zukunft gehört dem, der warten kann."

„Auf baldiges Wiedersehen denn!"

„Auf Wiedersehen!"

Er machte eine letzte Verbeugung und verschwand.

Eine Minute später schritt er mit Siegermiene über den Hof und erhob die Augen zum Fenster, wohl in der Hoffnung, die kleine Dame seines Herzens dort zu erblicken. Wir zogen uns hastig zurück, um nicht merken zu lassen, daß wir ihm nachsahen, und ich ließ die Arme sinken und sagte zu meinem Schwiegervater, der mit offnem Munde dastand: „Meine Tochter ist verloren. Ich habe keine Hoffnung, sie zu retten."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, dieser Mensch ist im stande, vier Jahre zu warten und sie dann zu heiraten. Das Schicksal will es."

Etwas von meiner abergläubischen Befürchtung ergriff auch die Brust des armen Großvaters.

„Da sei Gott vor!" sagte er. „Unmöglich kann Laurina vier Jahre warten, ohne einen Mann zu finden. Wir wollen einen für sie suchen, wir müssen bald einen finden ... ich werde dir helfen."

„Von Monza aus!"

„Was denkst du? Wenn du mir noch ein ganz klein wenig zuredest, bin ich im stande, die Spinnerei aufzugeben und mich als Invalide in dein Haus zu verkriechen ... Willst du mich haben?"

„Komm!“ rief ich mit feierlichem Ton, „komm und wiederhole diese Erklärung ins Angesicht deiner Tochter und deiner Enkelin . . .“

Ich schleppte ihn mit mir fort, und er ließ es sich lachend gefallen.

Sechstes Kapitel.

Wir nahmen meinen Schwiegervater fest beim Wort, und indem wir ihm zu Gemüte führten, der Mensch sei es sich selber schuldig, schon vor dem Greisenalter sich ein wenig Erholung im Schoße seiner Familie zu gönnen, gelang es uns endlich, ihn zu überreden, daß er an seinen Geschäftsführer schrieb und ihm den Auftrag erteilte, die Spinnerei zu verkaufen oder zu verpachten und das gesamte Geschäft zu ordnen; in dem Augenblick, da er mir den inhaltsschweren Brief zur Absendung nach Monza überließ, gab er einen tiefen Seufzer von sich und erklärte mir gerade ins Gesicht, all mein Drängen und alle Liebkosungen seiner Tochter, ja selbst das ihm entschlüpfte Versprechen würden ihn nicht an der Abreise gehindert haben, wenn es sich nicht gehandelt hätte um . . .

„Um Laurina?“

„Nein, um eine Idee, eine Laune, die mir in den Kopf gekommen ist.“

Weiter war nichts aus ihm herauszubekommen und er schien sich mit löblicher Ergebung in das neue Leben zu finden. Am selben Abend aber sagte er zu mir: „Sonderbar, mir ist, als hätte ich seit einem Jahre die Spinnerei aufgegeben, nie habe ich ein solches Verlangen gehabt, dorthin zurückzugehen . . . doch keine Angst! Ich bleibe hier . . . nicht um deinetwillen, weißt du, um euer aller willen

nicht, sondern bloß weil ich ein unverschämter alter Egoist bin . . ."

Ich verstand ihn absolut nicht, und ihm machte es Spaß, mich völlig konfus zu machen.

„Man wird mich für unersättlich halten, gut, schön, mag sein, ich bin nun einmal so, und ich habe mich nicht geschaffen. Ich habe eine kühne Idee — aber ich habe keine Lust, sie dir zu verraten."

Er hatte im Gegenteil die allergrößte Lust, mich einzuweihen, aber seine Idee war so riesenkühn, daß er sich scheute, sie laut auszusprechen, aus Furcht, ausgelacht zu werden.

Nachher aber, als ich am allerwenigsten daran dachte, brach er urplötzlich ein andres vielversprechendes Gespräch in der Mitte ab und sprach mit unsicherer Stimme: „Ich will's dir doch nur sagen; ja, ich will's dir sagen, was ich mir in den Kopf gesetzt habe: ich will Laurina so schnell als möglich einen Mann verschaffen."

„Das wußte ich doch!" rief ich aus.

Er warf mir einen mitleidigen Blick zu und fügte mit schlauem Lächeln hinzu, ohne meine Unterbrechung weiter zu beachten: „Nämlich, damit du bald Großvater wirst. Du hast keine Ahnung, was das heißt, Großvater sein, und kannst dir keine Vorstellung davon machen."

„Danke schön," sagte ich mit angenommener Gleichgültigkeit, „dein Eifer rührt mich, aber ich habe keine Eile."

„Wenn du keine Eile hast, so habe ich desto mehr."

„Du bist längst Großvater; was willst du mehr?"

Doch das strahlende Gesicht des guten Alten klärte mich auf und das große Geheimnis enthüllte sich meinem Geiste.

„Urgroßvater!" rief ich aus.

„Urgroßvater," sagte er mit gedämpfter Stimme, „ich will Urgroßvater werden, meine Jahre lassen es vielleicht noch zu und Laurina bringt es nicht übers Herz, mich vergebens warten zu lassen."

Diese Idee beherrschte, einmal aufgetaucht, den Geist meines Schwiegervaters mit rücksichtsloser Tyrannei vom Morgen bis zum Abend und tief noch in die Nacht hinein. Er erhielt aus Monza unsichere und widersprechende Nachrichten über die Spinnerei, die ihn sein ganzes Leben lang gefangen gehalten hatte: es fand sich kein Käufer — der Käufer war gefunden — der Käufer war wieder zurückgetreten. Mein Schwiegervater blieb völlig unerschüttert und seiner Sache sicher.

„Darum ist mir nicht bange," sagte er, „es wird sich schon machen. Der Käufer ist mir sicher, er hält sich nur zurück, um den Preis zu drücken; im letzten Augenblick wird er mit beiden Händen zugreifen: inzwischen ... suchen wir für Laurina einen Mann."

„Sie ist erst sechzehn Jahre alt," bemerkte meine Frau.

„Beinahe siebzehn; hast du dich etwa nicht mit siebzehn Jahren verheiratet?"

„Bitte sehr, Papa, ich war fast achtzehn."

„Noch nicht voll achtzehn. Also sagt einmal, wie richtet ihr euer Leben ein? Habt ihr nicht einen Empfangsabend? Besucht ihr nicht irgend ein Haus, wo Laurina sich präsentieren könnte?"

„Wir verkehren beim Cavaliere ..."

„Und was treibt man beim Cavaliere?"

„Man unterhält sich, musiziert, macht ein Spielchen."

„Gut, Laurina muß vierhändig spielen; ich werde ihr die Noten wenden. ... Und an welchem Tage ist Empfang beim Cavaliere?"

„Jeden Tag der Woche; im Hause des Cavaliere findet man immer einen vollbesetzten Tisch, eine Schale Kaffee, ein Glas Bier und auch ein Schnäpschen."

„Finden die Mädchen auch Männer?"

„Manchmal ja ..."

„Du wirst mich beim Cavaliere einführen," entschied mein Schwiegervater.

Das Haus des Cavaliere, wie man ihn der Kürze halber nannte, war wirklich eine Stätte lebhafter Geselligkeit und ein beliebter Sammelplatz befreundeter Kreise in jeder Jahreszeit.

Der Hausherr war zu jener Zeit ein stattlicher Greis von fünfundsechzig Jahren, ohne ein einziges Härchen auf seinem glatten roten Gesicht; er hatte in seinem Leben nur einen Feind gehabt, nämlich ein Nervenleiden, das ihm beständig zu schaffen machte, ohne daß er darüber die Liebenswürdigkeit gegen Männer und die Ritterlichkeit gegen Damen eingebüßt hätte. Und die Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit stellten an ihn die weitgehendsten Forderungen. Ueberall den schlechtesten Platz einzunehmen, den beiden ältesten Damen auf schwierigen Wegen den Arm zu reichen mit dem Bedauern, daß er nicht noch eine dritte mit ins Schlepptau nehmen konnte, sich unter den Strahlen der Julisonne mit den Tüchern einer ganzen Schar vorsichtiger junger Mädchen zu bepacken, die weitesten und unbequemsten Wege zur Ueberbringung einer überflüssigen Meldung zu machen, zehn kalligraphisch geschriebene Empfehlungsbriefe für eine unbekannte Person anzufertigen, ohne die zehn Empfänger dadurch zu belästigen — alle solche und ähnliche Unternehmungen waren sein täglich Brot. Für eine kleine Mühe, die man ihm verursachte, war er erkenntlich, für eine große bewahrte er eine unauslöschliche Dankbarkeit. Sich für den Mitmenschen aufzuopfern, war sein Ehrgeiz, richtiger sein Verhängnis, vielleicht seine Sühne für eine ungeheure Schuld, die er auf einer früheren Station der Seelenwanderung auf sich geladen.

Im Hause dieses Cavaliere also gedachte mein Schwiegervater Laurinas Gatten zu entdecken.

Siebentes Kapitel.

Am folgenden Mittwoch war großer Empfangsabend beim Cavaliere.

Dieser hatte in der Nacht vorher, als er gerade zu Bette gehen wollte, ein Telegramm erhalten mit der Meldung, sein alter Kriegskamerad, Oberst Y., den er in der Schlacht bei Novara gefallen glaubte, werde um ein Uhr nachts in Mailand ankommen und bis zur Morgendämmerung verweilen.

Der Oberst Y. hatte in jenem Depeschenstil, der so große Aehnlichkeit mit dem militärischen Kommandostil hat, kategorisch gesagt: „Erwarte mich auf dem Bahnhof!" natürlich mußte der Cavaliere gehorchen. Außerdem wußte dieser ja auch, daß der arme Oberst, nachdem er glücklich dem Kugelregen von Novara entronnen, drei oder vier Stunden in einem Wartesaal zuzubringen hatte, daß er müde und matt sein mußte, daß er sich jämmerlich langweilen würde — und da konnte der Cavaliere doch unmöglich gefühllos in seinem warmen Bette bleiben, statt sich mit jenem zu ermüden und zu langweilen: nein, das wäre ein brutaler Egoismus gewesen.

Er war also zum Bahnhof gegangen und hatte seinen alten Kriegskameraden in heftigem Zorn gegen die Eisenbahndirektion gefunden, weil ihm ein Paket abhanden gekommen war; er hatte ihn endlich beruhigt, und es war ihm geglückt, das Paket wiederzufinden und dessen Besorgung an seine Adresse zu übernehmen; hierauf hatte er mit ihm zu Nacht gespeist, ohne jeden Appetit, und für beide bezahlt. Alles in allem hatte er eine köstliche Nacht verlebt.

Die Sonne des jungen Tages ging eben auf, als der Cavaliere befriedigt nach Hause eilte. Gerne hätte er sich vor Vergnügen die Hände gerieben, konnte es aber nicht,

weil sie beide mit dem unglücklichen Paket zu thun hatten — denn er hatte in der frühen Morgenstunde nur einen einzigen Droschkenkutscher gefunden und der schlief so schön auf seinem Bock, daß es eine Grausamkeit gewesen wäre, ihn zu wecken.

Also heute war der Cavaliere glücklich; allerdings versuchte er vermöge eines unerklärlichen Widerspruchs in seinem Charakter uns glauben zu machen, daß er den Oberst gerne zum Teufel geschickt hätte, allein sein stilles Lächeln verriet ihn, man las in seinen Zügen allzu deutlich die tiefe Befriedigung über die verlorene Nacht.

Alle regelmäßigen Besucher des gastfreien Hauses waren heute versammelt, von allen Himmelsrichtungen waren sie herbeigeströmt, dem schlechten Wetter zum Trotz; und alle blieben sie bis um Mitternacht, wo der Cavaliere sie bis auf die Straße begleitete, ihnen zum letztenmal für ihre Mühe dankend.

Die Hausfrau half ihm mit größter Liebenswürdigkeit seine irdische Mission erfüllen und trug ohne Murren den eignen Anteil von Sorgen und Mühen.

Alle waren erschienen. Der alte pensionierte Major, dessen Befehle und Gegenbefehle der Cavaliere auf das Prompteste ausführte; mein lieber Kollege, der Rechtsanwalt M., der am Gericht ebenso sehr seiner Beredsamkeit wie seines Bauches wegen ein hohes Ansehen genoß; der schöne Arthur, ein junger Regierungsreferendar, der von sich selbst eine sehr hohe Meinung hatte; ferner Herr A., Frau B., Graf C. und so fort durch alle Buchstaben des Alphabets.

Mein Schwiegervater machte zuerst den Hausherrn über die Maßen glücklich, dann ließ er sich allen Gästen im Kreise vorstellen und erklärte sich seinerseits für überaus glücklich, ihre Bekanntschaft zu machen, und als er so seinen Verpflichtungen nachgekommen war, warf er sich in einen Schaukelstuhl und begann die anwesenden jungen Herren einer Prüfung zu unterwerfen, ohne dabei Laurina aus den Augen zu

verlieren, welche in einem Kreise junger Mädchen ihres Alters am Klavier stand: alle diese blätterten feurig in Notenheften und bedrohten uns mit unzähligen vierhändigen Sonaten.

Manchmal rief mein Schwiegervater mich zu sich, um ihm Auskunft zu geben.

„Wer ist der große, blonde, junge Mensch mit dem Kneifer auf der Nase, der den Damen den Rücken zukehrt?"

„Das ist der schöne Arthur; er verkehrt hier regelmäßig, um sein Herz kapern zu lassen, aber diese armen Mägdlein haben für ein derartiges Unternehmen noch nicht Thatkraft genug."

„Und der andre da, der mit Lesen beschäftigt ist, wer ist das?"

„Das ist Herr Paul, ein guter Junge; er verkehrt hier, um unter dem Schutze seiner Mama die Zeitung zu lesen; so erfährt er wenigstens einmal etwas von dem, was in der Welt passiert."

„Und die andern sechs Tage?"

„Studiert er, malt, spielt Klavier und geniert sich; ich fürchte sogar, er macht Verse, weiß es aber nicht sicher."

„Wir brauchen ihn ja nur zu fragen."

„Um Gotteswillen; er würde vor deinen Augen seine Seele aushauchen."

„Und weshalb kommt er hierher?"

„Weil seine Mutter herkommt, die alte Dame, die da hinten zitternd in der Ecke sitzt."

„Die Hasenfüße liebe ich nicht," brummte mein Schwiegervater und setzte seine Beobachtungen nach andern Richtungen fort.

Urplötzlich erschien vor unsern Augen in der Thüröffnung am Ende des Saals eine Vision ...

„Herr de' Liberi," stammelte ich.

Er war es. Er schritt vorwärts, ganz dicht an uns

vorüber, that, als ob er uns nicht sähe, trat auf die Hausfrau zu, immer von dem Cavaliere begleitet, ließ sich den Damen vorstellen, grüßte die Herren mit Würde, und als er an dem Häuflein der jungen Mädchen vorbeischritt, schien er mir einen Blick da hinein zu werfen, wie ein alter Praktiker eine Schlinge wirft. Eine Stimme in meinem Busen seufzte: „Sie ist gefangen!"

Mein Schwiegervater und ich warfen uns verstohlene Blicke zu.

Herr de' Liberi, der meine Tochter bis in das friedliche Heim des Cavaliere verfolgte, kam uns beiden vor wie einer jener Schicksalshelden, welche die alten Romane unsicher machen.

Doch wie in aller Welt war es diesem Menschen gelungen, in das Haus unsres Freundes zu dringen?

Die Erklärung, die mir der Cavaliere gab, mußte mich erst recht mit abergläubischem Schrecken erfüllen, denn sie verriet mit betrübender Deutlichkeit, daß das Schicksal sich einen albernen Spaß daraus machte, die Pläne des verliebten alten Narren zu begünstigen.

Man denke: das Paket, jenes unheilvolle Paket, das der Cavaliere eigenhändig im Auftrage des Obersten Y. besorgt hatte, war direkt an die Adresse des Herrn Libero de' Liberi gerichtet gewesen!

Der Cavaliere hatte natürlich keine Minute Ruhe gehabt, bis er jenem den Gefallen gethan („bis er sich von der Schererei befreit" — sagte er), war in aller Morgenfrühe gleich zum Hause des Herrn de' Liberi geeilt und hatte das Paket eigenhändig dem Portier übergeben mit seiner Visitenkarte und einer kleinen, mit Rotstift geschriebenen Lüge darauf: „Der Cavaliere so und so sendet Beifolgendes im Auftrage des Obersten Y."

Herr Libero de' Liberi wußte, was sich schickt, begab sich nachmittags zum Cavaliere unter dem Vorwande, ihm

zu danken, und erwähnte bei dieser glücklichen Gelegenheit des Rechtsanwalts Placidi als eines alten Bekannten.

„Die Freunde unsrer Freunde . . .“ begann der Cavaliere, von seinem und meinem Verhängnis getrieben.

Herr de' Liberi half ihm geschickt das Sprichwort vollenden . . . und ließ sich zu den berühmten Mittwochabenden einladen.

Der Rest erklärt sich selbst. Um keine Zeit zu verlieren, fing der muntere alte Herr gleich mit diesem selben Abend an.

Man muß ihn gesehen haben, den Herrn de' Liberi, um sich einen Begriff machen zu können von seiner Unverfrorenheit! Eine Stunde, nachdem er aufgetreten, hatte er bereits jeder einzelnen der anwesenden Damen zum zweitenmal die Hand gedrückt, ohne doch deshalb den Herren Anlaß zum Mißvergnügen zu geben.

Er hatte einen unerschöpflichen Vorrat von Geschichtchen, Witzen und Rätseln bei der Hand, und dazu die seltene Gabe jenes trockenen Humors, der so unwiderstehlich zum Lachen reizt.

Alle diese Leute, die ihn noch im Leben nicht gesehen, schlossen ihm bereitwillig ihre Herzen auf.

Er genoß seinen Sieg mit Mäßigung, und ich, der ich ihn im Auge behielt, bemerkte mehr als einmal, wie er die ihm dargebrachten Huldigungen mit leichtem Lächeln einzusammeln und durch einen raschen Blick meiner Tochter zu Füßen zu legen schien. Laurina jedoch bemerkte nichts.

Die jungen Mädchen hatten indessen das Klavier stehen lassen, um einer improvisierten Zaubervorstellung zuzusehen — und der diese zum besten gab, war immer er, Herr de' Liberi.

Doch das Klavier läßt sich nicht spotten; auf einmal ließ es einen kurzen Akkord vernehmen. Es war der schöne

Arthur, der sich über die allgemeine Vernachlässigung beklagte. Da trat Herr Paul an seine Seite.

„Bitte, spielen Sie etwas," sagte jener.

Herr Paul und vor so viel Menschen spielen. Diese ungeheuerliche Idee erweckte ihm ein Grausen, er wollte sich in die Flucht werfen, doch siehe da, der fahnenflüchtige Trupp der Jungfrauen sammelt sich alsbald auf das bekannte Signal, schwärmt herbei und faßt ihn im Rücken und in der Flanke.

Eine von ihnen hat die Aufforderung des schönen Arthur vernommen und wiederholt: „Ach ja, Herr Paul, spielen Sie etwas!"

Ach, armer Herr Paul!

Er starrt bestürzt umher, will nicht ja sagen, kann nicht nein sagen, er fühlt sich geschoben, ergriffen, niedergesetzt, und seine bebenden Finger lassen Töne der Verzweiflung aus den Tasten wimmern.

„Bitte, in B-moll!" ruft eine Stimme.

Ich wende mich um, alle andern mit mir: es ist Herr de' Liberi.

Er erhebt sich, umwandelt den breiten Spieltisch, und unter dem Vorwande, dem unglücklichen Pianisten zur Seite zu stehen, drängt er sich mitten durch den Schwarm der Mädchen dicht neben meine Tochter.

Herr Paul hört und sieht nichts mehr, wie um sich zu betäuben, spielt er einen wirbelnden Galopp, spielt ihn mit gesenktem Blicke, mit niederhängendem Kopfe, aber er spielt ihn vortrefflich.

Dann springt er auf und entflieht, ohne den Dank der Damen zu begehren.

„Nun ein Stück vierhändig!" empfiehlt der Hausherr.

Doch die Bescheidenheit steckt an, und keins der Mädchen will es wagen. Da wendet sich Herr de' Liberi zu meiner Tochter, faßt ihre Hand und spricht: „Nicht wahr, liebes Fräulein, wir spielen ein Stück zusammen?"

Mein Schwiegervater fährt gleichzeitig mit mir in die Höhe. Der alte Knabe fängt wirklich an, uns fürchterlich zu werden.

Achtes Kapitel.

Herr de' Liberi, das mußte man ihm laſſen, war ein taktfeſter Spieler, und nachdem meine Tochter die erſte Schüchternheit überwunden, gingen beide trefflich zuſammen bis zum letzten Akkord.

Ein Sturm des Beifalls folgte, von dem der alte Schlaukopf nur einen beſcheidenen Teil auf ſich bezogen wiſſen wollte, während er meiner Tochter noch ſelbſt mit einem zarten Händeklatſchen huldigte.

Hierauf entſtand ein plötzliches wirres Gedränge, während deſſen dieſe ſich abſeits vom Klavier geſchoben fühlte und den Platz drei jungen Damen räumen mußte, die von ſchöner Begierde brannten, das Ihrige zur Unterhaltung der Geſellſchaft beizutragen. Man hörte nur noch gerade die Worte: „O bitte, ſpielen Sie . . .“

„Nein Sie . . .“

„Nein, Sie, bitte . . .“

Da beging eine derſelben die Unvorſichtigkeit, ihre beſcheidene Zurückhaltung auch noch durch eine Bewegung zu verdeutlichen und einen halben Schritt zurückzutreten: auf der Stelle war ſie in den Hintergrund gedrängt und von der Mitbewerbung ausgeſchloſſen.

Die beiden andern armen Würmer ſpielten nun tapfer darauf los, ſpielten gut, ſpielten ſogar kräftig, um das Geſchwätz zu übertönen, doch bald hörte kein Menſch mehr auf ſie, einzig vielleicht das dritte Fräulein ausgenommen, welches hinter ihnen ſtehen geblieben war und beim Noten-

wenden ängstlich maß, wie weit ihre Freundinnen noch vom letzten Takt entfernt wären.

Der Cavaliere erklärte Herrn de' Liberi für einen Virtuosen ersten Ranges, Herr de' Liberi wies diese Ehre zurück und schrieb alles Verdienst meiner Tochter zu; er habe seit länger als einem Jahre kein Instrument berührt (— „Um so größer das Verdienst!" bemerkte gerechterweise der Cavaliere), bei dem regellosen Junggesellenleben finde man zu gar nichts Zeit, es bedürfe nichts Geringeres als einer kleinen Zauberin, um die künstlerische Begeisterung zu wecken ... (ich schleuderte ihm einen jähen Augenblitz zu, doch er sah Laurina an, die zerstreut zu sein schien); übrigens habe er den Vorsatz, seine Kunst wieder ernster zu betreiben — „später" ...

Bei diesem letzten Worte sah er mich an, ich begegnete seinem Blick mit einem stummen Nein; er parierte den Stoß und wiederholte sein stummes Ja; dann suchte er Laurinas Augen.

„Geh ein bißchen in den Garten, wenn du magst, und lauf dich aus!" sagte ich zu meiner Tochter; sie ging, hütete sich aber zu laufen.

Plötzlich brach Herr de' Liberi die Unterhaltung ab, ergriff den Arm des Hausherrn und zog ihn mit sich in den Garten.

Noch hörte man die letzten Töne des vierhändigen Stückes, das eben zu Ende ging; lebhafter Beifall folgte, den die jungen Damen klugerweise ablehnten, hierauf ein allgemeines Schweigen.

Auf einmal erklang eine Stimme: „Was für eine angenehme Persönlichkeit, dieser Herr de' Liberi!"

„Wie alt mag er sein?" fragte ein anderer.

„Erst fünfundfünfzig," antwortete ich schlau.

„Man würde ihn für sechzig halten!" rief eine rachsüchtige Stimme.

Es war der schöne Arthur, der zum erstenmal seine

Stimme erhob, doch mit geringem Glück, denn alle im Saal gebliebenen Frauen und Mädchen verwahrten sich feierlich dagegen und erklärten, Herr de' Liberi sehe höchstens wie ein Fünfziger aus, nein, wie fünfundvierzig, nein, weniger.

* * *

Seit dem Triumph dieses Abends wurde Herr de' Liberi einer der fleißigsten Gäste im Hause des Cavaliere. Dort war das Theater, auf dem er alle seine Talente nacheinander glänzen ließ, ohne jemals jenen unruhigen Uebereifer zu verraten, der so manche schöne Absicht auf Erden verdirbt.

Er ahmte die verschiedenartigen Geräusche der Säge nach, das sich beschleunigende Pusten einer Lokomotive und besonders den Hahnenschrei mit solcher Vollendung, daß die Bewohner des benachbarten Hühnerhofes sich täuschen ließen; doch sobald unter allgemeinem Lauschen aus dem Schweigen der Nacht die Antwort eines gefoppten Hähnchens erscholl und ein schallendes Gelächter ausbrach, erklärte Herr de' Liberi mit ernster Miene, er wolle uns nicht mehr damit langweilen.

Vergebens beschworen ihn dann die Mädchen, die Frauen und wir selbst, ja, wir selbst, mein Schwiegervater mit einbegriffen, noch mit den Augen das Gewitter oder mit dem Munde und den Händen das Feuerwerk darzustellen; er hielt sich mit raffinierter Kunst zurück und ging zu einer andern Unterhaltung über.

In der That war dieser zuletzt eingeführte Gast bereits die Seele der Empfangsabende beim Cavaliere; die Sonne seines Ruhmes verdunkelte oder verlöschte vielmehr gänzlich das schwache Talglichtlein zweier Spaßmacher dritten Ranges, die früher oft allein die Kosten geistreicher Unterhaltung getragen hatten. Dieses witzige Paar kam noch wie sonst aus Gewohnheit, doch beide waren jetzt von einem feierlichen Ernst beseelt, nahmen aus Instinkt immer nebeneinander

Platz und versuchten solcherart mit gemeinsamen Kräften der Heiterkeit zu widerstehen, wenn Herr de' Liberi etwas zum besten gab; aber es half ihnen nicht, am Ende mußten sie mitlachen, sie mochten wollen oder nicht.

Natürlich machte er auch von der mir mit List abgerungenen Erlaubnis Gebrauch, sich meiner Frau in unserm eignen Hause vorzustellen, und verstand es meisterhaft, die beim Cavaliere entstandene und leise gewachsene Vertraulichkeit zu uns zu verpflanzen. Er that es mit aller Vorsicht, welche eine neue aufsprießende Pflanze verlangt, indem er zuerst den Boden sorgfältig bereitete und dem Pflänzchen dann eine solide Stütze gab — in der Person meines Schwiegervaters; und solcherart konnte er wirklich nach wenigen Tagen mit allem Fug mir ins Angesicht rühmen, daß unsre „Freundschaft" allen Stürmen trotzen würde.

Alles recht schön und gut, dachte ich, wenn er nur die närrischen Absichten auf meine Tochter fahren läßt.

Doch weit gefehlt: er mißbrauchte Freundschaft und Gastrecht zu dem Zweck, sich hinterlistig in Laurinas Herz einzuschleichen, der ärmsten Laurina, die über jedes seiner Worte fröhlich lachte und immer fand, daß er zu spät komme und zu früh wieder gehe.

Und dennoch, seien wir gerecht gegen Herrn de' Liberi: wenn er sich bemühte, meiner Tochter zu gefallen, wenn er ihr manchmal in unser aller Gegenwart scherzend erklärte, er sei verliebt in sie und wolle sie heiraten, so ließ er sich doch nie ein Wort entschlüpfen, das unsre Laurina für Ernst nehmen konnte. Sein Plan, zum mindesten kühn, in meinen Augen unverschämt, war dieser: er wollte meine Tochter mit seinen Gedanken vertraut machen, sie so an sich gewöhnen, daß sie nicht mehr ohne ihn leben könnte, und endlich die Eltern und den Großvater zwingen, sie ihm aus Verzweiflung selbst in die Arme zu führen.

Um das zu erreichen, verwandte er die zarteste Sorgfalt

auf die Auswahl und reizvollen Wechsel seiner Kleidung, ließ die Manschetten vier gute Finger breit aus den Rockärmeln gucken, trug die glänzendsten und steifsten Kragen, rasierte sich jeden Morgen und setzte einen Friseur in reichliche Nahrung. In dieser Ausrüstung erschien er mir als ein drohendes Verhängnis, und gern hätte ich meiner Tochter zugerufen: Hüte dich! — doch wie erschien er dem arglosen Auge eines Kindes?

Er that sogar etwas Schlimmeres, unser Freund de' Liberi, um sich die Braut zu sichern: er suchte die jungen Männer in Mißkredit zu bringen, er zog die Jugend ins Lächerliche.

Nach seiner Theorie mußte man annehmen, daß wir die dreißig bis vierzig Jahre nach der Kinderzeit in einer Art von erotischem Nachtwandeln verbringen, um ungefähr mit fünfundfünfzig Jahren reif für die wahre Liebe zu erwachen.

Ebenso gehörte es zu seiner Lehre, daß die jungen Männer von heute blasiert, entnervt, verwüstet sind und dem Selbstmord entgegeneilen.

„Mögen sie allein diesen Weg gehen!“ rief er aus, „die Töchter aus guter Familie aber sollten sich weigern, ihnen auf ihrer abschüssigen Bahn zu folgen.“

Und weil ihm solche allgemeine Hiebe nicht genügende Wirkung zu thun schienen, nahm er sich die jungen Herren, welche in unserm Hause und in dem des Cavaliere verkehrten, einen nach dem andern vor, entdeckte mit dem glücklichsten Scharfblick ihre Schwächen und brachte durch übertreibende Nachahmung ihrer Manier hinter ihrem Rücken alles zum Lachen auf ihre Kosten. So sagte er zum Beispiel von Herrn Paul: „Ein vortrefflicher junger Mensch! Das beste Herz, ein offener Kopf ... vielleicht ein bißchen zu zaghaft —“ und während er das sagte, waren seine gezwungenen Bewegungen, der schüchterne Ton seiner Stimme,

sein mitleidflehendes Lächeln und selbst seine klagenden Blicke genau die des Paul so und so.

Der schlaue Fuchs schlug auf diese Weise seine Gegner durch die Macht des Lächerlichen aus dem Felde, ohne ihnen irgend etwas Böses nachsagen zu brauchen.

Indessen gingen die Monate und die Freier kamen nicht. Meine Tochter wurde, wie mir scheinen wollte, von Tag zu Tag hübscher, jedermann hatte sie gern, doch das alles half zu nichts.

Für meine Person wäre ich in Anbetracht ihrer siebzehn Jahre vollkommen ruhig dabei geblieben, wie ihre Mutter ruhig blieb, wäre ich nicht immer wieder aufgeregt worden durch die beiden alten Knaben an meiner Seite, meinen Schwiegervater, der immer mehr die Geduld verlor, und Herrn de' Liberi, der sie durchaus nicht verlieren wollte.

Manchmal dachte ich wirklich daran, nicht ohne Schrecken, und um mich vor mir wegen der vorzeitigen Sorge zu entschuldigen, begann ich alle Väter der weiten Welt der Pflichtversäumnis anzuklagen, daß sie nicht zur rechten Zeit einen guten Mann für ihre Töchter beschafften.

Die Zahl der Mädchen, die keinen Mann gefunden, war nicht gering in meiner Bekanntschaft. Eine nach der andern traten mir diese vor die Seele: die Entsagende, die Ungeduldige, die Reizbare, die Fromme, die Gefühlvolle; die Blonden, die alle entweder zu dick oder zu mager waren; die Braunen, die einen tückischen Flaum auf der Lippe trugen. Einst waren auch sie hübsch gewesen, einige sogar sehr schön, und alle ohne Unterschied hatten Jahr für Jahr Klavier gespielt, ohne einen Vogel heranzulocken.

„Arme braune Laurina, wenn dich das gleiche Los treffen sollte!"

Alle jene alten Feinde meines Glücks, die ich solange durch Arbeit und Liebe mir vom Leibe gehalten, wurden

durch meine Schwäche wieder kühn gemacht und zeigten mir die Faust aus der Ferne.

„Du bist kein Jüngling mehr," riefen sie mir zu, „du hast nicht mehr die Jugendkraft von ehedem; deine Verdauung wird schlecht, deine Augen schwach, dein Nervensystem ist angegriffen; Stück für Stück siechst du dem Tode entgegen; eines schönen Tages wird es ganz zu Ende sein — doch tröste dich, es gibt ein prächtiges Leichenbegängnis, das gesamte Gericht von Mailand wird dir das letzte Geleit geben."

Wenn so die Idee meines nahen Endes mich verfolgte, wenn ich mir mein Kind allein in der Welt vorstellte, ohne eignes Heim, ohne ein Herz, das ihr ganz zu eigen war, da kam es vor, daß ich Herrn de' Liberi um seine Zuversicht beneidete, ihn, der, mit fünfzehn Jahren mehr auf dem Rücken als ich, der Zukunft lachte, sicher, die Achtzig zu erreichen.

„Ganz gleich," sagte ich, „er hat eine vorzügliche Konstitution."

„Schade, daß er nicht zehn Jahre jünger ist!" seufzte mein Schwiegervater.

„Zehn Jahre jünger? Würde dir das genügen? Für mich müßten es wenigstens zwanzig sein."

Das war meine Ueberzeugung, welche aber doch durch die Theorieen des kecken alten Sünders ganz allmählich erschüttert wurde.

* * *

Die Zeit vergeht, und Herr de' Liberi wird älter, ja, er wird älter trotz Kamm, Rasierzeug und gestärkter Wäsche, trotz Schneider, Friseur und Zahnarzt; was er auch thun und sagen mag; mag er gehen oder tänzeln, oder die Augen Blitze schießen lassen im Gewitterzorn, oder wie eine Lokomotive pusten — er wird älter, und ich bin's zufrieden. Mit einem hämischen Vergnügen beobachte ich, daß er nach dem Gewitter sich nie mehr ganz aufheitert, weil drei Runzeln

auf seiner Stirn zurückbleiben, und daß er umgekehrt in der Darstellung des Regens und des Feuerwerks seine Kunst noch vervollkommnet hat, weil ihm noch ein Zahn ausgefallen ist.

Doch während ich auf dieser dreisten Stirn die Zeichen der rächenden Zeit entdecke, geschieht es nicht selten, daß irgend ein junges Ding von Mädchen oder Frau mit der Erklärung auftritt, Herr de' Liberi werde alle Tage jünger.

Ach! Auch Laurina ist derselben Meinung.

„Das ist noch gar nichts," bemerkte Herr de' Liberi unvorsichtig, „Sie sollen mich einmal später sehen!"

Später — wann? — das ist sein Geheimnis.

* * *

Und die Zeit vergeht; von einem Freier keine Spur.

Wenn wir nach langem Sperren und Zerren unsre Tochter doch zuletzt diesem wohlkonservierten Alten geben müssen, wäre es dann nicht besser, sie ihm gleich zu geben? Mag auch Herr de' Liberi noch so oft zu verstehen geben, daß er warten könne, weil ihm die Philosophie das gestatte, selbst mein Schwiegervater hält das für Prahlerei.

Doch dieser verzweifelte Gedanke ist, kaum aufgeblitzt, auch schon wieder verscheucht. Noch ist ein gutes Kapital von Vernunft in unserm Hause vorhanden, und den Schlüssel dazu trägt Evangelina. Noch hält das eine gute Weile vor, ich kann bei dem Gedanken Trost suchen, daß Laura in der Schule Weltgeschichte lernt und sich eben erst bei den Langobardenkönigen befindet. Um bis zur neueren Geschichte zu kommen, braucht es Zeit, und ich kann nicht einmal wünschen, daß Laura zum Altar gehe, ohne zum allermindesten von der französischen Revolution etwas zu wissen.

Im Grunde ist es ja nur der ungeduldige Großpapa, der mir den Unsinn, an die Hochzeit meiner Tochter zu denken, in den Kopf setzt, der arme Alte, der keine Zeit zu

verlieren hat und sich dessen bewußt ist, und der fortwährend in und außer dem Hause auf der Lauer steht nach glühenden Blicken und heißen Seufzern, die Laurina gelten.

„Gott helfe ihm," spreche ich zu mir selbst, „ich mag nicht mehr daran denken!"

Neuntes Kapitel.

Es war im Hause des Cavaliere in der Sylvesternacht des Jahres . . . doch lassen wir das Jahr auf sich beruhen.

Wie gewöhnlich war große Gesellschaft versammelt, um mit dem Glase in der Hand das neue Jahr zu begrüßen. Ich habe nur eine konfuse Erinnerung an die Ereignisse dieser Nacht (dem Wein gebe ich nicht schuld), ich weiß nur noch, der Cavaliere war ungeheuer beschäftigt, ehrwürdige Flaschen zu entkorken und Pastetchen kreisen zu lassen, die jungen Mädchen tanzten mit unverwüstlicher Leidenschaft, meist untereinander, da die Kräfte der neu angeworbenen Ritter der Mailänder Garnison nicht ausreichten, und irgend jemand ward etwas vor neun Uhr ans Klavier gesetzt und mittels Danksagungen, Lächeln und Pastetchen bis Punkt zwölf Uhr mitternachts dort festgehalten. Herr de' Liberi umfaßte alle hübschesten Mädchen und hüpfte unter dem Vorwande des Walzers und der Polka wie ein Besessener umher, streute die anzüglichsten Redensarten über die entnervte Jugend unsrer Tage um sich und verfolgte hartnäckig meine Laurina, um sie zum Lachen zu bringen, wenn sie mit einem andern tanzte.

Sonst weiß ich wirklich nichts weiter bis zu dem Augenblick, da wir ins Freie traten, um nach Hause zu gehen, und mein Schwiegervater, statt meiner Frau den Arm zu geben,

unsre Damen ein wenig voraufgehen ließ, mich geheimnisvoll am Arm zurückhielt und mir endlich nach einigen Minuten des Schweigens einfach und feierlich sagte: „Ich hab' ihn gefunden!"

„Wen?"

„Laurinas Mann! . . . Das heißt, ihren Liebhaber, doch ein Wink von uns, und er wird ihr Mann; ich hatte schon längst einen Verdacht, doch jetzt bin ich meiner Sache sicher; rate nur, wer es ist; doch das ist nutzlos, du kannst es nicht erraten, es ist der letzte, an den ich gedacht hätte . . . rate bloß . . ."

„Wie soll ich es raten, wenn es so ungeheuer schwierig ist? . . . Auch ist mir der Kopf etwas benommen . . ."

„Es ist Herr Paul!"

„Ist's möglich! Herr Paul der Liebhaber meiner Tochter!"

Hatte Herr Paul denn getanzt? Ich hatte nichts bemerkt.

„Er ist den ganzen Abend am Klavier geblieben," sagte mein Schwiegervater, „er hat sich keinen Augenblick von da fortbewegt, und so habe ich ihn mit Muße beobachten können; ich konnte sehen, wohin seine Blicke sich richteten, während seine Hände über die Tasten glitten, ich bemerkte, daß sein gutmütiges Gesicht — Herr Paul hat wirklich ein gutes Gesicht — wie ein Feuerwerk strahlte, sobald Laura zu tanzen aufhörte und ihm ihren Dank aussprach, und daß es sich verfinsterte, wenn Laura mit jenem langen Menschen tanzte . . . wie heißt er doch gleich? Er wurde mir vorgestellt, aber ich habe den Namen vergessen."

Ich war im gleichen Fall; der lange Mensch war auch mir vorgestellt, doch auf den Namen hatte ich nicht einmal achtgegeben.

„Du meintest, daß Herr Paul . . ."

„Herr Paul brennt lichterloh . . . ich habe meine Beweise."

Mir schien, mein Schwiegervater setze zu stolzes Vertrauen in seinen Scharfsinn, doch er fühlte sich sicher.

„Laura!“ sprach er lauter, seine Schritte beschleunigend, „hast du mein seidenes Taschentuch?“

„Ich? Nein!“ erwiderte Laurina, ohne still zu stehen, befühlte aber doch unwillkürlich ihre Taschen.

„Ich dachte, ich hätte es dir gegeben, um jenem langen Herrn beim Kotillon die Augen zu verbinden . . .“

„Ja, aber ich habe es dir wiedergegeben . . .“

„Richtig, ja, da ist es . . . ich hab's gefunden!“ sagte mein Schwiegervater, nachdem er alle Taschen durchstöbert hatte.

Aber Laurina selbst suchte immer noch in ihren Taschen herum, obgleich der Großvater ihr wiederholte, daß es nicht mehr nötig wäre . . .

„Sonderbar!“ sagte Laurina, „ich kann meins nicht finden; ich hab' es verloren.“

„Du wirst es schon wiederfinden,“ sagte ich, „knöpfe deinen Mantel nicht auf . . . du kannst dir eine Erkältung holen.“

„Sie wird es niemals wiederfinden,“ brummte mein Schwiegervater mir ins Ohr, „er hat es ihr gestohlen . . .“

„Wer?“

„Herr Paul; ich sah mit diesen meinen Augen, wie er in dem Moment, da Laurina ihr Taschentuch aufs Klavier gelegt hatte, sich desselben bemächtigte, scheinbar in der Zerstreuung, sich das Gesicht damit trocknete, um einen Kuß darauf zu drücken, und es hastig in die Tasche steckte; darauf wurde er so blaß, daß ich ihm schleunigst ein Glas Rotwein anbot . . .“

„Du bist ein bißchen unachtsam,“ sagte unterdessen die Mama, „du verlierst immer etwas . . . auch neulich hast du einen Handschuh verloren.“

„Ich habe es gewiß beim Cavaliere gelassen; es wird sich dort finden.“

„So sagtest du auch bei dem Handschuh . . . er hat sich aber nicht gefunden . . ."

Beim Lichte einer Laterne sah ich, daß mein Schwiegervater vor Vergnügen sich schüttelte.

„Auch den Handschuh!"

„Du meinst?"

„Zweifelst du daran? Immer ist er der Dieb."

„Aber dein Herr Paul ist ja unverschämt."

„Laß nur gut sein. Die zaghaften Liebhaber sind jeder Schandthat fähig."

„Und Laurina?"

„Laurina hat noch nichts gemerkt, ich weiß es bestimmt; doch wenn es Zeit ist, wird sie sich auch verlieben, und wir werden sie verloben. Ich habe mich erkundigt: Herr Paul ist eine sehr gute Partie; seine Mutter ist nicht gerade übermäßig reich, hat aber weiter keine Kinder; er ist Ingenieur, ist fleißig und verdient Geld; er baut sich sein Nest, sagt man . . ."

Still! Wir waren an unsrer Hausthür angelangt.

* * *

Am nächsten Morgen schien mir Laurina etwas trüber als sonst gestimmt, doch das erschreckte mich nicht weiter.

„Das ist der Lauf der Dinge," dachte ich. „Im Grunde des Freudenbechers bleibt immer ein bitterer Rest zurück; man muß auch zu genießen lernen und sich an die Wechselfälle des Lebens gewöhnen."

Der Großvater war andrer Meinung.

„Dieser Schlingel hat geredet oder hat doch das Klavier für sich reden lassen; er hat die Saite berührt, welche von ‚heimlicher Liebe' tönt, und Laurina hat ihn sogleich verstanden; das ist der Grund ihrer Schwermut. Schadet nichts; wir werden sie nun also etwas eher verloben. Was mich

betrifft, so ergebe ich mich darein, daß sie einen Mann bekommt, ehe sie in der neueren Geschichte Bescheid weiß. Hat sie denn nicht etwas Chemie gelernt? Schön, und ich behaupte, um Kinder in die Welt zu setzen, genügt etwas Chemie."

Es war seine Ungeduld, die ihn solches Zeug reden ließ.

Als wir das nächste Mal zum Cavaliere gingen, erhielt Laurina viele Ermahnungen, kein Taschentuch mehr zu verlieren, und wir behielten Herrn Paul scharf im Auge. Da ergab sich zwar deutlich für Evangelina und mich, daß er in sie verliebt war, und folglich auch der Dieb des Handschuhs und des Taschentuchs, zugleich aber gewannen wir die Ueberzeugung, daß Laura nichts ahnte.

Und wie sie Herrn Paul harmlos ins Gesicht blickte und sein Herz in Flammen setzte, ohne das Geringste zu merken, da schien es uns kaum denkbar, daß sie einst für ewig miteinander verbunden sein könnten.

„Wir wollen sie sich selbst überlassen," riet mein Schwiegervater, „sie werden sich schon verständigen."

„Wenn er nicht redet, verständigen sie sich im ganzen Leben nicht."

Es war keine Gefahr, daß er reden könnte. Er war ein Meister in der Kunst geworden, alle Gegenstände zu berühren, die Laura berührt hatte, ihr Sträuße und Stecknadeln zu stehlen, ihr von weitem mit den Augen zu folgen, während er zum Schein die Zeitung las — doch in der Nähe wagte er sie nicht einmal anzusehen.

Wenn er gezwungen wurde, sich ans Klavier zu setzen, schlug er die beredtesten Töne der heimlichen Liebe, der glühenden Liebe, der verzweifelnden Liebe an, nie aber gelang es meinem Schwiegervater, ihn zu einem vierhändigen Spiel mit meiner Tochter zu überreden. Er verging fast vor Sehnsucht danach, doch er brachte es nicht zu stande; er erklärte sich für schlechterdings unfähig, und wenn er sich zuletzt gar

nicht mehr zu retten wußte, wandte er sich an — wen? An Herrn de' Liberi! Und der ließ sich nicht lange bitten.

Ja, Herr de' Liberi spielte vierhändig mit meiner Tochter! Er nahm sich auch allerlei unschuldige kleine Freiheiten, klopfte ihr zum Beispiel sanft auf die linke Hand, um sie zum Lachen zu bringen, oder schlug einen hohen Ton an, der gar nicht auf dem Notenblatte stand, so daß er keck über ihre beiden Hände hinübergriff.

Und was that der unselige Paul? Er ermunterte ihn noch, klatschte ihm Beifall (ihr natürlich nie, das wäre zu dreist gewesen), wandte die Notenblätter und war glücklich.

Um zu Laurinas Herzen zu gelangen, schlug der Aermste den allerweitesten Weg ein: er suchte den Anschluß an Herrn de' Liberi.

Wenn er zufällig einmal nicht der erste war, der über die Witze seines alten Nebenbuhlers lachte, weil er den Kopf zu spät von seiner Zeitung erhob, so war seine Stimme doch die durchdringendste im Chor der Lacher.

Wenn unglücklicherweise ein feines Scherzwort des Herrn de' Liberi unbemerkt im allgemeinen Gespräch verloren gegangen war, wer dachte daran, es zur Geltung zu bringen? Wer machte den Nachbar darauf aufmerksam, um Herrn de' Liberi zur Wiederholung zu veranlassen? Und wenn der alte Schlaukopf nicht darauf eingehen wollte, wer übernahm die thörichte Rolle, den Witz eines andern zu wiederholen? Immer Herr Paul.

Man kann sich denken, daß er auf diesem Wege dem Ziele, die Braut zu gewinnen, nicht wesentlich näher kam; er aber meinte, wie er den alten Freund in so schöner Vertraulichkeit mit dem geliebten Mädchen sah, er selbst habe glänzende Fortschritte gemacht.

„Der arme Junge," bemerkte mein Schwiegervater, „ist wahrhaftig im stande, den eignen Nebenbuhler zum Vertrauten seiner Leiden zu machen. Wir müssen ein Ende

herbeiführen: lade ihn ein, am Sonnabend zu uns zu kommen! . . ."

„Ich habe ihn schon eingeladen; er will kommen, er hat mir zugesagt."

Wir erwarteten ihn am Sonnabend, allein er kam nicht. Nachher erfuhren wir, er hatte Herrn de' Liberi bis zur Hausthür begleitet, hatte dann aber Kopfweh vorgeschützt und war nicht zu bewegen gewesen, mit heraufzukommen.

Mein Schwiegervater zog mich, ohne ein Wort zu sagen, in ein abgelegenes Zimmer; wir nahmen einen Beobachtungsposten im Dunkeln an einem Fenster ein. Richtig, es dauerte nicht lange, da ließ sich gegenüber auf dem Bürgersteig ein regelmäßiger und langsamer Schritt vernehmen; gleich darauf sahen wir beim Licht einer Laterne Herrn Paul vorbeiwandeln.

„Der Unglücksmensch!" riefen wir beide zugleich.

Mein Schwiegervater fühlte den Drang, auf ihn loszustürzen, und fuhr mit dem Kopf gegen die Fensterscheibe.

Und es drang bis zu uns die Stimme des Klaviers, welches im Saale unter den kräftigen Fingern des Herrn de' Liberi seinen Siegesruf erschallen ließ.

Zehntes Kapitel.

Als wir eines Tages wieder das Haus des Cavaliere betraten, zupfte mich im Vorzimmer jemand am Aermel und flüsterte: „Ich habe mit Ihnen zu reden!"

Es war der Cavaliere.

„Ich stehe zu Diensten."

Doch der Cavaliere stand zuerst selbst zu Diensten meiner Frau und meiner Tochter und half ihnen Muffe, Shawl

und Hut ablegen; andre gewichtige Pflichten erwarteten ihn im Salon, er mußte den Damen einige Liebenswürdigkeiten sagen, er mußte den Stehenden Stühle anbieten, den Schweigenden einen Unterhaltungsgegenstand liefern; dergestalt, daß er mich die aufgestachelte und nicht befriedigte Neugier länger als eine Stunde mit mir herumtragen ließ.

Endlich bat er mich dieserhalb tausendmal um Entschuldigung, und nachdem er sich noch einmal vergewissert hatte, daß alles in bester Ordnung sei, daß die Unterhaltung lebhaft im Gange, daß die jungen Mädchen um Herrn de' Liberi im Kreise versammelt lauschten, daß das Klavier unter Herrn Pauls kunstfertigen Händen Liebesklagen stöhne, begann er folgendermaßen: „Ich habe einen delikaten Auftrag an Sie auszurichten ... ich bitte sehr um gütige Nachsicht, meine Schuld ist es nicht ..."

Der Anfang ließ einen undankbaren Klienten vermuten. Ich lächelte, um ihn zu ermutigen, und lauschte auf das, was da kommen sollte.

„Sie entsinnen sich, in meinem Hause den Doktor Lelli gesehen zu haben, einen sehr befähigten jungen Militärarzt ..."

„Ich werde ihn wohl gesehen haben, erinnere mich seiner aber nicht ..."

„Er ist nur einmal hier gewesen auf der Durchreise; er ging nach Pavia in der Absicht, sich um einen Lehrstuhl für operative Chirurgie an der Universität zu bewerben ... er hat die Stelle inzwischen erhalten und wird den Militärdienst quittieren ... er ist erst neunundzwanzig Jahre alt ..."

Die verwirrte Art, in der mir der Cavaliere den Doktor Lelli beschrieb, verhieß nicht mehr einen guten oder schlechten Klienten, sondern einen Freier für Laurina. Ich suchte meinen Schwiegervater mit den Augen; er stand hinter Herrn Paul, den er ans Klavier gesetzt hatte, und wandte ihm die Notenblätter.

Herr Paul spielte ein bekanntes Lied, das er nicht ohne Absicht ausgewählt; der Text — den zu singen er sich wohl hütete — drückte genau die Seelenstimmung eines unverständigen Jünglings aus, der seiner Geliebten sehr viele schöne Dinge gestehen möchte, es aber nicht wagt und sich statt dessen nacheinander den vier Jahreszeiten und den vier Elementen anvertraut, mit der bescheidenen Bitte, die schwierige Botschaft zu übernehmen.

Der Doktor Lelli hatte es praktischer angefangen.

„Es ist ein lieber Junge," fuhr der Cavaliere fort, „der Sohn eines alten Kriegskameraden von mir, er wurde mit zwanzig Jahren Waise und verdankt seine ganze Stellung sich selbst; nicht daß er ganz ohne Vermögen wäre; ein kleines Erbteil besitzt er. . . . Sie entsinnen sich also wirklich nicht, ihn gesehen zu haben, einen hübschen, stattlichen jungen Mann? . . ."

„Sehr hochgewachsen?"

„Ja, sehr groß . . . aber nicht zu groß . . . eine prächtige Gestalt . . ."

„Brünett?"

„Mit schwarzem Haar und Schnurrbart, sanften Augen . . ."

„Ich glaube jetzt mich seiner zu erinnern; und er ist Militärarzt?"

„Bis vor einigen Tagen gewesen; jetzt ist er Professor an der Universität Pavia."

„Nun also?" fragte ich.

„Nun also, dieser arme Junge hat Ihre Laurina gesehen, hat mit ihr getanzt und sich in sie verliebt . . . und möchte sie heiraten. Ich habe gesprochen."

„O Lenzeshauch, du zärtlicher,
Sprich du zu ihrem Herzen,
Enthüll' ihr diese pochenden,
Verschwiegnen Schmerzen,"

trällerte Herr de' Liberi mit schmelzender Stimme, und alle jungen Mädchen lauschten ihm aufmerksam.

„Ist es möglich!" rief ich, „ein einziger Abend hat genügt . . ."

„Wenige Stunden genügten; für solche Sachen müssen wenige Minuten genügen," belehrte mich der Cavaliere, „er hat mir einen langen Brief geschrieben, den ich Ihnen zu lesen geben werde, wenn Sie gestatten . . ."

Hier brach er den Satz in der Mitte ab und stürzte fort, um Evangelina den Fächer aufzuheben, der ihr hingefallen war, dann kehrte er zu mir zurück und fuhr fort: „Ich wage Ihnen in einer so schwierigen Angelegenheit keinen Rat zu geben, ich begnüge mich, die Thatsachen mitzuteilen. Der Doktor Lelli ist jung, gesund, fleißig, hat eine Stellung, die er der eignen Tüchtigkeit verdankt; er wird sicherlich die Frau glücklich machen, welche . . ."

„Laura ist aber noch ein vollkommenes Kind," bemerkte ich, „sie ist erst siebzehn Jahre alt."

„Die siebzehn Jahre der Braut haben noch das Glück keiner Ehe getrübt."

Das war auch die Meinung des Herrn de' Liberi, welcher, ohne die Wolken zu ahnen, die am Himmel seines erträumten Glücks aufstiegen, feurige Blicke auf Laurina werfend, sang:

„O Sommersonne, leuchtende,
Zur Botin ich dich wähle,
Verrate du die heimliche
Glutqual der Seele."

Und Herr Paul begleitete das alles!

Ich gab meinem Schwiegervater einen Wink, und er eilte herbei; gedeckt von dem Vokal- und Instrumentalgetöse trafen wir folgende Verabredung: Der Doktor Lelli sollte an einem bestimmten Tage den Cavaliere besuchen, wir

würden uns aus Zufall ebenfalls einfinden, und wenn der Kandidat meiner Tochter gefiele . . .

„Herbstlüfte," sang der alte Narr,

„Herbstlüfte, die ihr schwermutvoll
Das fahle Laub umwittert,
Erzählt ihr, wie mein Herz um sie
In Sehnsucht zittert."

Ein Sturm des Beifalls folgte, worauf Herr de' Liberi erklärte, der Held des Liedes sei ein Dummkopf, die Jahreszeiten seien schlechte Boten an ein schönes Mädchen, um ihr Liebe zu gestehen, wenn man selbst keinen Mund zum Reden habe — oder keine Augen, fügte er mit einem Streifblick auf meine Tochter hinzu.

Er verließ plötzlich das Klavier und kam gerade auf uns zu.

Ich glaube, er witterte die Gefahr.

„Die Zeiten werden schlecht," seufzte mein Schwiegervater, „der Handel, welcher immer der wahre Thermometer der Zustände ist, verrät . . ."

Ich halte mich nicht dabei auf, was der Handel durch den Mund meines Schwiegervaters verriet.

Elftes Kapitel.

Eine schwierige Aufgabe war noch zu lösen: es galt, Laurina anzuleiten, daß sie sich bei dem bevorstehenden zufälligen Zusammentreffen die Mühe nähme, den Doktor Lelli einer Betrachtung zu unterziehen, und uns die Erklärung abgebe, ob er ihr gefiele oder nicht. Das war von Rechts wegen Evangelinas Sache, allein die arme Mutter konnte zu keinem Entschluß kommen und hatte allerlei Bedenken.

„Fast wäre es besser, sie erführe nichts," meinte sie, „so verliert sie ihre Unbefangenheit nicht. . . ."

„Dafür aber kommt sie in Gefahr," warf der Großvater ein, „Braut zu werden, fast ohne zu wissen, was ihr Verlobter für eine Nase hat."

Diese Gefahr schreckte Evangelina nicht.

„Ein Mädchen," versicherte sie, „weiß immer, wie ein junger Mann aussieht, auch wenn sie ihn gar nicht anblickt."

„Laura," rief ich, um allem Schwanken ein Ende zu machen; und die Kleine, die nicht weit davon stand, eilte vor den häuslichen hohen Rat.

Beim ersten Blick auf sie gewann ich die Ueberzeugung, daß wir ihr nichts Neues zu sagen hatten.

„Die Spitzbübin weiß alles!" bemerkte ich laut.

Laura wurde rot, wollte jedoch von gar nichts wissen.

„Wenn es sich so verhält, so tritt näher," sagte ich und faßte ihre beiden Hände, damit sie mir nicht entwischen könnte, „da ist ein großer, langer Herr, der dich liebt und dich heiraten möchte; aber er ist zu lang, und du bist ja noch ein Kind: dieser überlebensgroße Herr ist ein Doktor und heißt Lelli; du hast neulich abends mit ihm getanzt, doch du entsinnst dich seiner gewiß nicht, du weißt nicht, ob er dir gefällt oder nicht. . . ."

Sie benutzte einen Augenblick, da ich den Druck meiner Hände ein bißchen lockerte, riß sich los und lief weinend davon.

Ihre Mutter ging hinter ihr her.

* * *

Als wir uns zu dem bekannten Stelldichein nach der Wohnung des Cavaliere begaben, fühlten wir uns alle etwas beklommen, am wenigsten jedoch Laurina.

Sie drängte sich an den Arm ihrer Mutter und lächelte; sie empfand ihre Jungfrauenwürde, und diese neue Empfindung bildete ihre Stärke.

Was mich dagegen betrifft, so bin ich mir nie im Leben so dumm vorgekommen.

Der Cavaliere erblickte uns von fern und kam uns entgegen; der junge Doktor stand ganz im Hintergrunde des Zimmers aufgepflanzt, doch seine und Laurinas Augen trafen sich sofort und sprachen: „Fürs ganze Leben!“

Der Auftritt gestaltete sich viel weniger schrecklich, als ich gefürchtet; ich spielte den Unbefangenen, fast ohne es selbst zu merken, und als ich es merkte, wunderte ich mich gar nicht mehr darüber.

„Herr Doktor Lelli, der Sohn meines besten Freundes,“ stellte der Cavaliere vor.

„Wir kennen uns schon,“ rief mein Schwiegervater.

Unterdessen vergaß Frau Amalie nicht, was mit ihrem Gatten verabredet worden, und erklärte, ohne mit der Wimper zu zucken, sie habe kaum auf unsern Besuch gehofft. Diese großartige Lüge gab meiner Frau den Mut zu einer ähnlichen Leistung.

„Wir wollten eigentlich ins Theater gehen, haben es aber noch im letzten Augenblick aufgegeben.“

Der Doktor Lelli begrüßte uns einen nach dem andern mit großer Feierlichkeit.

„Mein Fräulein,“ stotterte er zuletzt und ergriff die Hand meiner Tochter.

Weiter sagte er nichts, und sie that nicht einmal den Mund auf.

* * *

„Im Frühling ist die Hochzeit,“ bestimmte etwas später mein Schwiegervater, „bis dahin wird Laurina nicht mehr zur Schule gehen, sondern dem Papa fest versprechen, die neuere Geschichte zu Hause zu studieren; und bis zum Frühling Verschwiegenheit vor jedermann!“

Verschwiegenheit!

Es war beschworne Pflicht zu schweigen.

Am nächsten Sonnabend zeigten sich Freunde und Freundinnen von der Sache aufs Schönste unterrichtet. Wer hatte geschwatzt? Wer war der Verräter? Wir sahen uns an und lachten.

Am selben Sonnabend erschien Herr de' Liberi nicht; auch während der ganzen folgenden Woche ließ er sich nicht sehen. Nicht daß er krank gewesen wäre; im Gegenteil; er trug sein Leid mit Seelengröße und befand sich ausgezeichnet.

Endlich machte er uns eines schönen Tages unvermutet seinen Besuch; er war heiter und aufgeweckt. Er gratulierte meiner Tochter und uns aufs herzlichste, drückte dem Bräutigam die Hand und zeigte uns gelegentlich seine eigne Verlobung an.

„Und die Braut?" riefen alle wie aus einem Munde, „wer ist die Braut?"

Die Braut war Fräulein Alice, eine Schulkameradin Laurinas.

„Sie ist noch das reine Kind," sagte der alte Narr mit zerknirschter Miene, „noch nicht achtzehn Jahre alt."

„Wer ist dies Fräulein Alice?" fragte mich heimlich mein Schwiegervater. „Irgend ein kleines Scheusal im Unterrock, hoffe ich?"

Weit gefehlt! Ach, die Aermste war sogar eine Schönheit!

Was Herrn Paul betrifft, so sah man ihn einige Abende unter dem Schutze des befreundeten Dunkels unser Haus umschleichen wie eine verdammte Seele; danach zog er sich wie sonst in seinen Winkel zurück und nahm heldenmütig seine Zeitung hervor.

VII.

Großvater!

Erstes Kapitel.

Der Augenblick der Abreise ist gekommen. Hastig wischt sich Laurina die Thränen ab und zeigt sich noch einmal am Coupéfenster, uns ein letztes Lebewohl zu sagen, indessen er — der Barbar! — in ungetrübter Heiterkeit aus dem Seitenfenster auf uns herniederlächelt. Auch wir lächeln noch; mein Schwiegervater, Evangelina und ich lassen alle drei krampfhaft Freudenlichter in unsern Augen leuchten. Schon freilich droht diese Illumination zu verlöschen — die Lokomotive pfeift und dampft, der Zug nimmt einen Ruck, rüttelt sich, geht ab. Ich will meiner Tochter einen letzten Händedruck geben, kann aber kaum noch ihre Fingerspitzen berühren; denn jemand ruft mir zu, ich müsse zurücktreten. Ein Weilchen noch begleite ich mit den Augen das blasse Gesichtchen, das sich in der Ferne verliert: dann sehe ich das Tüchlein wehen, das so viele Thränen hat trocknen müssen.... Dann sehe ich nichts mehr, weil auch mir ins Auge rebellische Thränen treten.

Ich drehe mich um; mein Schwiegervater und meine Evangelina, die ich einen Augenblick vergessen hatte, lächeln nicht mehr; die Illumination ist erloschen. Gibt es in diesem Augenblick einen einzigen Menschen, der lächeln kann? Ja,

sicherlich gibt es einen und das ist er, der uns unser Kind entführt, für immer.

Ich fahre fort, ins Weite zu starren; Laurina weint in einer Ecke, und er beugt sich über sie, um ihr zu sagen, daß die Mitreisenden sie beobachten, dann blickt er wieder auf und lächelt. Die Mitreisenden sind, wie ich mich vergewissert habe, nur zwei alte Leutchen; sie haben sich nicht davor gefürchtet, die Zärtlichkeiten eines Pärchens auf der Hochzeitsreise mit anzusehen, und sind sitzen geblieben, während ein junger Mensch und zwei erwachsene Fräulein mit Gebärden des Schreckens entflohen sind.

„Sie werden gute Gesellschaft haben," sagte ich; „die beiden Alten haben ein Billet bis Parma."

„Noch bessere Gesellschaft werden sie von Parma bis Florenz haben," bemerkte mein Schwiegervater mit einem schwachen Versuche, witzig zu werden, „falls sie dann allein sind."

Hierauf gab August, ohne ein Wort zu sagen, seiner Mutter den Arm, und wir gingen.

„Es war ein guter Gedanke," begann mein Schwiegervater, um die Einförmigkeit des Schweigens zu brechen, „daß wir die Freunde und Bekannten sich nicht zu weitern Glückwünschen auf den Bahnhof bemühen ließen."

„Ja, es war ein guter Gedanke," antwortete ich schnell.

Meine Frau sah sich ein Augenblickchen nach mir um und sagte gleichfalls: „Ja, es war ein guter Gedanke."

Darauf schritten wir schweigend weiter bis nach Hause. In der Thür faßte mein Schwiegervater Augusts Arm und sagte zu ihm: „Mein junger Herr Rechtsanwalt, komm mit mir spazieren; du sollst mir von der Universität erzählen, aber von der Universität ohne Examen, nur von den Studenten und nichts von Professoren."

Ueber die Lippen des Rechtsanwalts in spe flog ein Lächeln befriedigten Ehrgeizes. „Wohin wollen wir gehen?"

fragte er, grüßte die Mama und den Papa mit einem Kopfnicken und entfernte sich höchst ungezwungen am Arm des Großvaters. Wir folgten ihnen eine kurze Strecke mit den Augen; sie erschienen wie zwei alte Freunde.

* * *

Evangelina war gar nicht vergnügt gestimmt. „Unsre Kinder verlassen uns," sagte sie, sobald wir unsre Wohnung betreten hatten, und ließ sich auf ein Sofa fallen. „Wir haben so viel Sorge und Not, sie in die Welt zu setzen, sie groß zu ziehen, sie mit Liebe zu umgeben, bis sie uns eines Tages den Rücken kehren und der Stimme der Welt folgen, die sie ruft."

Fast der gleiche Gedanke war mir soeben gekommen. Ich hatte bemerkt, daß August auf der Universität gelernt hatte, den Papa und die Mama mit einer graziösen Kopfbewegung von unten nach oben zu grüßen, sobald irgend eine Gefahr vorhanden war, daß ihn jemand auf frischer That kindlicher Zärtlichkeit ertappen könnte; jetzt gerade hatte ich beobachtet, daß mein Sohn nach diesem gehaltenen Gruß, der den Vorübergehenden eine Vorstellung von seiner frühreifen Männlichkeit geben sollte, Arm in Arm mit dem Großvater vorwärts marschiert war, ohne sich nur ein einziges Mal umzukehren.

Und seit zehn Minuten beschäftigte sich der Rechtsanwalt Placidi heimlich mit der Sammlung der Verteidigungsmomente, um Augusts Sache vor dem Tribunal meiner väterlichen Nachsicht zu führen. Deshalb nahm ich die Worte meiner Frau mit einem unwillkürlichen und aufrichtigen Seufzer auf, der jedoch, als ich mich besann, so unnatürlich anschwoll und nachhallte, daß er fast komisch klang. „Du hast recht," sagte ich, „unsre Kinder verlassen uns, verheiraten sich und reisen mit dem Schnellzuge ab; oder sie

gehen auf die Universität, unter dem Vorwande, Jura zu studieren. Und sie lassen uns allein, die wir so viel Sorge und Not mit ihnen gehabt haben. . . ."

Sie lachte nicht, wie ich gehofft hatte, sondern sie bewegte melancholisch das Haupt; und ich wurde wieder ernst. „Hast du bemerkt, wie August uns grüßt, wenn es jemand sehen kann?"

„Nein, das habe ich nicht bemerkt," entgegnete ich; da machte sie es mir vor und sagte: „So hat er gemacht."

Er hatte wirklich so gemacht.

„Und nicht einmal umgesehen hat er sich!"

„Na," rief ich aus, „warum sollte er sich denn umsehen? Wir hatten uns ja in der Hausthür getrennt. . . ."

Evangelina las mit einem einzigen Blick alle meine eignen wehmütigen Gedanken und sagte kopfschüttelnd: „Wenn er nicht gemerkt hat, daß die Blicke seines Vaters und seiner Mutter ihn begleiteten, wer ist daran schuld? Früher merkte er es doch. Freilich sind auch wir daran schuld," fügte sie hinzu; „wir lassen unsre Kinder alle möglichen schönen Sachen lernen, aber ich glaube, wir thun nicht genug dafür, sie uns lieben zu lehren."

„Die Kindesliebe läßt sich nicht lehren, sie ist ein Naturtrieb."

„Und der Naturtrieb läßt sich ausbilden," gab meine Frau zurück, die in der Stimmung war, sich unglücklich zu fühlen; „August liebt uns, ich weiß es wohl; doch vor den Leuten schämt er sich dessen."

„Ich mache da einen Unterschied," unterbrach ich sie; „er schämt sich nicht, uns zu lieben, sondern nur es zu zeigen. Er glaubt, um ein ganzer Mann zu sein, wie er möchte, müßte er es vor allem scheinen; er kann noch nicht wissen, daß, um als ein Mann zu erscheinen, es genügt, einer zu sein. Um seine Männlichkeit schneller zu erreichen, beginnt er damit, vor den Leuten mit allen jugendlichen Zärtlich-

keiten zu brechen. Zärtlichkeit ist nicht Kraft, das steht ihm fest. Wie du siehst, ist dies nur eine kleine innre Wandlung, mit der die Schule nicht das Geringste zu thun hat. Wer sollte auf der Universität Vorlesungen über Kindesliebe halten?"

Das beanspruchte selbst Evangelina nicht, aber irgend etwas müßte dennoch geschehen.

„Wenn man über die Thür einer Schule," schlug ich vor, „zum Beispiel die Worte setzte: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren'?"

„Meinst du, das würde nutzlos sein? Ich glaube es nicht, seitdem August sich schämt, seine Mutter vor den Leuten zu küssen, weil er zweiundzwanzig Jahre alt ist!"

„Ein oder zwei Jahre später wird er sich nicht mehr schämen; und im übrigen wollen wir uns mit dem Wesen der Dinge begnügen: ich weiß, daß dein Sohn dich ehrt und liebt, und das genügt mir."

„Es genügt auch mir," sagte sie und wandte mir ihr melancholisches Antlitz zu; „aber ich fühle mich so einsam, jetzt, da dies arme Kind abgereist ist."

„So einsam!" murmelte ich und suchte in dem Ton dieses Wortes dessen geheimen Sinn zu entdecken. „So einsam!"

* * *

„Laura ist nicht einsam," begann ich langsam nach einem kurzen Schweigen; „Laura ist weder einsam noch ein armes Kind! Ihr Gatte ist für sie Vater, Mutter, Großvater. Er ist ein guter Mensch, und er liebt sie. Trösten wir uns."

Ich hatte Evangelinas Empfindung richtig geahnt; sie sah mich an und lächelte mir zu. „Seit Laura abgereist ist," sagte sie mit lebhafterem Ton, „steht mir immer ihr verlassenes Stübchen vor Augen. Gleich als wir ins Haus traten, wäre ich gern hineingegangen, doch mir fehlte die

Kraft dazu; jetzt hab' ich sie wiedergewonnen, komm, gehen wir." Sie nahm mich bei der Hand und wir durchmaßen die Zimmer mit eiligem Schritt. . . . Da sind wir in dem netten Stübchen, in das vor uns ein Sonnenstrahl gedrungen ist. Wir stehen einen Augenblick auf der Schwelle still und atmen kaum, um nicht das liebe Bild zu verscheuchen, das noch diesen Raum bewohnt; dann beugt sich meine Frau langsam über das Bett und verbirgt das Gesicht in das Kopfkissen ihrer Tochter.

Zweites Kapitel.

Ich blickte niedergeschlagen umher. All die wohlbekannten Gegenstände, gleichgültig gegen den Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel, sahen nicht mehr freundlich und heiter aus wie sonst; selbst die rosigen Kindergestalten, die auf den Gardinen und Bettvorhängen schwärmten, beklagten sich über ihre Verlassenheit. Ich sah ein Stiefelchen unter einem Stuhle hervorgucken und starrte träumend darauf hin. Meine Frau bewegte sich nicht; ich näherte mich Lauras kleinem Schreibtisch, auf dem einige Papiere umherlagen, und unwillkürlich sammelte ich die zerstreuten Blätter, als meine Blicke auf einige von unsicherer Hand geschriebene Worte fielen: „Meiner lieben Mama — damit sie weiß, daß ich mit meinem letzten Gedanken als Mädchen bei ihr gewesen bin."

Als ich diese zwei Zeilen las, sah ich meine Tochter deutlich an meinem Platze stehen, im Brautkleide; sie schrieb mit Handschuhen und in Hast, um nicht auf sich warten zu lassen, dann blickte sie noch einmal ringsumher, ehe sie für immer das stille Nest verließ, das ihr Vater und ihre Mutter

für sie ausgeschmückt hatten; unterdessen legte sie die Feder auf den Schreibtisch ... wo ist die Feder? Aber die Feder rollte zur Erde. ... Da ist sie wirklich!

„Evangelina!" rief ich mit bewegter Stimme. Meine Frau hob den Kopf empor, sah mich an und begann zu ahnen. „Lies!" sagte ich zu ihr, und während sie las, bückte ich mich, die Feder aufzuheben.

„Lieber Engel du!" murmelte die arme Mutter beglückt.

* * *

„Ihr letzter Gedanke war bei dir," begann ich und ließ mich auf einen Stuhl zu Füßen des Bettes gleiten; „aber der vorletzte war bei dem Papa, ich weiß es bestimmt, wenn es hier auch nicht geschrieben steht."

Evangelina fürchtete in meinen Worten eine leise Spur von Eifersucht zu bemerken und sah mich flüchtig an; doch ich beruhigte sie mit den Worten: „Zu dieser Stunde denkt sie an uns beide, und dieser arme Tropf von Ehemann bildet sich ein, weil er sie lächeln sieht, sie habe Vater und Mutter, das Vaterhaus und die Welt vergessen, um an nichts als an ihre Liebe zu ihm zu denken: so sind sie alle, die Ehemänner!"

„Lieber Engel du!" murmelte Evangelina und setzte sich mir gegenüber auf den einzigen übriggebliebenen Stuhl, zu Häupten des Bettes. Es sah aus, als ob wir eine liebe Kranke besuchten, und ich machte meine Frau darauf aufmerksam.

„Wir besuchen eine Abwesende," sagte die arme Mutter, doch jede Wolke war von ihrer Stirn verschwunden, und schon leuchteten ihre Augen wieder, indem sie in der Zukunft das Glück ihrer Tochter suchten.

„Laurina," fing ich an, „ist von Herzen gut und hat das Recht, glücklich zu sein."

„Das Glück," entgegnete meine Frau mit gesenkter Stimme, „kommt nicht immer zu dem, der es verdient. Es gibt reine Seelen, die nur zur Welt gekommen scheinen, um das Unglück schön zu machen."

Ich verscheuchte diesen abergläubischen Gedanken durch die Versicherung, Laurina würde als Gattin ein paar Fehler in ihrem Blute vom Vater her zu finden wissen . . . (— „Oder von der Mutter," unterbrach mich Evangelina lachend, und ich sprach den Zusatz nach, ohne zu lachen: — „Oder von der Mutter") . . . nur soviel, um die Züchtigung des Glückes für sich, ihren Mann und ihre künftigen Kinder zu verdienen.

„Ihr Mann ist gut," sagte Evangelina zufrieden, „ist wirklich gut . . ."

„Er hat ein Herz wie Gold und liebt unsre Tochter."

„Es ist nicht zu fürchten, daß er anders und schlechter werde, wie es mit so manchem geschehen ist; er ist ein ernster Mann . . . nur allzu ernst. . . . Siehst du," fuhr meine Frau fort, von dieser Grille festgehalten, „wenn ich aufrichtig meine ganze Meinung sagen soll, ich finde ihn zu ernst . . ."

„Wenn ich meine ganze Meinung sagen soll: ich finde ihn auch zu lang."

Sie lachte und ließ sogleich die Grille fahren. Wir überließen uns ein Weilchen unsern Gedanken und folgten dem Schnellzuge, der unsre Neuvermählten von dannen trug.

Auf einmal rief meine Frau: „Jetzt sind sie in Codogno, sie müssen bald in Piacenza ankommen."

„Du irrst," sagte ich, „sie können erst in Lodi sein."

„Wir wollen im Fahrplan nachsehen!"

„Ja, im Fahrplan!" und die arme Mutter glaubte ihrem Kinde noch nahe zu sein, wenn sie mit dem Fahrplane in der Hand nach Stunde und Minute feststellen konnte, daß unser Pärchen sich gerade auf halbem Wege zwischen Casalpusterlengo und Codogno befinden mußte. „Ein bißchen weiter als auf halbem Wege," verbesserte ich gewissenhaft.

In schweigendem Einverständnis warteten wir mit dem Blick auf der Uhr, bis der Zug in Codogno anhielt; dann sahen wir uns an, ohne an dem Ernst unsrer Thätigkeit zu zweifeln.

„Jetzt sind sie in Codogno angekommen," sagte meine Frau wichtig.

„Noch nicht," fuhr ich mit solcher Sicherheit dazwischen, daß sie lachen mußte, „der Zug hat zwei Minuten Verspätung."

* * *

Von Codogno begannen wir unsre Reise durch die Zukunft unsrer Kinder. In jenen unbekannten Gegenden ging ich voran und öffnete meiner Frau die Bahn; und wenn die mütterliche Sorge eine Furcht aufkeimen sah, wo der arglose Vater eine Hoffnung gesät hatte, so beschleunigte er seinen Schritt und wandte die Augen nach einer andern Himmelsrichtung. Doch was ich auch thun mochte, manchmal bewölkte sich unser Himmel dennoch. Für uns und die Kinder und Kindeskinder gab es hundert Wege glücklich zu werden und nur einen, es nicht zu werden; aber dieser eine galt für hundert: er hieß „das Unbekannte".

„Das Glück richtet sich nicht nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit," sagte Evangelina an einem gewissen Punkt unsrer Reise.

„Glücklich die Unglücklichen!" erwiderte ich halb ernst, halb scherzend. „Sie können hoffen!"

Und meine Frau wiederholte mit leise zitternder Stimme und völlig ernst: „Glücklich die Unglücklichen! Sie können hoffen!"

Da drang zu uns ein Geräusch nahender Tritte. Wir hatten kaum noch Zeit, ein Lächeln für den Großpapa vorzubereiten. Ich erblicke an dem Spiegel hängend das blaue Bändchen, das meine Tochter gern am Halse getragen hatte;

ich ergriff es im Vorbeigehen und steckte es in meine Westentasche. Meine Frau merkte nichts, und ich, ohne recht zu wissen warum, freute mich darüber. —

„Wo ist August?“ fragte Evangelina ihren Vater, der bei seinem Eintritt in Laurinas Stübchen irgend etwas zu empfinden schien, worüber er sich selbst wunderte.

„Er sitzt und studiert; der arme Junge hat nichts als seinen Doktor im Kopfe. — Ja, ja,“ seufzte er umherblickend, „das Bauer war niedlich, aber es fehlte das Nest darin, und die Schwalbe ist ausgeflogen sich eins zu bauen. Sagt 'mal, ihr war't wohl beide hier, um zu seufzen?“

„Fiel uns im Traume nicht ein!“ rief ich schnell. „Weißt du, alles wohl erwogen, hat Laurina eine glänzende Partie gemacht und wird glücklich sein und ihren Gatten glücklich machen.“

Mein Schwiegervater faßte erst mich, dann seine Tochter, dann wieder mich mit einer spöttischen Neugier ins Auge.

„Sie werden glücklich sein,“ murmelte Evangelina.

„Wirklich?“ fragte er, und hatte große Lust, uns zum besten zu haben; doch er konnte seine eignen Gefühle nicht besiegen und rief mit erhobener Stimme: „Ich sage euch, sie werden glücklich sein und werden Kinder bekommen! Das sage ich euch: und sie werden sie bald bekommen . . . wenigstens eins!“

„Einen Jungen?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der arme Mann treuherzig.

Ich begriff: er war jetzt leicht zu befriedigen, und um nur ein Urenkelchen zu haben, hätte er nicht mehr darauf gesehen, ob's ein Junge oder ein Mädchen sei.

Auch konnten wir seine Ungeduld nicht tadeln: mittels sorgfältiger Forschungen hatte Evangelina festgestellt, daß der verehrte Greis die . . . schon überschritten hatte . . . . Doch

gab es kein Mittel, ganz genau zu erfahren, wie alt er gerade wäre?

„Sehr alt, zu alt," erwiderte er mit einer Bewegung, als wollte er sich die Jahre von den Schultern schütteln. „Die Jahre sind wie die Pfennige, welche die Kinder in die Sparbüchse werfen; sie vermehren sich am schnellsten, wenn man sie nicht mehr zählt."

Drittes Kapitel.

Der Professor war mit seiner jungen Gattin von der Hochzeitsreise nach Pavia zurückgekehrt, wo August, der uns auch wieder verlassen hatte, schon ihrer wartete. Bei uns herrschte eine Zeitlang eine recht melancholische Stimmung. Unser verlassenes Haus, das so laut von unsern Abwesenden erzählte, war wie ein Freund in Trauer; wir liebten es sehr, aber wir flohen es instinktiv. Wir gingen gern spazieren, Evangelina und ich, und wir pflegten auf der Straße eine verlorene Spur von unsern Kindern mit größerer Freude wiederzufinden, als zu Hause. Die Laubengänge und Gebüsche der Gärten erinnerten sich freudig der Kinder, die sie nur flüchtig gekannt hatten, während im Hause jeder Winkel, der mit ihnen Versteck gespielt hatte, jedes Möbel, jede Gardine, von ihren Spielgefährten in weinerlichem Tone sprachen.

Da kam ein festliches Ereignis: die Doktorpromotion unsres August. Ich reichte ein Dutzend Gesuche um Vertagung von Terminen ein und fuhr mit meinem Schwiegervater nach Pavia, vergnügt wie ein Schulknabe, der in die Ferien geht. Ich wußte, daß mein Sohn zum Thema seiner Dissertation die „juristische Person" nach dem römischen Recht

gewählt hatte; und mit vielem Vergnügen bemerkte ich, daß er, der mit den toten Sprachen auf ebenso schlechtem Fuße stand wie ich selbst, nichtsdestoweniger verstanden hatte, alle seine Beweise durch lateinische Citate zu stützen, wie ich es zu meiner Zeit auch gethan. Eine Dissertation aus dem römischen Recht wird immer von den Studenten und auch von den Professoren mit Respekt angesehen, und vielleicht hatte mein Sohn den Gegenstand deshalb gewählt — aber nicht deshalb allein. Man bedenke: Die „juristische Person" setzt vor allem die physische Person voraus; und die physische Person, was setzt sie voraus? Hier entsteht ein Streit zwischen den Kommentatoren: die einen begnügen sich damit, daß die menschliche Kreatur lebendig geboren sei, die andern wollen sie auch „lebensfähig". Mit zweiundzwanzig Jahren hatte sich August eine feste Ansicht über diese Frage gebildet, und es war ihm nicht unangenehm, der Welt zeigen zu können, daß man im Angesicht der Doktorwürde in utroque jure ohne allen Zweifel ein vollendeter Mann ist.

Er betäubte mich wahrhaft durch die Menge von Belegstellen, die er sich im Munde zurechtgelegt hatte, um die Opponenten zu vernichten. Als ich die Rolle der beredten Gegner zu übernehmen versuchte und mein verrostetes Zitat vom Leder zog: „Septimo mense nasci perfectum partum videtur, jam receptum est propter auctoritatem Hippocratis doctissimi viri . . ." da zog ein Lächeln über seine Lippen — o gelehrter Hippokrates, welch ein Lächeln! — dann rief er: „Distinguo!" Und er machte einen so feinen Unterschied zwischen dem perfecte natus und dem partus vitalis und rief so viele zeitgenössische Autoritäten der Physiologie und Anatomie — seinen anwesenden Schwager mit eingerechnet — zu Zeugen auf, daß der doctissimus vir Hippocrates die allertraurigste Figur machte.

Und noch schlimmer wurde er bei der Disputation selbst. Als mein Sohn das schwarze Kandidatenmäntelchen auf seinen

Schultern fühlte, begriff er, daß seine Stunde gekommen sei, verneigte sich vor den Professoren, ohne jemand ins Gesicht zu blicken, und erwartete in fester Haltung den ersten Stoß. Nun sah man, wie der Professor des kanonischen Rechts dem Professor der gerichtlichen Medizin etwas ins Ohr flüsterte und dann den Kandidaten begrüßte. „Jetzt geht es los!" dachte jemand in meiner Brust, „das kanonische Recht ist der Rival des römischen Rechts; wer weiß, wo er seinen schwachen Punkt entdecken wird? Auf jeden Fall wird der Anprall fürchterlich."

„Septimo mense" — begann der Professor, jedes Wort einzeln artikulierend, „nasci perfectum videtur, jam receptum est propter auctoritatem doctissimi viri Hippocratis . . ."

Der Professor unterbrach sich, um sich zu überzeugen, daß die anwesenden Damen nicht eine Silbe verstanden hätten, und um die Sicherheit seiner Haltung durch eine Prise Tabak zu stärken; hierauf fuhr er fort: „So steht in den Codices geschrieben; aus welchen Gründen behaupten Sie also, die Lebensfähigkeit sei nicht notwendig für eine physische Person bei den Römern?"

Als ich den Opponenten gerade mit meinem Citat beginnen hörte, empfand ich die größte Lust zu lachen; allein noch überwog die Furcht, die gestrenge Miene des Herrn Professors könnte meinen Doktoranden aus der Fassung bringen. Dieser jedoch stand da, straff wie ein gespannter Bogen, bereit die Antwort loszuschießen; er blickte fest vor sich hin, dem Hippokrates gerade ins Angesicht; mich sah er gar nicht.

Während ich auf Augusts erste Worte wartete, glaubte ich schon im voraus zu hören, wie sie aus seinem Munde kamen, demütig und furchtsam . . . oder auch dreist und unüberlegt . . . alle schwiegen . . . . es war an ihm . . .

Es wurde ein Meisterstreich. Mein Sohn begann auf

lateiniſch, ganz wie der Profeſſor, und das unterbrochene Citat weiterführend ſprach er: „. . . et ideo credendum est, eum qui ex justis nuptiis septimo mense natus est, justum filium esse. — Alſo," fuhr er in italieniſcher Sprache fort, der er durch ein Lächeln des Triumphes eine höhere Würde zu verleihen wußte, „alſo wird die Autorität des Hippokrates nur angerufen, um die mutmaßliche Legitimität der Kinder feſtzuſtellen, nicht aber um die phyſiſche Perſönlichkeit zu beſtimmen. . . . Wie denn überdies dieſe auctoritas doctissimi viri," fuhr er fort, damit ihm nur ja nicht die Gelegenheit entſchlüpfte, dem Hippokrates (der ihm doch nichts gethan hatte) eins zu verſetzen, „mit Vorſicht aufzunehmen iſt . . ." (der Profeſſor des Zivilrechts lächelte, der Profeſſor der gerichtlichen Medizin gab durch lebhafte Gebärden zu verſtehen, daß er der kompetenteſte Richter über die Behauptung des Kandidaten ſei) — „weil die moderne Phyſiologie und die ſegensreiche gerichtliche Medizin (der Schlingel!) feſtgeſtellt haben, daß die phyſiſche Perſon perfekt ſein kann auch vor dem von Hippokrates angenommenen Termin. . . . Es genügt," fuhr Auguſt mit wachſender Beredſamkeit fort, „an den Fall des Fortunato Licetti zu erinnern, welcher zwei Monate vor jenem Termin geboren wurde und achtzig Jahre alt wurde. Würde für die Römer vielleicht Fortunato Licetti kein Menſch geweſen ſein?"

Der Profeſſor des kanoniſchen Rechts antwortete, gab ihm unrecht, empfing ſeine Antwort; zuletzt gab er ihm einen Wink der Zuſtimmung und ſchwieg. So hielt der Doktorand die Angriffe eines Opponenten nach dem andern aus und bedeckte ſich mit Ruhm; und als Auguſt Placidi, der Sohn des Epaminodas Placidi, als Doctor utriusque juris proklamiert wurde, ſagten mir viele, daß die Aula nicht oft ähnliche Triumphe erlebt habe. Die Beſcheidenheit verließ mich nicht ganz in dieſem feierlichen Augenblicke; aber Mühe koſtete es genug, ſie feſtzuhalten. Mein Schwiegervater da-

gegen prahlte ganz offen und sagte zu allen, die es hören wollten: „Er hat Rasse."

Doch mitten in diesen Wogen der Freude verdüsterte ein Gedanke manchmal seine Stirn; und kaum zu Hause angekommen, stellte er sich feierlich vor Laurina und sprach: „Umarme deinen Bruder! Er hat lateinisch gesprochen wie ein Meßbuch, und bitte ihn, daß er dir den Fall des Fortunato Licetti gehörig auseinandersetze."

„Was für einen Fall?"

Ich kam ihm zuvor und machte vorsichtig darauf aufmerksam, daß Fortunato Licetti ein Naturwunder gewesen wäre; doch er zuckte die Achseln.

Um einen Urenkel zu bekommen, hätte er auch ein Naturwunder nicht verschmäht!

Viertes Kapitel.

Im folgenden Herbst erkrankte mein Schwiegervater. Eines Morgens hatte er sich nach seinem gewohnten Spaziergange wieder ins Bett gelegt, weil er fühlte, daß seine Beine ihn nicht recht tragen wollten.

„Keine Angst!" rief er, als er uns ins Zimmer treten sah, „es ist eine Erkältung; sowie ich es über mich kommen fühlte, habe ich gleich gesagt: Es ist eine Erkältung; und weil sie dies alte Gestell, das ich noch ganz gut brauchen kann, nicht völlig unterkriegen soll, bin ich zu Bett gegangen. Es ist kalt heute, scharfer Nordwind, nehmt euch nur auch in acht. Evangelina, bist du hübsch warm angezogen?"

Er suchte die Sorge seiner Kinder zu zerstreuen, und

wir nahmen zum Schein die Sache leicht, um ihn unsre Angst nicht merken zu lassen.

„Du hast recht gethan," sagte ich, „und es ist vielleicht überflüssig, den Arzt holen zu lassen, denn die Sache ist offenbar von keiner Bedeutung; indessen für alle Fälle . . ."

Er widersprach; von Aerzten wollte er nichts wissen, zu Arzneien habe er nie Vertrauen gehabt.

„Ist dir jetzt besser?" fragte ihn Evangelina.

„Ausgezeichnet wohl!" sagte er mit den Zähnen klappernd.

Der Arzt kam; da er von uns unterrichtet war, er werde vermutlich nicht zum besten empfangen werden, so ging er auf den Zehen in das Krankenzimmer.

„Wenn er mich nicht haben will, gehe ich wieder," sagte er in der Thüre stehend; „ich sehe schon, um was es sich handelt. Eine Kleinigkeit! Wer solche Gesichtsfarbe hat, der trägt den Arzt zu Grabe," fügte er zu uns gewendet bei.

Nach dieser Vorrede trat er ein, und der arme Greis fand keinen Grund, in Zorn zu geraten; vielleicht war es ihm auch ganz lieb, die Meinung der Wissenschaft zu vernehmen, wenn nur der Schein gewahrt und die Ehre nicht verletzt wurde, die er darein setzte, immer gesund zu sein; jedenfalls unterwarf er sich mit genügender Geduld der ärztlichen Untersuchung. Der Doktor fühlte ihm den Puls und die Stirn und machte eine Gebärde der Zufriedenheit; er besah die Zunge und zeigte sich beruhigt, er behorchte Brust und Schultern und schien erfreut.

„Die Lunge," sagte mein Schwiegervater mit fast unmerklicher Erleichterung, „die Lunge ist im besten Zustande, aber ich fühle mich matt; das ist's, ich brauche Ruhe."

Der Arzt gab ihm recht, half ihm, sich im Bette bequem zurecht zu legen, zog ihm das Deckbett über die Brust und empfahl ihm, sich warm bedeckt zu halten. Er sprach zu ihm

wie zu einem Kinde; noch keineswegs beruhigt hielten wir den Atem an.

„Ich werde Ihnen einen niederschlagenden Trank verschreiben," sagte der Doktor; „Sie werden jede Stunde einen guten Eßlöffel voll nehmen müssen."

„Wenn er nur nicht zu süß ist."

„Er soll nicht zu süß sein."

„Sagen Sie aber diesen Kindern beileibe nicht, ich sei in Lebensgefahr: sie wären im stande es zu glauben."

Der Arzt lachte, und wir machten es nach, während wir mit ihm hinausgingen.

„Nun!" fragte ich draußen.

„Die Sache scheint an sich nicht so sehr ernst, kann es aber bei seinen Jahren werden. Wie alt ist er?"

„Wie alt ist er?" fragte ich Evangelina. — „Selbst seine Tochter weiß es nicht; doch wenn es nötig ist, können wir . . . (der Arzt machte ein Zeichen, daß es nicht nötig sei) — Die Sechzig muß er überschritten haben."

„Wir wollen das Beste hoffen," schloß der Arzt. „Heut abend wird er Fieber haben; morgen komme ich wieder. Sie müssen ihn auf meine Besuche vorbereiten und sorgen, daß er die Medizin einnimmt."

Ich begleitete den Arzt bis zur Hausthür. Als ich zurückkam, stand Evangelina schon am Lager ihres Vaters, der mit den Zähnen klapperte und den Ausspruch des Arztes in ihren Augen zu lesen suchte.

„Er hat gesagt, daß ich auf dem letzten Loche pfeife, nicht wahr? Kehrt euch nicht an ihn!"

Evangelina besaß die Kraft zu lachen.

* * *

Die Krankheit verschlimmerte sich, und am vierten Tage las ich auf dem Gesicht des Arztes, daß er nur noch wenig Hoffnung hatte, uns den teuren Greis zu erhalten. Er sprach von einer Konsultation, und der Doktor Lelli, unser Schwiegersohn, wurde telegraphisch berufen. Mit ihm kam Laurina, die in den wenigen Monaten ihrer Ehe ein ganz hausmütterliches Aussehen gewonnen hatte. Der Großvater, welcher mühsam atmete und nur mit Anstrengung sprechen konnte, fand doch einen kräftigen Ton, ein freudiges Ah! als er sie wie eine Blume auf sein Lager sinken sah; und weil beim Anblick seines Leidens Laurinas Antlitz sich verfärbte und sie kaum die Thränen zurückhielt, sagte er: „Lächle, mein Kind; das thut mir wohl."

„Großpapa! Lieber Großpapa! Wie befindest du dich?"

„Jetzt sehr gut," erwiderte der Kranke und ließ die fiebermatte Hand auf das Kissen sinken. „Wo ist dein Bruder?"

Laurina drehte sich um, uns mit einem Blick danach zu fragen.

„In Pisa," antwortete ich; „von da geht er nach Florenz, Rom und Neapel. Er wollte Italien sehen, und als Doctor utriusque ist er in seinem Recht. Wir wollen ihm schreiben . . ."

Er machte mit dem Kopf ein Zeichen, daß es nicht nötig wäre; er blieb lange stumm, wie um einige Kraft zu sammeln, ließ aber Laurinas Hand nicht los; endlich sagte er laut: „Bringst du mir gute Nachricht mit?"

Laura befragte ihren Mann durch einen Blick, legte die Lippen an das Ohr des Kranken, und wir sahen sein Antlitz sich vor Freude verklären. Er sprach nichts, sondern schloß die Augen, um das neue Glück zu genießen, und ließ Laurinas Hand nicht los.

„Wie fühlst du dich?" fragte Laura, als er sich endlich entschloß, die Augen wieder zu öffnen.

„Sehr gut; schickt die Aerzte fort," murmelte er mit kraftloser Stimme und schien einzuschlafen.

Laura stand lange unbeweglich, sie wagte nicht ihre Hand von dem liebenden Druck zu befreien, bis der Schlaf ihn von selber löste. Hierauf kam sie uns weinend entgegen.

„Was hast Du ihm gesagt?" fragte ich; und ich hatte selbst einen Schimmer von Hoffnung vor den Augen.

„Ich mußte ihn täuschen," antwortete Laura. „Armer Großpapa!"

„Es mußte sein," setzte mein Schwiegersohn hinzu.

„Du hast recht gethan!" sagte Evangelina.

Auch ich stimmte bei, daß sie wohl gethan habe — da sie nichts Bessres thun konnte.

* * *

Die Arznei meiner Tochter schien Wunder gewirkt zu haben; denn nach zwei Stunden tiefen Schlafes tönte plötzlich die Stimme des Alten mit kräftigem Ton in unser unterdrücktes Flüstern: „Laurina!"

Und das gute Geschöpf nahm sich rasch zusammen, ihre unschuldige Lüge aufrecht zu erhalten, und eilte an das Lager des Kranken. Er blickte ihr mit einer Art Angst ins Gesicht, dann fragte er unsicher: „Habe ich geträumt, oder ist es wirklich wahr?"

„Es ist wahr."

„Kinder," schrie jetzt der Alte mit so klarer Stimme wie in gesunden Tagen, „ich sage euch, ich bin geheilt, und morgen stehe ich auf; oder vielmehr, ich will jetzt gleich aufstehen!"

Er machte Miene, ein Bein aus dem Bett zu strecken, doch gelang es uns noch glücklich, ihn zurückzuhalten.

„Ich verstehe," sagte er sanft, „es ist nicht schicklich vor den Damen; ich werde bis morgen warten."

Allein am nächsten Tage fühlte er sich schwächer, und die Aerzte fanden seinen Zustand verschlimmert, obgleich er versicherte, er befände sich äußerst wohl. Jetzt begann ein hartnäckiger Kampf, der mehrere Tage währte, zwischen der Krankheit und dem Willen des Alten; endlich schien er zu unterliegen, und die Angst schnürte uns die Brust zusammen — da riß er uns plötzlich wieder aus dem Schweigen der Verzweiflung mit einem hoffnungsvollen Wort: „Habt keine Angst!“

Bald darauf endigte der Kampf, und das Leben gewann wieder die Oberhand. Schon kehrte eine leise Hoffnung in unsre Herzen zurück, und wir hörten mit gläubigem Ohr, was unser teurer Kranker sagte und was wir selbst sagten — da verscheuchte ein röchelnder Seufzer jede frohe Täuschung. Die Beklemmung begann von neuem. Nach einer qualvolleren Nacht als je vorher rief eines Morgens — es war ein schöner Oktobermorgen — der Alte durch einen Wink uns alle an sein Bett. Er schien ruhig; die Heiterkeit eines neuen Lebens lag auf seinem eingefallenen Antlitz.

„Wie fühlst du dich?“ fragte ich.

„Gut,“ antwortete er; und ohne Bitterkeit setzte er hinzu: „aber es ist zu Ende.“

Ich wollte lachen, Evangelina und Laura wollten weinen, doch er zwang uns, ihm in die Augen zu sehen.

„Ich habe genug gelebt,“ sagte er langsam, „ich kann mich nicht beklagen; ich bin glücklich gewesen und scheide zufrieden.“

Dann streckte er den Arm mühsam aus, als wenn er etwas suchte. Einer nach dem andern legten wir unsre Hand in die seine und empfingen ihren schwachen Druck. Er sagte jedem von uns ein liebevolles Wort. Zu mir sprach er, und ich schäme mich nicht es zu sagen: „Du bist ein guter Mensch.“ Zu seiner Tochter sprach er: „Du sollst

mir die Augen schließen, wenn ich tot bin, und sollst mir einen Kuß geben, ich werde ihn noch fühlen." Und zu Laurina sagte er mit einem schmeichelnden Flüstern, das uns ins Herz schnitt: „Du wirst ihm von mir erzählen und ihn lehren, mich ein bißchen lieb zu haben."

Er sammelte ein wenig seine Kraft und fragte: „Wo ist August?"

„In Neapel; wir haben ihm geschrieben, daß du unwohl bist . . . er wird kommen . . ."

„Ich bin wohl," murmelte er, „sagt ihm, daß . . ." Er konnte nicht weiter reden; eine Art Erstarrung schnitt ihm die Worte ab.

„Großpapa!" rief Laurina und drückte immerfort seine Hand, die von der Krankheit weiß und fein geworden war.

Wir standen über sein Bett geneigt; noch weinten wir nicht. Der Alte öffnete die Augen wieder und sah Laura fest an. „Armes Kind!" sagte er, und das war sein letztes Wort. Seine Lippen schlossen sich zu einem Lächeln, das aus einem andern Leben stammte.

„Er weiß alles!" rief meine Tochter und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Fünftes Kapitel.

Ich erinnere mich deutlich: mein Schwiegersohn und ich suchten ihm eine Grabstätte im Freien aus und pflanzten mit eignen Händen einen Rosenstrauch darüber; als wir dann die Entdeckung machten, daß der teure Greis mit achtzig Jahren gestorben war, kam mir sein Gleichnis von der Sparbüchse und den Jahren in den Sinn: ich setzte es

fort und sprach zu mir selber: „Die Sparbüchse ist zerbrochen!“ Ich erinnere mich auch eines Sperlings, der in der Kirchhofsallee am Begräbnistage hüpfte; das aber ist mir aus dem Gedächtnis entschwunden, was in meinem Herzen vorging bis zu dem Tage, an dem in unserm eingeschlummerten Hause langsam und melancholisch wieder ein Wunsch, eine Hoffnung, ein froher Gedanke aufzuleben begannen, und dann nach und nach all die Pflichten, die Sorgen, die Freuden, alles was unsern teuren Entschlafenen zum Grabe begleitet hatte.

Ein Brief von August zerbrach zuerst den lähmenden Bann, den das frische Grab auf unsre Herzen gelegt. Von den Wundern des Golfs von Neapel zu einem ganz neuen Schwunge fortgerissen, suchte er in einem Stil, der mit der gerichtlichen Beredsamkeit nichts gemein hatte, den Eltern seine eigne Begeisterung verständlich zu machen und den Großvater zu sich zu locken. „Lieber Großpapa,“ sagte er in einem Postscriptum, das ihm allein gewidmet war, „Du bist nicht alt, Du bist noch großer Thaten fähig; hier schlage ich Dir eine vor: schicke mir telegraphisch ein einziges Wort, und dies soll sein: ‚Erwarte mich!‘ und ich werde Dich erwarten, und wir wollen zwischen dem Posilipp und Sorrent ein so herrliches Leben führen, daß wir die Eltern zwingen werden, auch nachzukommen. Wenn Du das Telegramm nicht schickst, reise ich in acht Tagen ab.“

Da brach Evangelina in Thränen aus, und ich schluchzte, um sie zu trösten. Wir hatten nicht gewollt, daß die traurige Nachricht unsern Sohn allein in einer fremden Stadt träfe und ihm den langen Rückweg zur Qual machte; deshalb hatten wir ihm nichts geschrieben. Wir glaubten damit richtig gehandelt zu haben; jetzt aber empfanden wir doch Gewissensbisse über unser Schweigen.

„Es ist grausam,“ sagte Evangelina, „daß wir den armen Jungen solche Briefe schreiben lassen.“

Ich dachte ein wenig nach und fragte mich, ob es wirklich grausam wäre und gegen wen. Evangelina trocknete ihre Thränen, setzte sich traurig an den Schreibtisch und schrieb hastig auf dem ersten besten hergerafften Bogen an ihren Sohn. Ich stand dabei und fuhr fort mich zu fragen, ob unser Schweigen eine Grausamkeit gewesen und ob die schwarzen Reihen, die Evangelinas zitternde Hand aufs Papier warf, von besserem und klügerem Sinne eingegeben wären.

Evangelina hatte schnell die erste Seite vollgeschrieben und wollte das Blatt umwenden, um fortzufahren — da fand sie es bedeckt mit den prächtigen Buchstaben eines Schreibers vom Rechtsanwalt Volli, meinem Gegner in einem Prozeß um eine strittige Wiese, und unterschrieben mit einem Tintenklex, der den Namen des Advokaten selbst vorstellte. Da stutzte meine Frau, legte wie auf ein verabredetes Zeichen die Feder weg und sagte, es wäre vielleicht besser, weiter zu schweigen, bis August zurückkäme.

„Ja, es ist besser," sagte ich.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür hinter unserm Rücken, und es erschien der Doktor Lelli, unser Schwiegersohn. Die unerwartete Erscheinung erschreckte uns beide.

„Ein Unglück!"

„Durchaus nicht," sagte er mit ernstem Lächeln, „sondern — August wird morgen kommen."

„Morgen! Und uns schreibt er, er wolle in acht Tagen kommen?"

„Er kommt morgen oder heut abend," versicherte mein Schwiegersohn.

„Er ist schon angekommen!" stammelte ich.

„Er ist hier!" rief die Mutter freudig.

Er war noch näher, als sie hoffte, er stand dicht hinter

der Thür, und einen Augenblick nachher fühlte sich Evangelina von zwei kräftigen Armen umschlungen.

Eine tiefe Traurigkeit herrschte in Augusts Wiedersehensfreude. „Woher kommst du . . .?" fragte ich. Und er antwortete: „Ich bekam einen Brief von meiner Schwester und ahnte alles; ich konnte nicht fern vom Hause bleiben in den Tagen des Kummers."

Weiter sagte er nichts; er wünschte das vereinsamte Zimmer des Großvaters zu sehen, und stand lange, das Bild des Greises betrachtend; dann ging er, ihn auf dem Kirchhof zu besuchen. Er that dies alles mit einem ungewohnten Ernst; und ich begriff, daß der erste große Schmerz seines Lebens auf einmal alles in ihm reifte, was sonst vielleicht noch lange zurückgeblieben wäre.

Mein Sohn ist Mann geworden.

Sechstes Kapitel.

Mein Sohn ist nicht nur Mann, er ist auch Advokat geworden. — Eines schönen Tages reichte er auf einem Stempelbogen seine Bewerbung ein und sprang kühn über den letzten Graben, der ihn noch vom Gericht trennte, indem er den Eid leistete, ein Schützer der Witwen und Waisen sein zu wollen.

Und wiederum eines Tages geschah es, daß August, nachdem er mit dem Talar bekleidet das ganze Haus im Kreise durchwandert, um ihn mit Würde tragen zu lernen, dieses kostbare Gewand dem alten Portier anvertraute und sich aufs Gericht begab, woselbst er noch vor dem Talar anlangte. Es handelte sich um einen schweren Diebstahl. Der Angeklagte, ein Spitzbube erster Sorte, mehrfach rückfällig,

konnte vernünftigerweise nicht hoffen ohne ein paar Jährchen Zuchthaus durchzuschlüpfen.

„Höre," hatte ich zu meinem Sohne gesagt, „wenn du einen Angeklagten verteidigst, frage weder ihn noch dich selbst, ob er schuldig ist oder nicht; suche dir vielmehr auf jeden Fall einzureden, er sei unschuldig. Die Beweise, durch welche der Mensch sich selbst zu überreden weiß, sind allemal die glücklichsten, neuesten, feinsten. Vor allen Dingen aber mache dir keine falschen Skrupel; und wenn du an eine absolute Wahrheit glaubst, so suche sie doch wenigstens nicht vor Gericht. Die absoluten Wahrheiten des Gerichtes waren zu meiner Zeit diese zwei: daß die Wahrheit für einen Advokaten immer relativ, und daß die menschliche Gerechtigkeit ein gebrechlich Ding ist. In diesen letzten Jahren freilich hat man noch eine dritte Wahrheit entdeckt: jedes Verbrechen ist ein Denkfehler, welcher von einer Unregelmäßigkeit der Schädelbildung, höchstens der Gehirnmasse abhängt. Die gerichtliche Medizin bemüht sich durchzusetzen, daß alle schaudererregenden Verbrechen nur dann bestraft werden, wenn sie von anständigen Leuten begangen sind, weil man vernünftigerweise voraussetzen muß, daß deren ‚Organismus' in Ordnung sei und daß die Uebelthat eines tugendhaften Menschen in ihm selbst ihre Quelle habe: bei den Spitzbuben dagegen steckt die Schlechtigkeit in der Schädeldecke, in der grauen Substanz, in der Hirnhaut oder wer weiß wo sonst, nur nicht in ihnen selbst."

August lächelte nur leichthin und erwiderte: „Für mich existiert der Angeklagte gar nicht; es wird eine Klage angestellt, und ich bemühe mich eine Verteidigung ihr entgegenzustellen, die Gerechtigkeit mag hören und wägen."

Mit Staunen mußte ich merken, daß er mit der Erkenntnis anfing, bei der ich zuletzt erst durch die Macht der Gewohnheit angekommen war!

An diesem Tage wußte oder ahnte der Portier allein

(zu seinem wahren Kummer), daß der Rechtsanwalt Placidi senior mitten unter dem profanen Volk, das der Verhandlung zuhörte, stand, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und einen Schlächtergesellen vor sich aufgepflanzt. So gedachte er den Triumph des Rechtsanwalts Placidi junior mit anzusehen, ohne doch diesen durch seine Anwesenheit in Verwirrung zu bringen. Der Metzger war ein kleiner Kerl und also naturgemäß unruhig; er zappelte auf den Fußspitzen umher und ließ sich dann entmutigt wieder auf mich als seine Basis zurückfallen: doch nicht das war es, was mich die Qualen des Fegefeuers erdulden ließ, wohl aber spannte der Staatsanwalt mich auf die Folter, erst mit seinen unnützen Fragen an die Zeugen, dann mit seinen schrecklichen Schlußfolgerungen. Endlich schwieg er und setzte sich nieder, dem Rate gemäß, den ihm mein junger Schlächter mit halblauter Stimme erteilte. „Die Verteidigung hat das Wort," sagte der Vorsitzende.

Jetzt hoben sich alle auf die Zehen, um meinen Sohn zu betrachten, und ich that dasselbe. Er stand da, ruhig, unbefangen, prächtig anzusehen in seinem neuen Talar; neben mir bemerkte Einer, er scheine ihm noch zu jung; doch der Schlächtergeselle drehte sich um und versicherte ihm, das sei ganz gut.

„Meine Herren," begann August und suchte zum Schein einige Blätter zusammen, um der allgemeinen Aufmerksamkeit zur völligen Sammlung Zeit zu geben; dann wiederholte er: „Meine Herren! . . ." Er erklärte ruhig, daß er sich glücklich schätze, seine Laufbahn als öffentlicher Verteidiger mit einer so leichten und so schönen Aufgabe beginnen zu dürfen, nämlich der Zurückweisung einer unbegründeten Anklage und dem Erweise der Unschuld eines Unglücklichen.

Das war eine hübsche Wendung und gefiel allen; doch was darauf folgte, war noch schöner: „Ich fühle das Be-

dürfnis, für mich selbst um große Nachsicht zu bitten; für den Unglücklichen aber, der auf jener Bank sitzt, fordere ich nichts als Gerechtigkeit."

Man mußte bei diesen Worten meinen Schlächtergesellen sehen und besonders ihn so dicht vor sich haben, um seine Gefühle zu begreifen! Doch ich achtete nicht mehr auf ihn; in diesem Augenblick hätte er ungehindert auf jeden beliebigen Teil meines Körpers klettern können, und daß er es nicht that, dafür spreche ich ihm hiermit meinen aufrichtigen Dank aus. Ich war so glücklich wie nie zuvor; ich überließ mich mit einer Widerstandslosigkeit, deren ich mich kaum für fähig gehalten hätte, allen Versuchen der Eitelkeit; ich sagte auch wie einst mein Schwiegervater: „Er hat Rasse!"

Mein Sohn redete ohne Pause eine starke halbe Stunde; er hatte eine gute Betonung, eine wohlklingende Stimme, eine lebhafte und doch gemäßigte Gestikulation; manchmal legte er geschickte Kunstpausen ein; er machte es — darf ich es ohne Vorwurf aussprechen? — er machte es fast wie ich: und er versprach — das darf ich sagen! — er versprach, es in der Folge noch besser zu machen.

Als er ausrief, ein liebender Vater, ein musterhafter Gatte wie der, welcher hier auf der Bank der Erniedrigung sitze, müsse seiner Familie wiedergegeben werden, da durchlief ein Beifallsgemurmel das Publikum, und der Präsident mußte mit der Räumung des Saales drohen. Ach, warum war mein Schlächtergeselle nicht mehr da, diesen Triumph zu besiegeln! Er war kurz vor dem Schluß der Rede fortgegangen; nachdem er zweimal eine dicke silberne Uhr unter der blutigen Schürze hervorgeholt und befragt hatte, nachdem er noch auf der Schwelle des Ausgangs ein Weilchen gezögert, hatte er der Stimme der Pflicht gehorchen müssen, die ihn zum Schlachthause rief.

Der erste Klient meines Sohnes wurde freigesprochen. Er kam eines Tages mit Thränen in den Augen, seinem

Verteidiger zu danken, und schied mit dem Versprechen, sich die empfangene Wohlthat ins Herz schreiben zu wollen, um nie wieder mit dem Zuchthause zu thun zu bekommen. Allein der Mensch ist schwach, und die Sünde ist stark. Mit den besten Absichten von der Welt konnte der Aermste doch den zweiten Teil seines Versprechens nicht halten; er beging ein noch gröberes Verbrechen als das frühere und wurde ins Zuchthaus gesteckt, wo er sich noch befindet. Ich bin geneigt zu glauben, den ersten Teil des Versprechens habe er leichter zu halten vermocht und habe seinem ersten Sachwalter eine ewige Dankbarkeit bewahrt; ganz sicher jedoch bin ich meiner Sache nicht.

Siebentes Kapitel.

Die Dinge gestalteten sich äußerst günstig für meinen Sohn; dank meiner Lebensarbeit brauchte er keinen der Stürme zu bestehen, welche seinerzeit den Rechtsanwalt Epaminondas gerüttelt hatten. Er brauchte sich nicht hinzuquälen in der unruhigen Erwartung des ersten Klienten; er brauchte nur im Büreau seines Vaters unter den fünfzig alten und neuen Prozessen zu wählen, die ich sachte auf den verschlungenen Pfaden des Rechtsganges vorwärts schob; er konnte sich, wenn er wollte, eine Sache ganz für sich nehmen oder auch von einer zur andern übergehen und am nämlichen Tage eine Vorladung, eine Vertagung, eine Berufung bearbeiten. So that er und wurde mir in kurzer Zeit ein wertvoller Mitarbeiter.

Da ich bemerkt hatte, daß er den meisten Geschmack am rednerischen Auftreten fand, so überließ ich ihm gern diese Thätigkeit; wir machten die Vorarbeiten gemeinsam,

stellten das Material für die Verteidigung unsres Klienten zusammen, aber meistens hielt er die Rede vor den Herren Richtern und den Herren Geschworenen. Er sprach gut mit einer schönen Baritonstimme, die noch nicht wie die meine durch etwas Heiserkeit beeinträchtigt wurde. Im Anfang seiner Rede setzte er die Sachlage mit Ordnung und Ruhe auseinander, dann wurde er allmählich immer wärmer und ging fort bis zu einer Leidenschaft, die unbezähmbar schien; doch plötzlich gegen das Ende dämpfte er seine Glut, und dieser rasche Uebergang vom Sturm zur Ruhe machte, man muß es sagen, eine bedeutende rednerische Wirkung. Seine letzten Worte wurden langsam und so leise gesprochen, daß Geschworene, Richter und Publikum alle Aufmerksamkeit zusammennehmen mußten, um sie zu verstehen. So schloß er mitten in einem theatralischen Schweigen.

Von wem hatte er diese Redekunst gelernt? Von mir nicht. Meine Methode war eine ganz andre. Ruhig von Anfang bis zum Ende, leidenschaftslos und bei Gelegenheit witzig, nahm meine Beredsamkeit nur am Schlusse einen starken Aufschwung; meine Stimme, sanft bei der Einleitung, scharf und spitz bei der Darlegung der Thatsachen, schwoll nur einen Augenblick, beim Schlusse, zum Donner an. Das war meine Methode, und ich hatte diese immer für die beste gehalten. Und auch als August den ersten herben Zweifel in meinem Geiste zu wecken begann, ob es nicht doch eine noch geschicktere Art der gerichtlichen Rede als meine gebe, beharrte ich in der Weise, deren ich mich so lange Zeit bedient hatte.

„Herr Rechtsanwalt," sagten die befreundeten Kollegen zu mir, „wissen Sie, daß Ihr Sohn Ihnen Ehre macht? Fortes creantur fortibus . . ."

Ich wies dies verführerische Latein mit der allerfalschesten Bescheidenheit zurück, einer Bescheidenheit, welche die Eitelkeit in Person ist.

„Wahrhaftig!“ beharrten die Freunde, „es sagen alle, seit langer Zeit hat man nicht eine so elegante, lichtvolle, wohlgeordnete Redeweise vor Gericht gehört, eine Haltung von so viel . . .“

Hier schien mir, wahrhaftig, daß ihr Lob das Maß überschreite; elegante, lichtvolle, wohlgeordnete Reden hatte man immer vor Gericht gehört; ich selbst hatte gestern fünf Viertelstunden lang gesprochen . . .

Den schwersten Schlag empfing ich ein andermal durch eine Thür hindurch, und der Portier war es, der ihn mir versetzte. Ich war zu spät in die Sitzung gekommen und legte ein Auge und ein Ohr an die halbgeöffnete Thür des Saales; mein Sohn hatte gerade in diesem Augenblick seine Verteidigung beendet, und es machte mir Freude zu hören, wie sie beurteilt würde. Und da drang in mein Ohr das Wort, das mir durch und durch ging, das Wort, das der Portier im Vertrauen zu einem Korporal der Infanterie sprach: „Sein Vater,“ sagte der Portier mit dem salbungsvollen Tone, der dieser Menschenklasse eigentümlich ist, „sein Vater sprach wohl auch ganz gut, aber der da . . .“

„Der da“ war mein Sohn!

In dem Kampf, der sich jetzt in meiner Seele zwischen der Eitelkeit und der Vaterfreude erhob, schien anfangs die Eitelkeit zu siegen; doch nur weil der Gegner sich mit eignen Händen schlug.

Man stelle sich das Musterbild von einem Vater vor, der sich selbst bei folgendem halblauten Ausruf ertappt: „Mein Sohn! Muß es gerade mein Sohn sein, der mich in Schatten stellt! Wenn es ein andrer wäre, meinethalben!“ und andre solche Zärtlichkeiten!

Ich kannte die verschiedenen Stufen des Neides und wußte, daß er desto heftiger wird, je näher die Menschen einander sind: der Neid, mit dem mich mein nächster Nachbar, der Wechselagent im gleichen Stockwerk, beehrte, war

stärker als der Neid der Hausgenossen eine Treppe tiefer oder der Leute im Hause gegenüber, und so fort durch Kollegen, Freunde und Bekannte hindurch bis hin zu dem etwas verblaßten, doch immer noch zum Wiederaufleben bereiten Neide der Einwohner meines Heimatstädtchens. Aber daß sich zwischen Vater und Sohn auch nur ein Schatten dieses böswilligen Affekts drängen könnte, das hatte ich nie geargwohnt, und ich hatte mich so sicher gefühlt vor Augusts Eifersucht, wie ihn vor der meinen, als wenn einer von uns (lieber ich!) in die andre Welt gegangen wäre ... oder wenigstens zu den Antipoden. Es war also eine schmerzliche Entdeckung, die ich damals in meinem Vaterherzen machte, und ich eilte mich selbst zu bestrafen, indem ich allen, die ich an diesem Tage im Gerichtsgebäude traf, Advokaten, Staatsanwälten und Richtern, erklärte, der Rechtsanwalt Placidi senior sei ein überwundener Standpunkt und erwarte keine andern Siege vor Gericht mehr, als die seines Sohnes.

„Er wird Ihnen Ehre machen!" entgegnete man mir.

„Er wird meine Ehre beseitigen," versicherte ich lächelnd; „doch ich bin darauf vorbereitet."

Darauf erklärten Advokat, Richter und Staatsanwalt, das könne nie geschehen, meine Ehre und mein Ansehen seien ... mein Wort müsse immer ... und ich bemerkte noch einmal das melancholische Lächeln meiner Eigenliebe.

Es kam aber ein Tag, an dem meine Eigenliebe kein Lächeln mehr hatte, weil sie sich keine Illusionen mehr machte. Mein Sohn ward so berühmt wegen seiner Redekunst, daß er mich unbedingt in den Hintergrund drängte, und ich faßte den Entschluß, damit ich nur etwas von dem Glanz meines Ruhms rettete, fortan gar nicht mehr vor Gericht zu sprechen. Das war ein feiner Schachzug, und ich lache darüber noch mit August, der es erst nicht zugeben wollte; ja, es war ein feiner Zug, ein wahrer Meisterzug.

Mein Schweigen brachte mir in kurzer Frist all meinen Rednerruhm zurück, und die Triumphe meines Sohnes vermehrten ihn nur; denn je höher Auguſt stieg, desto mehr erhoben mich diejenigen zum Himmel, die mich früher gehört hatten, ganz besonders aber die, welche mich nie gehört. Mehr als einmal mußte mein Sohn nach einer glänzenden Verteidigungsrede neben sich diese Worte ziscbeln hören, die mir schmeichelten, obgleich sie logen: „Man muß seinen Vater gehört haben!“

Er aber, statt sich zu ärgern, versicherte, es wäre ganz der Wahrheit gemäß; er sagte es zu allen, er sagte es zu mir selbst. Ich war fast in Versuchung, es zu glauben.

Achtes Kapitel.

Wir waren mit Geduld gerüstet. Die Philosophie, die Physiologie, das Beispiel des Großvaters und unser eignes Beispiel, alles trug dazu bei, uns jene heitre Ruhe zu geben, die nützlich bei vielen Vorfällen des Lebens und unerläßlich ist in unsern Beziehungen zum himmlischen Vater. Ich hatte zu Evangelina gesagt: „Du warst zwanzig Jahre alt, als dir die erste Idee von Auguſt kam ... entsinnst du dich? Ebenso wird es Laura machen; ehe sie nicht zwanzig Jahre alt ist, wird sie zu nichts kommen; und es ist am besten so: ihr Epaminondas wird desto kräftiger sein.“

„Ich hoffe doch,“ hatte Evangelina erwidert, „du wirst es dir nicht in den Kopf setzen, ihn Epaminondas zu taufen?“

Hierauf hatte ich feierlich zurückgegeben: „Die Schuld der Väter soll von den Kindern gesühnt werden ...“

Inzwiſchen hatte Laurina ihr zwanzigſtes Jahr vollendet und konnte ſich noch immer nicht entſchließen, uns zu Großeltern zu machen. „Es iſt nichts damit," ſagte ich eines Tages; „wenn wir einen Enkel haben wollen, bleibt uns kein andrer Ausweg, als mit Auguſt ein Wörtchen im Guten zu reden und ihn in eine Schlinge fallen zu laſſen."

„Das ſoll heißen . . .?"

„Ihm eine Frau zu geben."

Die Idee war nicht ſchlecht, aber — während wir ſolche Verzweiflungspläne ſchmiedeten, hatte Laurina ſchon alles gethan, uns zufriedenzuſtellen . . .

* * *

Ich fand jetzt meinen Schwiegervater in mir ſelbſt wieder; ich verſtand jetzt alle die Sonderbarkeiten der eiferſüchtigen Liebe des Großvaters zu meinen Kindern; ich fühlte den Keim jener Theorie ſich in meinem Gehirn entwickeln, die mir der gute Alte ſeinerzeit vergebens zu beweiſen geſucht hatte: unſre Kinder gehören mehr dem Großvater von mütterlicher Seite als dem Vater ſelbſt. Mein Schwiegerſohn ſollte nur probieren, ſeine größern Rechte auf den zu erwartenden Sprößling zu rühmen!

Sicherlich erträgt das Weib die Freude beſſer als der Mann, was nicht beſagen ſoll (wie unſre Eitelkeit verſucht ſein könnte ohne weiteres Nachdenken hinzuzufügen), daß wir Männer den Schmerz beſſer ertrügen. Wenn wir nicht verſchmähten, die der menſchlichen Natur gegebenen Ventile häufiger zu öffnen, nämlich das Lachen und das Weinen, würden wir wohl ebenſo ſtark als unſre Frauen ſein, vielleicht noch ſtärker, doch ich beſtehe nicht darauf.

Evangelina ſah mich aus ihrer Ecke mit einem jener Blicke an, mit denen ſie alle meine Gedanken untrüglich zu leſen verſtand. Ich fühlte das ſo gut, daß ich mich in einem

bestimmten Augenblick auf einmal schroff in mich selbst verschloß und eine verdrossene und gleichgültige Miene annahm, nur damit sie mir nicht einen heimlichen Entschluß, den ich gefaßt hatte, von der Stirn läse.

„Wohin gehst du?“ fragte mich meine Frau eine Stunde später.

„Ich thue einen Gang aufs Gericht und komme gleich wieder; und du?“

„Ich will auch einen Gang thun.“

Doch sie sagte nicht, wohin, und ich forschte nicht weiter, um mir selbst eine zweite Frage zu ersparen. Wir gingen zusammen fort, und ich begleitete Evangelina ein gutes Stück. Sie war die erste, welche sagte: „Ich muß nach dieser Seite gehen.“

„Ich nach jener. Auf Wiedersehen . . .“

„Wann?“

„In ein paar Stunden.“

Wir trennten uns an der Ecke einer Querstraße.

Wir hatten eine Gewohnheit von Liebenden und Neuvermählten bewahrt, uns nach der Trennung immer noch einmal umzusehen, und obgleich wir jetzt alt waren, verfehlten sich unsre Blicke nie. Ich drehte mich genau mit ihr zugleich um, und bei diesem stummen Gruße (ich bitte alle ernsthaften Leute um Entschuldigung) fand ich in der gewohnten Zärtlichkeit einen heimlich bitteren Beigeschmack wegen meiner kleinen Täuschung. Ja, denn ich hatte die Unwahrheit gesprochen, und statt aufs Gericht zu gehen, begab ich mich einfach zum Kirchhof.

Ich hatte meiner Frau keine trüben Gedanken erwecken wollen; sie hätte wahrscheinlich darauf bestanden, mich auf diesem Gang zu ihrem Vater zu begleiten, und ich wußte aus Erfahrung, wie diese Besuche zu enden pflegten. Ich meinerseits fühlte mich stark; ich war im stande die Wehmut durchzukosten, ohne mich von ihr überwältigen zu lassen.

Ueberdies hatte ich das Grab lange nicht besucht — wer konnte wissen, von wieviel verdorrten Zweigen der Rosenstrauch zu reinigen war? Ich wanderte mit starken Schritten, jetzt, da Evangelina mich nicht mehr sehen konnte.

„Du bist Großvater!“ sprach jemand zu mir; „Großvater! Versuche dir dies Wort wiederholen!“ Und ich versuchte es. „Du beginnst jetzt dein Leben zum drittenmal; du glaubtest fast es abgeschlossen zu haben, nur noch eine Zahl in der Welt zu bedeuten: jetzt aber hast du ein neues Ziel: die Wiege eines andern Sohnes.“ Das Bild des Rosenstrauches war verschwunden, ich sah im Geiste nur noch das Grab meines Schwiegervaters, doch das hatte weiße Vorhänge wie eine Wiege. —

Wenn ich träume, gerate ich ins Laufen. — Laurina hat mich einmal darauf aufmerksam gemacht — heute hatte ich den Schritt eines Jünglings von zwanzig Jahren; nichtsdestoweniger erreichte ich wegen des Umwegs, den ich machen mußte, den Kirchhof später als meine Frau. Ja, wahrhaftig, die Aermste hatte den nämlichen Gedanken gehabt wie ich; und da war sie vor mir und wandelte zwischen den Gräbern!

Sogleich hielt ich an und blickte nach dem Ausgange; doch sie merkte meine Nähe, drehte sich um und lächelte mich an. Welche Freude! Sie konnte noch lächeln, sie war nicht zu niedergedrückt von ihrer Trauer! Ich holte sie ein und legte mit großer Wichtigkeit ihren Arm in den meinen, ohne ein Wort zu sagen, während sie mir nach den Augen blickte, sich an meinem komischen Zorn zu ergötzen. „Meine Dame!“ begann ich mit tragischem Ton.

„Mein Herr!“ antwortete sie mit lispelnder Stimme.

Da wollte ich lachen, doch Evangelina beeilte sich, mir mit ihrer gewöhnlichen Stimme und Art zu sagen: „Um Gotteswillen sei still; wir sind auf dem Kirchhof!“

„Ja, es ist wahr,“ murmelte ich, „wir sind auf dem

Kirchhof. Doch sage nur," fügte ich hinzu, meine Stimme achtsam dämpfend, „wie bist du nur auf denselben Gedanken gekommen wie ich?"

„Wie bist du auf meinen Gedanken gekommen?"

„Und wie hast du es angestellt, vor mir herzukommen?"

„Das ist ein Geheimnis," antwortete sie halblaut.

„Ich begreife es wirklich nicht, wir hatten alle beide einen Umweg zu machen, und ich habe doch längere Beine als du?"

„Ich will dich nicht auf die Folter spannen," sagte sie mit einer Miene, als wollte sie mir ein tiefes Geheimnis beichten, „ich bin gefahren."

Ich schlug mir vor die Stirn und rief, als wäre mir eine höhere Offenbarung geworden: „Jetzt begreife ich!"

„Welche Fassungskraft!" schloß meine Frau. Jetzt war es unmöglich, das Lachen zurückzuhalten; doch wir lachten mit Mäßigung.

„Wir sind so alt," bemerkte meine Frau, „wir sind fast Großeltern, und wir treiben es wie die ungezogenen Kinder und beleidigen vielleicht die Toten."

„Mache dir darum keine Gewissensbisse," antwortete ich, die Stimme erhebend, damit sie bis zu den nächsten Gräbern ertönen könnte, „wenn die Toten uns hören können, werden sie sich dieser hellen Heiterkeit freuen, die ihre Ruhestätten besucht. Man kommt so oft auf den Kirchhof, um den Toten zu sagen, daß man unglücklich sei und sich gerne bald mit ihnen vereinigen möchte; sie werden froh sein, zu erfahren, daß man im Leben noch liebt und daß man, solange man liebt, nicht ganz unglücklich sein kann."

Evangelina drückte meinen Arm, um mir für diese Worte zu danken, und machte sich dann von mir los, um ein Kreuz aufzurichten, das als Zeichen auf ein frisches Grab gesetzt war. Dann gingen wir schweigend weiter.

„Ich habe ihm ein paar Blumen mitgebracht," sagte

Evangelina auf einmal und zeigte mir einen Veilchenstrauß, den sie unter dem Mantel hielt. Ich nahm ernsthaft die Veilchen aus ihrer Hand, und indem ich den Duft einsog, blickte ich ihr in die Augen. Sie war nicht traurig, ihre Stimme zitterte nicht, noch aber war ich nicht sicher, ob nicht am Grabe ihres Vaters . . .

Da ist es . . . da ist die Trauerweide, welche die kleine Säule verbirgt, an deren Knauf sich zwei Kränze verflechten: „Meinem Vater, meinem Großvater . . ."

Evangelina kniete an dem Grabe nieder, ich blieb hinter ihr stehen und suchte mit den Augen die dürren Zweige an dem blühenden Rosenstrauch. . . . Bald darauf wandte meine Frau sich um und hob das Haupt empor, um mir zu zeigen, daß sie nicht weinte. Sie stand auf, und schweigend begannen wir beide die Arbeit, den Rosenstrauch und die Trauerweide von den verdorrten Reisern zu reinigen.

„Gib acht," sagte ich, „reiß' nicht die zusammengerollten Blätter ab; es ist eine kluge Art von Raupen, die sie so für ihre Familie zurecht gemacht haben."

Evangelina trat näher und blickte in die Blättchen, wie in ein Fernrohr, dann ließ sie den Zweig wieder fallen und lächelte. Kein Mitleid aber fühlte sie mit einer Spinne, die ihre Fäden von der Säule nach dem Rosenstrauch gespannt hatte; nachdem sie mit dem Taschentuch dies ganze schöne und mühevolle Werk zerstört hatte, sagte sie zu ihrer Rechtfertigung: „Dies war kein Nest, es war eine Falle."

Der Mai war schon über die Felder gezogen, und die Kirchhofsmauer hatte ihn nicht aufhalten können; sein warmer Hauch hatte tausend Lebensformen zwischen den Gräbern erstehen lassen. Unter dem Steine eines nahen Grabes erblickte ich das Körperchen einer braunen Eidechse, so unbeweglich, daß es von Bronze schien; und indem ich mich

bückte, um das bißchen Erde, das jetzt noch Evangelinas Vater gehörte, vom Unkraut zu säubern, deckte ich den Eingang eines Ameisenhaufens auf, in welchem lebhafte Bewegung herrschte. Diese kleinen Geschöpfe, die aus dem Grabe unsres teuren Greises kamen, um beschwert mit kostbaren Lasten wieder dorthin zurückzukehren, schienen eine Frage herauszufordern.

„Wenn sie uns antworten könnten!“ sagte Evangelina, die den Blick nicht von dem kleinen schwarzen Völkchen abwenden konnte . . .

„So würden sie dir sagen, daß die Toten unsrer nicht bedürfen, und daß wir an unsre Kinder denken sollen.“

Meine Worte waren ernst; aber der Ton, mit dem ich sie aussprach, war leicht und heiter, wie an diesem Tage meine ganze Seele leicht und heiter war.

Keine Wolke zog über unsern Himmel, wir sagten dem lieben Vater Lebewohl und trennten uns von ihm ohne Schmerz.

Als wir bei einem andern Grabmal vorüber gingen, las Evangelina den Namen eines vierjährigen Kindes und sagte betrübt: „Auch die Kinder sterben!“

Ich seufzte: „Leider, ja!“ Doch mein Egoismus fügte schnell mit leiser Stimme hinzu, daß diese Gefahr für zwei meiner Kinder vorüber war und das dritte erst noch geboren werden sollte . . . leider, ja! Und ich seufzte noch einmal. Aber auch dieser letzte Seufzer vermochte meine Heiterkeit nicht zu trüben; ich stellte mich unbefriedigt aus Heuchelei; im Grunde meines Herzens vermißte ich nichts.

Nein ich hatte keinen Wunsch, wirklich gar keinen. Ich wünschte einen Knaben, ja, diese Schwachheit hatte auch ich; und wie um mich für diese Beleidigung meiner künftigen Enkelin zu bestrafen, beeilte ich mich, an meine Tochter zu schreiben, und empfahl ihr, sich gut zu nähren, nicht zu laufen,

die Treppen langsam hinabzusteigen, große Anstrengungen zu vermeiden, kurz, vernünftig zu sein und sich sonst um nichts zu kümmern.

* * *

Die bleiche junge Mutter hob das Körperchen des so lange erwarteten kleinen Geschöpfes in die Höhe und legte es mit großer Vorsicht auf den Arm des Großpapas. Dann sagte sie: „Bist du zufrieden, Papa?" Und sie blickte ihm in die Augen mit der Gewißheit, dort sein Glück zu lesen.

Der Großpapa antwortete nicht einmal; er wollte die kleine Enkelin küssen, die ihn mit großer Aufmerksamkeit ansah, und wußte nicht, wie er es machen sollte; er wollte ihr Gesichtchen mit der Hand streicheln und fürchtete, sie zu ersticken; er hätte mit seiner kostbaren Last durch alle Zimmer laufen, hätte lachen, hätte weinen mögen. Bis vor wenigen Stunden hatte er in Gedanken einen prächtigen Jungen gestreichelt, mehr als nötig war für sein Alter, mit einem Bäuchlein wie sein Großpapa; und vor dieser rosigen Neugebornen fragte er sich, wie er je „einen Andern" habe wünschen können.

Seine Frau und sein Schwiegersohn sahen ihn an und lachten; und die junge Mutter fragte ihn vergebens noch einmal: „Papa, bist du zufrieden?"

Nein, nein, er war nicht zufrieden und er sprach es aus: „Ich möchte sie küssen und kann nicht, des Schnurrbartes wegen; ich möchte sie streicheln und darf nur einen Finger gebrauchen; ich möchte sie nehmen und mit ihr weglaufen und kann nicht, weil ich Angst habe, daß sie sich erkältet. Wie soll ich also zufrieden sein?"

Um den Großvater zu trösten, sagten sie ihm, daß die Neugeborne ihm ganz wie aus dem Gesicht geschnitten sei, die Augen, die Stirn und selbst die Nase. Wie sie mir diese Behauptung wiederholen (denn ich bin der Großvater),

faſſe ich mir ernſthaft an die Naſe, wie um das Maß zu nehmen, und vergleiche ſie mit dem kaum erbſengroßen Näschen meiner Enkelin. Ich ſpiele den Skeptiker, des Anſtands halber. Ich thue ſogar noch mehr: ich ſetze hinzu, daß mein Liebling auch ein bißchen der Großmama ähnelt und ein bißchen der Mama und ein klein bißchen (wirklich nur ein klein bißchen) dem Vater — doch, daß ſie in Wahrheit eine auffallende Aehnlichkeit mit mir hat, daran iſt kein Zweifel. Sie ſagen es ja alle.

Ende.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus geründeren Sphären gegenüberstellt.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Pluvs. Von Ernst Pasqué.
Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Pluvs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Diese frisch u. lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Ein durch und durch liebenswürdiges Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkannten Preis wohl verdient.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzählertalent noch einmal aufs glänzendste.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.
Mit entschiedenem Glück nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer gewissen Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittenroman.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Ein farbensattes Bild südafrikanischen Lebens voll Glut und elementarer Leidenschaft.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der berühmte Verfasser des „Hüttenbesitzer" bietet uns hier zwei geistvolle Novellen, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Ein wahres Meisterwerk hat Feuillet in diesem Roman geschaffen, der einen überaus fesselnden Stoff in vollendeter Form zur Darstellung bringt.

Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Ein hochgestimmtes, frisch aus der Gegenwart heraus geschriebenes Buch, in welchem sich eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft und ein gesunder Humor offenbaren.

Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Mit warmer Empfindung und behaglichem Humor wird in dieser überaus anmutigen Geschichte die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblättrigen Künstlerkleeblattes geschildert, das, auf das Pariser Straßenpflaster geworfen, sich durch kameradschaftliches Zusammenhalten zu Stellung und Anerkennung emporringt.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Die bekannten Vorzüge der skandinavischen

Erzählerschule: scharfe Beobachtung, realistische Schilderung und Gemütstiefe offenbaren sich aufs glänzendste in diesem ergreifenden Roman Lies, der darin ein frappantes Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner norwegischen Heimat vor dem Leser entrollt.

Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
In Zita beleuchtet Malot mit tiefer Menschenkenntnis das Problem, ob sich die Stellung einer Bühnenkünstlerin mit den häuslichen Pflichten der Gattin in Einklang bringen läßt.

Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Gréville, dem unsre Sammlung schon mehrere mit größtem Beifall aufgenommene Bände verdankt, bietet hier einen Roman von hohem Ernst und ergreifender Schicksalsführung.

Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Zwei echte Perlen sind diese fein beobachteten poesievollen Geschichten aus dem römischen Volksleben, mit dem Voß wie kaum ein zweiter vertraut ist und dem er immer neue und originelle Züge zu entnehmen weiß.

Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Das durch und durch ungewöhnliche Werk eines vornehmen Geistes, in welchem Realismus und Idealismus zu harmonischer Einheit verschmelzen, ausgezeichnet durch Adel der Sprache, Stolz der Gesinnung, innere Wahrheit und festgefügten, gedrungenen Aufbau. Ein Buch von bleibendem Wert.

Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Um auch Lesern mit höheren Ansprüchen zu genügen, muß ein Kriminalroman sehr gut und originell geschrieben sein. Dies ist ein solcher.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dieser Roman zählt zum Besten, was Ohnet geschaffen. Blendende Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben wechseln mit hochdramatischen Szenen in reicher Fülle. Die Charakterzeichnung ist meisterlich.

Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.
Mit diesem von frischem Humor sprudelnden Bande eröffnen wir eine Reihe von Romanen, in welchen Ernst von Wolzogen den deutschen Adel der Gegenwart in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versuchen will.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.
Ein neues Buch von Farina bedarf keiner Empfehlung; hat er doch längst, wie kaum ein andrer Ausländer, das Bürgerrecht im Herzen deutscher Leser erworben.

Der Rabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Die überaus beifällige Aufnahme, welche Daudets „Fromont junior und Risler senior" bei unsren Lesern gefunden hat, veranlaßt uns, nun auch seinen nicht minder bedeutenden, in mancher Hinsicht noch interessanteren „Rabob" folgen zu lassen.

Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Das prächtige Kerlchen, welches der Held dieser einfachen Geschichte ist, hat in seiner Heimat aller Herzen im Sturm erobert. Auch bei uns wird es ihm an Freunden nicht fehlen.

Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Zwischen den staubigen Aktenbündeln eines Ministeriums spielt sich dieser originelle Roman ab. Aber welche Fülle von Poesie und feinster Beobachtung weiß Theuriets anmutiges Talent in diesen prosaischen Rahmen zu fassen!

Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die sozialen Gegensätze des modernen Lebens bilden die Grundlage dieses ansprechenden Romans, dessen Knoten die beliebte Erzählerin mit gewohnter Fertigkeit zu schürzen und zu lösen weiß.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohlgelungene Schilderung des zwischen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopfenschen Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebte Verfasser geschrieben.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Eine geistsprühende Satire auf die französische Akademie ist Daudets „Unsterblicher", zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Lady Dorothe. Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas feine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so ähnlicher.

Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wachgerufen, in dem uns das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
So taufrisch, poesievoll und dabei übermütig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Litteratur nicht vieles aufzuweisen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Die beiden Novellen zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlsituierten Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie

M323857

Wahrheit und Schärfe der Charakteristik zu schildern versteht.

Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde. Das ungewöhnliche Talent des Verfassers verschmäht es, ausgetretene Pfade zu wandeln. Jede Seite seines Buches ist fesselnd und originell, und wenn er uns in die Abgründe des Lebens blicken läßt, so thut er es als liebenswürdiger Cicerone mit Geist und Grazie.

Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen. Ein ernstes Buch von herbem und strengem

Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wie Ohnet in jeder seiner Arbeiten an die zeitbewegenden Fragen herantritt, ist es hier das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und geoffenbarter Religion,

fremdes Volksleben auf belgischem Boden tritt uns in dieser höchst interessanten Charakterstudie entgegen, die in ihrer sorgfältigen Durchführung und ihrem lebenswahren Lokalton wohl ein „echter Niederländer" genannt zu werden verdient.